Altschlesien

Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins

herausgegeben von

Hans Seger

Band 7 / Heft 1

Breslau
Selbstverlag des Schlesischen Altertumsvereins
Vertreten durch Ferdinand Hirt, Verlagsbuchhandlung, Breslau 6, Königsplatz 1
1937

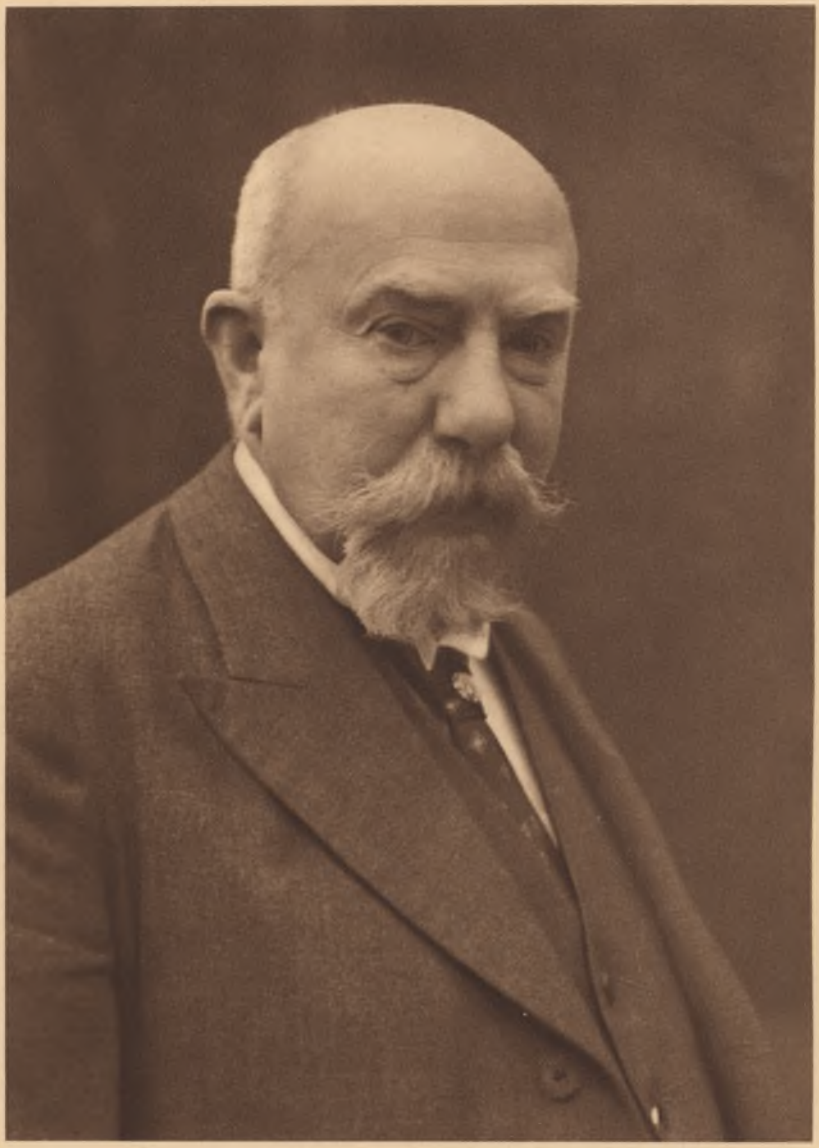
D.I.S. Alt Mitt. 1474/VIII/1 „D"
1184.D

Inhalt

Seite

H. Seger: Max Hellmich †. Mit Bildtafel 1
H. Seger: Der Goldfund von Alteichen Kr. Glogau. Mit Taf. 1 5
L. Zotz: Die Bronzenadeln vom Lampersdorfer Typus. Mit Taf. 2 . . . 8
O. Kleemann: Schlesische Funde im Dresdener Museum für Vorgeschichte. Mit Taf. 3–4 11
F. Geschwendt: Vorgeschichtliche Burgen in Schlesien 28
H. Zeiß: Die Zeitstellung des Reitergrabes von Königsbruch Kr. Guhrau . 34
F. Pfützenreiter: Ein völkerwanderungszeitliches Gräberfeld im Staatsforst Guttentag OS. Mit Taf. 5–9 40
W. Boege: Ein Beitrag zum Formenkreis der wandalischen Irdenware aus der Völkerwanderungszeit 44
E. Petersen: Der Burgwall von Kleinitz Kr. Grünberg. Mit Taf. 10 . . . 59
K. Langenheim: Ein wichtiger frühslawischer Siedlungsfund vom „Schmiedeberg" bei Gustau Kr. Glogau. Mit Taf. 10–11 76
M. Jahn: Der Burgwall von Poppschütz Kr. Freystadt. Mit Taf. 12–14 . 93
P. Paulsen: Prunkwaffen der Niederlausitz. Mit Taf. 15 112
A. Suhle: Der Brakteatenfund von Schönbrunn. Mit Taf. 16 117
Bücheranzeigen 119
Schlesischer Altertumsverein. Bericht über das Vereinsjahr 1936/37 . . . 139

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PUBLICZNA
W OPOLU



M. Lachmann

Aufn. Landesamt
für vorgesch. Denkmalpflege, Breslau

Kupfertiefdruck
Wilh. Gottl. Korn, Breslau

571(438)(05:061.2)+930.26/85(438)(05:061.2) Śl
+069(438)(083.8+084.1)+06.055.5:061.2/438=30
AIt
1174 D/III/1
EI2

BIBLIOTEKA PUBLICZNA W OPOLU
1184.D

Altschlesien

Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte / Band 7

1937 — Heft 1

Max Hellmich †

Von H. Seger

Dem Siebzigjährigen sollte dieses Heft als Festschrift auf den Geburtstagstisch gelegt werden. Während des Druckes hat es sich in eine Trauerkundgebung verwandelt. Was wir an herzlichen Empfindungen und Wünschen für den Lebenden bereit hatten, das sei nun dem Gedächtnis seines Wertes und seiner Arbeit dargebracht!

Hellmich war nach Abstammung, Wesen und Wirken ein echter Schlesier. Die väterlichen Ahnen sind als Erbbauern und Gerichtsscholzen bis ins 17. Jahrhundert in Stampen Kr. Oels, vom Urgroßvater ab in Rosenthal Kr. Breslau nachweisbar. Erst der Vater hatte die akademische Laufbahn eingeschlagen. Er war Oberlehrer an der Realschule in Grünberg, als ihm am 24. Juli 1867 sein Sohn Max geboren wurde. Zwei Jahre später kam er ans Realgymnasium in Rawitsch und starb dort schon 1873. Die Mutter zog nach Breslau, kehrte aber bald nach Rawitsch zurück, um sich mit einem Kollegen ihres verstorbenen Mannes zu verheiraten. Max besuchte das Realgymnasium und verließ es Ostern 1886 mit dem Reifezeugnis. Hervorragende Begabung für die mathematischen Wissenschaften und gute Leistungen im Konstruktions- wie im Freihandzeichnen werden ihm darin bescheinigt. Diese Fähigkeiten mögen ihn dem Feldmesserberuf geneigt gemacht haben. Er bildete sich zuerst bei den Katasterämtern in Rawitsch und Berlin praktisch aus, besuchte dann vier Semester lang die Landwirtschaftliche Hochschule in Berlin und erhielt Ostern 1889 auf Grund der in allen Fächern gut bis sehr gut bestandenen Prüfung die Bestallung zum Landmesser. Von da ab stand er im Dienste der Kgl. Generalkommission (später Landeskulturamt) für Schlesien, und zwar bis 1893 in Neiße, bis 1897 in Oppeln, bis 1909 in Glogau, bis 1916 in Breslau. 1892 führte er die Tochter des Pastors Schwarzer in Ossig Kr. Lüben als Gattin heim, die ihm zwei Söhne und eine Tochter schenkte und in glücklichster Ehe bis an sein Lebensende mit

Wojewódzka Biblioteka Publiczna Czytelnia w Opolu

BIBLIOTHECA COLLEGII SERAPH. FF. MINISTRORUM

ihm verbunden war. 1911 wurde er zum Oberlandmesser ernannt. Bei der Mobilmachung im August 1914 stellte er sich der Breslauer Kommandantur zur Durchführung der Armierungsarbeiten zur Verfügung und leitete „mit großer Pflichttreue und Umsicht" den Ausbau eines Unterabschnitts. Vom Oktober 1914 bis November 1915 wurde er in mehreren Bezirken Russisch-Polens als bautechnischer Sachverständiger und Postenoffizier zum Bau von Befestigungen und Leitung von Vermessungen herangezogen, in welchen Eigenschaften er sich abermals die höchste Anerkennung der vorgesetzten Dienststellen erwarb. Nach der Rückkehr in den Zivilberuf wurde er zu seinem Leidwesen dem schlesischen Wirkungskreise durch Versetzung nach Stettin für mehrere Jahre entzogen. Erst im November 1919 gelang es ihm, seine Rückversetzung nach Schlesien zu erreichen. Da er in Breslau keine Wohnung fand, wurde er dem Kulturamt in Liegnitz überwiesen, wo er bis zum ehrenvollen Abschied Ende 1927 blieb, um dann so bald wie möglich wieder nach Breslau überzusiedeln. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens konnte er sich ungeteilt seinen wissenschaftlichen Aufgaben widmen. Obschon seine Gesundheit nicht mehr die festeste war, unternahm er neben seiner häuslichen und landesamtlichen Tätigkeit noch unermüdlich anstrengende Reisen auf dem Motorrade und Vermessungen im Gelände, und selbst, als zunehmende Krankheit ihn bereits ans Zimmer fesselte, arbeitete er noch fieberhaft an der Vollendung der begonnenen Pläne. Man muß es als eine gnädige Fügung betrachten, daß er am 19. Mai 1937 durch einen sanften Tod vor längerem Siechtum bewahrt blieb.

Wesen und Wirken waren bei Hellmich, wie meist bei ungewöhnlichen Menschen in eins verschmolzen. Den ererbten Anlagen verdankte er die innige Liebe zum heimatlichen Boden und die Befähigung für einen Beruf, der ihm die Möglichkeit gab, sich dauernd mit diesem Boden und seinen Bewohnern in den verschiedensten Teilen des Landes zu beschäftigen. Hinzu kam das ernste Streben, sich über den engeren Pflichtenkreis hinaus beständig weiter zu bilden und die gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Vorbildlich als Beamter und Vaterlandsverteidiger, war er es auch als Heimatforscher. So vielseitig hier seine Neigungen waren, so hat er sich doch nie mit dem bloßen Schürfen an der Oberfläche begnügt. Weite Gebiete der Volkskunde hat er grundlegend behandelt und dazu in Bild und Zeichnung einen Anschauungsstoff gesammelt, von dem seine Veröffentlichungen, so zahlreich sie sind, doch nur einen kleinen Ausschnitt wiedergeben. Die ländlichen Siedlungsformen, das Dorf und das Bauernhaus, Kretscham und Speicher, Hausrat und Tracht, Brauchtum und alte Wege, Torfäulen, Pest- und Sühnekreuze, Rechtsaltertümer im weitesten Sinne, das waren die Gegenstände seiner mit Ausdauer betriebenen Studien. Im Selbstverlage erschien 1928 seine Übersichtskarte der schlesischen Gemarkungsgrenzen im Maßstabe 1:300 000, eine Ergänzung zu den von der Historischen Kommission herausgegebenen Grund-

karten im Maßstabe 1 : 100 000, beide zusammen unentbehrliche Hilfsmittel zur Eintragung von landeskundlichen Forschungsergebnissen jeder Art.

Zur Vorgeschichte wurde Hellmich schon in der Zeit seines Aufenthalts in Oppeln durch Steuerinspektor W. Klose angeregt, und wie dieser, so betätigte auch er sich zunächst als Sammler. Sobald er aber Fühlung mit dem Breslauer Museum genommen hatte und (1900) Mitglied des Schlesischen Altertumsvereins geworden war, gab er die in den Kreisen Guhrau, Glogau, Freystadt, Grünberg und Sorau gesammelten Altertümer bereitwillig an das Museum ab und betrachtete es fortan als selbstverständlich, daß er alle ihm bekannt werdenden Funde nach Breslau meldete und zu ihrer Rettung nach Kräften beitrug. Gleich im Beginn dieser Tätigkeit (1900/01) glückte ihm die Entdeckung der beiden frühwandalischen Begräbnisplätze in Zeippern und Schlichtingsheim, der ersten ihrer Art, die in Schlesien auftauchten, und an Reichtum der Beigaben bis heute unübertroffen. In die Glogauer Zeit fällt auch seine nähere Bekanntschaft mit den dort besonders häufigen Burgwällen, deren planmäßige Aufnahme zur Lebensaufgabe für ihn geworden ist. Er benutzte zu diesem Zweck anfangs unter großen persönlichen Opfern seine Ferien. In den Jahren 1907 bis 1909 wurden ihm hierfür auf Antrag des Altertumsvereins längere Urlaube gewährt. Schon vorher hatte er die rätselhaften Dreigräben der niederschlesischen Heide in ihrer ganzen Länge abgeschritten und aufgemessen. Ihre anfängliche Deutung als germanische Grenzwehr gegen die Slawen gab er später zugunsten der Auffassung als mittelalterlicher Landesgrenze auf. Über die Burgwälle erstattete er 1909 in der Zeitschrift „Schlesien" (II S. 67—74) einen ersten zusammenfassenden Bericht. Er verkennt darin nicht, daß die erzielten Ergebnisse nur als vorläufige anzusehen seien. Doch hinderten äußere Verhältnisse zunächst die Fortsetzung der Arbeit. Außer den farbigen Plänen hat Hellmich damals auch eine Anzahl wohlgelungener Modelle von Burgwällen für das Breslauer Museum angefertigt. In Würdigung seiner Verdienste wurde ihm 1908 aus Anlaß des 50jährigen Vereinsjubilums die vom Verein und Museum gemeinsam gestiftete große Bronzeplakette überreicht.

Im Jahre 1927 hatte der Präsident der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, Exz. Schmitt-Ott, die Bearbeitung der ostdeutschen Wehranlagen als dringlich anerkannt und dafür größere Geldmittel bereitgestellt. Dem bald darauf in den Ruhestand getretenen Vermessungsrat Hellmich wurde auf Grund seiner bisherigen Leistungen ab 1928 ein Forschungsstipendium für fünf Jahre bewilligt, damit er für Schlesien das begonnene Werk zu Ende führen könne. Unabhängig davon wurde ihm auch der Auftrag zuteil, für die neu gegründete Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens ein vollständiges Verzeichnis der schlesischen Burgwälle in Kartothekform anzufertigen, eine überaus mühevolle und, wie sich herausstellte, undankbare Aufgabe, da sie infolge Auflösung der Arbeitsgemeinschaft nicht zum Abschluß

kam. Dagegen war es ihm dank einer neuen Beihilfe der Notgemeinschaft vergönnt, in den Jahren 1935 bis 1937 die letzte Hand an seine rechnerischen und zeichnerischen Aufnahmen zu legen und 209 fertige Burgwallpläne — 177 für Nieder-, 32 für Oberschlesien — den Landesämtern in Breslau und Ratibor abzuliefern. In ihrer mustergültigen Genauigkeit und Formvollendung bilden sie einen wahren Schatz, dem kein deutscher Landesteil etwas Gleichwertiges an die Seite zu stellen hat. Für ihre Veröffentlichung zu sorgen, wird eine Ehrenpflicht unseres Vereins sein.

Nebenher leistete Hellmich durch seine Kunst in ungezählten Fällen bei Ausgrabungen von Urnenfeldern, Hügelgräbern, Siedlungen usw. wertvolle Hilfe. Die nachher berühmt gewordenen Höhlen des Kitzelberges bei Kauffung, von denen eine seinen Namen trägt, hat er als einer der ersten (1924) besucht und vermessen. Auch mit der Erforschung des Silings und seiner Altertümer ist sein Name unzertrennlich verknüpft. Eine letzte ganz große Arbeit, über die sich schon die Schatten des nahenden Todes breiteten, galt der Höhenschichtenkarte von Nimptsch: sie soll als Grundlage der im Gange befindlichen Untersuchung dieser altgermanischen Feste dienen. Aber Hellmich hat auch dafür gesorgt, daß sein reiches Wissen nicht mit ihm verloren ging. Viele Jünger unseres Faches sind durch ihn in die zweckdienlichen Methoden der Feldmeßkunst eingeführt worden, und sehr zahlreich sind die Beiträge, die er darüber an Fachzeitschriften geliefert hat. Überhaupt entfaltete er auch auf dem Gebiet der Altertumskunde eine rege schriftstellerische Tätigkeit[1]). Seine Hauptschrift: Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (1923), besitzt als Gesamtdarstellung noch heute ihren Wert und wird ihn, namentlich durch ihre physikalischen Grundkarten, auch weiterhin behalten. Anziehend und volkstümlich abgefaßt, haben seine großenteils in Heimatblättern erschienenen Aufsätze nicht wenig dazu beigetragen, der Altertumskunde in weiten Kreisen Freunde zu gewinnen.

So kann man sagen, daß sich der Sinn seines Lebens, der Heimatgedanke, erfüllt hat. Als Sucher und Künder der schlesischen Eigenart in Vergangenheit und Gegenwart wird Hellmich mit Achtung genannt werden, solange es Gleichstrebende gibt. Wir aber, denen er Jahrzehnte hindurch als Mitarbeiter nahegestanden hat, betrauern in ihm auch den feinfühligen, warmherzigen Menschen und treuen Freund, den uns nichts ersetzen kann.

---

[1]) Schriftenverzeichnis siehe Altschlesische Blätter 1937 S. 116.

Der Goldfund von Alteichen Kr. Glogau

Von Hans Seger

Mit Tafel 1

In dreifacher Hinsicht berührt sich der hier besprochene Fund mit dem vielseitigen Arbeitsgebiet unseres heimgegangenen Freundes: er stammt vom Fuße eines wichtigen Burgwalls, den Hellmich vermessen und aufgenommen hat[1]); nahe dabei sind zwei der von Hellmich grundlegend behandelten Einbäume aus dem Oderbette gehoben worden[2]), und drittens bezeugt der Fund aufs neue nachdrücklich den von Hellmich zuerst erkannten uralten Weg, der sich längs der linken Oderseite durch ganz Schlesien erstreckte und als Völker- und Handelsstraße zu allen Zeiten von außerordentlicher Bedeutung war[3]). Die Bekanntgabe des Fundes schien mir deshalb in einer Max Hellmich gewidmeten Gedächtnisschrift gut am Platze zu sein.

An der Westgrenze des Kreises Glogau, zwischen den Dörfern Alteichen (früher Klein Tschirne) und Gutendorf (früher Doberwitz) beschreibt die Oder eine fast hufeisenförmige, nach Süden geöffnete Krümmung. Da wo der Unterlauf der Schlinge zur nächsten, nordwärts geöffneten umbiegt, erhebt sich am linken Uferrand ein länglicher, bis zu 13 m über die Talsohle aufsteigender Hügel, von Natur eine Düne, aber vom Menschen in alter und neuer Zeit mannigfach verändert. Der Name Weinberg deutet auf einstigen Anbau der Rebe hin. Das Meßtischblatt 2410 hat in seiner neuen berichtigten Auflage dafür die Bezeichnung Burgberg gesetzt. Daß sie zu Recht besteht, ist durch die noch vorhandenen Spuren eines Walles und gelegentliche Nachgrabungen erwiesen. Verbrannte Holzkonstruktionen, anscheinend von Palisadenwänden herrührend, und slawisches Tongeschirr der Zeit um 1000 n. Chr. kamen dabei zutage. Im östlichen Vorgelände waren beim Pflügen schon immer Scherben hartgebrannter, mit Wellenlinien, Stempeln u. dgl. verzierter Drehscheibenware herausgewühlt worden. Seit etwa 1924 ist dort eine Sandgrube in Betrieb. Hierbei wurden des öfteren Hausgruben gleichen Alters wie der Burgwall aufgedeckt. Die erwähnten beiden Einbäume, der eine trog-, der andre bootförmig, fanden sich 1907 und 1911 in der Nähe des Burgberges etwas unterhalb der dortigen Fähre. Ein dritter Einbaum wurde 1928 noch etwas weiter unterhalb, schon in der Gemarkung Renkersdorf, aus dem Oderbette gehoben und im Heimatmuseum zu Beuthen aufgestellt.

---

[1]) Altschlesien III 43 Nr. 32. — Photographische Aufnahmen und Beschreibung bei den Ortsakten. Plan und Vermessung in dem von Hellmich vorbereiteten Kartenwerk.

[2]) M. Hellmich, Einbäume in Schlesien, Schles. Vorzeit N. F. VI 24 u. 31.

[3]) M. Hellmich, Die Völker- und Verkehrsstraße an der Oder in vorgeschichtlicher Zeit, Schles. Monatshefte, herausgeg. von Dr. E. Boehlich, Jahrg. 1924, S. 168—176. — Derselbe, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Breslau 1923, Seite 11 f.

Im Schrifttum ist die Fundstelle (Burgberg, Vorgelände und Einbäume) bald zu Doberwitz, bald zu Klein Tschirne gerechnet worden. Nach gefälliger Auskunft des Katasteramts in Glogau gehört sie tatsächlich zum Gemeindebezirk Gutendorf (Doberwitz). Die betreffenden Flurstücke liegen jedoch, was für die Denkmälerstatistik maßgebend ist, in der Gemarkung Alteichen (Klein Tschirne) und müssen nach ihr benannt werden.

Im Dezember 1936 wurde an der steil geböschten Nordostseite des Hügels wiederum Sand geschachtet. Dabei stieß der Arbeiter Leschinsky aus Gutendorf in 0,80 m Tiefe auf eine dunkelgefärbte Stelle und darin auf vorgeschichtliche Gefäße mit Leichenbrand. Weil sie völlig zerdrückt waren, warf er sie mit dem Erdboden beiseite. Beim Weiterschachten bemerkte er noch einen fast vollständig erhaltenen Henkelkrug, der nunmehr vorsichtig freigelegt wurde. Als der Finder den Sand ausschüttete, fielen ihm zwei goldene Drahtringe in die Hand. Er meldete dies sogleich dem Bürgermeister von Gutendorf, der die Meldung an den Landrat des Kreises Glogau und im Benehmen mit ihm an den Beauftragten des Vertrauensmannes, Oberrealschullehrer Krause in Glogau, weitergab. Von diesem wurde an das Landesamt in Breslau berichtet und zugleich mitgeteilt, daß Kreis und Gemeinde ausdrücklich gewünscht hätten, den Fund, nachdem er zuerst dem Breslauer Landesamt zur wissenschaftlichen Bearbeitung vorgelegen habe, für das Städtische Museum in Glogau zu erhalten. Dies wurde bereitwillig zugestanden. Eine Nachprüfung der Fundumstände durch Hilfsarbeiter W. Hoffmann ergab, daß der Krug mit den Goldspiralen ziemlich sicher in derselben Grabgrube gestanden hatte wie die weggeworfenen Gefäße. Deren Trümmer wurden aus dem Erdhaufen herausgelesen. Der Bodenteil der Aschenurne enthielt noch die Hauptmasse des Leichenbrandes. Dazu kamen eine große Deckschüssel und — außer dem Henkelkrug — noch ein zweites Beigefäß.

1. Scherben einer gelbbraunen bauchigen Terrine mit hohem, steilem Halse. Schulter durch aufgelegte senkrechte Leisten verziert. Im Bodenteil lag die Knochenasche.

2. Scherben einer großen gelbbraunen Deckschüssel, außen künstlich gerauht, mit fingerweitem Henkel am Halse.

3. Reste eines dünnwandigen gelbbraunen Gefäßes, wahrscheinlich krugförmig. An einem Scherben eingedellter kleiner Buckel wie bei Nr. 4.

4. Henkelkrug, braunfleckig, sonst aber glänzend schwarz. Körper gedrückt kugelig, Hals fast senkrecht, oben schwach erweitert. Der kräftige Henkel mit Mittelkante. Auf der Schulter vier runde Dellen mit eingezapften konischen Buckeln. Zwei davon abgesprungen. Rand bestoßen. Spatenstich durch die Wandung. H. 13,7, Br. 17,5, oberer Dm. 12,4 cm. Taf. I 1.

5. Ein Paar zylindrische Spiralen aus ungleichmäßig gerundetem, stellenweise kantigem Doppeldraht mit 3½ Umgängen, die eine links-, die andre rechtsläufig. Der oberste Umgang ist in halber Länge mit an der Dopplung wechselnder Torsion versehen. Die Dopplung selbst glatt und schleifenförmig, am torquierten Ende vierkantig. Feingold. Drahtstärke 0,15, Weite ungefähr 5,5 cm. Gewicht 25 und 27 g. — Taf. I 2—3.

Die Zeitstellung des Fundes wird durch den Henkelkrug bestimmt. Er verleugnet in Form und Verzierung nicht seine Abkunft von den schönen Buckel-

krügen der mittleren Bronzezeit, ist aber augenscheinlich jünger. Der kuglige Körper und die nicht mehr von innen heraus getriebenen, sondern nur aufgesetzten und zu kleinen Kegeln verkümmerten Buckel verweisen ihn schon in die jüngere Bronzezeit, etwa in die Mitte der Periode IV. Die anderen, nur in Bruchstücken erhaltenen Gefäße passen durchaus dazu und verstärken den Eindruck, daß wir einen einheitlichen Grabfund vor uns haben. Dies wird weiter dadurch bestätigt, daß zwar die Gegend im allgemeinen reich an Resten der illyrischen Kultur ist, daß aber solche in der Nähe des Burgbergs bisher sonst noch nicht beobachtet sind. Wenn künftige Untersuchungen nichts anderes ergeben, muß man vermuten, daß das Grab allein gelegen hat. Sein Ausnahmecharakter würde dadurch noch mehr unterstrichen werden. Denn sehr ungewöhnlich ist in der Tat die Mitgift der beiden Goldspiralen. Gold zählt in den Brandgräbern der Urnenfelderzeit zu den größten Seltenheiten[4]), und zwei so wertvolle Stücke, wie es nach Größe und Gewicht die Alteichener waren, stehen als Grabbeigaben in dieser Zeit überhaupt ohne Beispiel da. Fügt man hinzu, daß auch ihre Unterbringung in einem Beigefäße, statt in der Urne, dem üblichen Brauche widerspricht, so könnte man auf den Gedanken verfallen, daß sie vielleicht gar nicht als Totenopfer, sondern als Hort aufzufassen seien, den sein einstiger Besitzer nur aus Sicherheitsgründen in oder neben dem Grabe verborgen hätte[5]). Doch bedarf es einer so gekünstelten Annahme nicht. Handlungen der Pietät sind an keine Schranken gebunden, und grade die Kostbarkeit der Mitgift konnte ihre gesonderte Verwahrung erwünscht erscheinen lassen. Die Spangen sind als Paar im Gegensinne gearbeitet und vom Umfang eines schmächtigen Handgelenks. Gewiß haben sie im Leben die Arme der bestatteten Frau geschmückt[6]).

Die handelsgeschichtliche Bedeutung der Goldspiralen ist oft erörtert worden. Schon vor einem halben Jahrhundert haben deutsche und skandinavische Gelehrte dargetan, daß sie während eines bestimmten Abschnittes des Bronzealters das hauptsächliche Bezahlungsmittel des Südens für das „Gold des Nordens", den Bernstein, gebildet haben, der damals zum größten Teil

---

[4]) Von schlesischen Goldfunden in Urnengräbern der illyrischen Kultur waren bisher nur zwei winzige Ringlein aus Giesdorf Kr. Namslau (Grab 19, Inv. Nr. 546/47 : 15) bekannt. Dazu kommt jetzt die von H. A. Schultz in den Altschles. Blättern 1937 Nr. 1/2 veröffentlichte kleine Spirale aus Posottendorf—Leschwitz Kr. Görlitz. Über zwei ähnliche Grabbeigaben aus Schönwalde Kr. Luckau und Küppern Kr. Guben vgl. K. H. Marschalleck, Die vorgesch. Goldfunde der Niederlausitz (S. A. aus Niederlaus. Mitteil. Bd. 22) S. 4 und 6. Die Funde von Giesdorf, Posottendorf und Küppern gehören in die frühe Eisenzeit.

[5]) Über das Verbergen von Schätzen in der Nähe von Gräbern vgl. Schles. Vorzeit VII 528.

[6]) Der Gebrauchszweck der Spiralen war offenbar sehr verschieden: sie konnten je nach der Größe am Finger, am Arm oder als Haarschmuck getragen werden oder auch ohne Rücksicht auf die Tracht einfach als handliche und leicht abschätzbare Wertstücke und Bezahlungsmittel dienen. Für alle diese Verwendungsweisen liegen reichliche Zeugnisse vor.

von der Westküste Schleswig-Holsteins und Jütlands kam, und daß die Bezugsquellen des Goldes höchstwahrscheinlich in Ungarn, Siebenbürgen oder den österreichischen Alpenländern zu suchen sind[7]). Ich selbst habe in einer 1902 erschienenen Arbeit[8]) zu zeigen versucht, daß einer der Wege, auf denen sich dieser süd-nördliche Handel vollzog, durch Schlesien geführt haben müsse. Besonders der große, 2 kg schwere Wohlauer Hortfund mit seinen 76 in Päckchen sortierten Goldspiralen dürfte am ehesten als Händler-Niederlage zu erklären sein. Seit jener Veröffentlichung hat sich der einschlägige Fundstoff seltsamerweise so gut wie gar nicht vermehrt. Der Doberwitzer Grabfund setzt jedoch die aus den früheren Funden ersichtliche Wegerichtung ein Stück weiter nach Nordwesten fort, und das an einem Punkte, der durch seine die Gegend beherrschende Lage und seine natürliche Eignung als Oderübergang vielleicht schon im Bronzealter eine verkehrswichtige Rolle gespielt haben mag.

Die Bronzenadeln vom Lampersdorfer Typus

Von Lothar F. Zotz

Mit Tafel 2

Die Hügelgräber von Lampersdorf Kr. Oels wurden im Fachschrifttum[1]) und in Heimatzeitschriften[2]) mehrfach erwähnt. Wie anderer, sichtbarer Denkmäler der vor- und frühgeschichtlichen Zeit Schlesiens hat sich Herr Vermessungsrat i. R. M. Hellmich ihrer in besonderer Weise angenommen. Wir verdanken ihm u. a. eine genaue landmesserische Aufnahme des größten Lampersdorfer Hügelgräberfeldes. Viele der auf Hellmichs Plan verzeichneten Hügel mußten inzwischen einem Sandgrubenbetrieb weichen, konnten aber, dank der Aufmerksamkeit unseres Lampersdorfer Altertumspflegers, Herrn Richard Weiß, vorher fachmännisch untersucht und ausgegraben werden. So erschiene nicht nur die Veröffentlichung des Hellmich'schen Lageplans dieses großen bronzezeitlichen Hügelgräberfeldes, sondern auch die Darlegung der z. T. neuen wissenschaftlichen Ergebnisse der Grabungen erwünscht. Beides muß jedoch wegen Raummangel aufgeschoben und der Aufbau der Hügel mit dem Nachweis von

[7]) Verhandl. d. Berlin. Ges. f. Anthrop. 1886 S. 451 ff.; 1890 S. 270 ff. (O. Olshausen). – Aarboger f. Nordisk Oldkyndighed 1886 S. 300; 1909 S. 99 (S. Müller). — Fornvännen 1916 S. 34 und 56 ff. (O. Montelius). – S. Müller, Nord. Altertumskunde I 323 f. – C. Schuchhardt, Der Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde, S. 36 ff. – M. Ebert, Reallex. V S. 56 f. (E. Wahle).

[8]) Schles. Vorzeit N. F. II 4 ff. Vgl. dazu Altschlesien VI 174 ff. und 198 ff.

[1]) L. Zotz in Altschlesien IV (1934) S. 108 ff. sowie in Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit XI (1935) S. 59–60.

[2]) E. Wieczorek in „Schlesische Heimat", 1936, S. 225. Der Verfasser spricht hier, sich an eine mißverständliche Chronologie anlehnend, von einem Hügelgräberfelde der Bronzezeit (frühgermanischen Zeit). Natürlich sind die Hügelgräber nicht germanisch.

Totenhäusern an anderer Stelle behandelt werden. Lediglich einer besonderen Nadelart, die als Beigabe in den unter niedrigen Hügeln liegenden Körpergräbern von Lampersdorf mehrfach auftrat, soll hier Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Diese Bronzenadeln (Abb. 1,3,4) gehören zur Gruppe der ostdeutschen Ösennadeln, deren Formenkunde wir Seger verdanken[3]). In einem wertvollen Beitrag hat sodann vor kurzem Jansen diese Nadeln in zwei grundsätzlich verschiedene Gruppen geschieden, und die Bronzenadeln mit senkrecht durchlochter Öse scharf von jenen mit waagerecht durchlochter getrennt[4]). Die Zeitstellung ist, durch zahlreiche Grabfunde gesichert, seit langem bekannt, und die von Seger nach Mertins als Typus C herausgestellte Form der ostdeutschen Ösennadel durfte, entsprechend ihrer am weitesten fortgeschrittenen Entwicklungsstufe, der Periode III zugewiesen werden[5]). Die Entwicklungsrichtung der ostdeutschen Ösennadel ist eindeutig und klar. Sie geht von dem warzenförmig am oberen Teil des Nadelschaftes angebrachten, senkrecht durchlochten Wulst des Typus A (nach Mertins) aus, der dergestalt vergrößert wird, daß er zunächst einen einfachen (Abb. 22 bei Seger) oder gekerbten (Abb. 23 bei Seger), später einen doppelten (Abb. 24) und mehrfachen, sich um den Nadelschaft legenden, durchlochten Ring bildet. Am Ansatz dieses Ringes, der wie eine Halskrause den Schaft umschließt, wurde dieser, der ursprünglich säbelförmig gebogen war, dann mehr und mehr winklig geknickt. Gleichzeitig und gleichgerichtet mit dem Ösenwulst wurde der anfänglich scheibenförmige oder gerippte Nadelkopf erweitert.

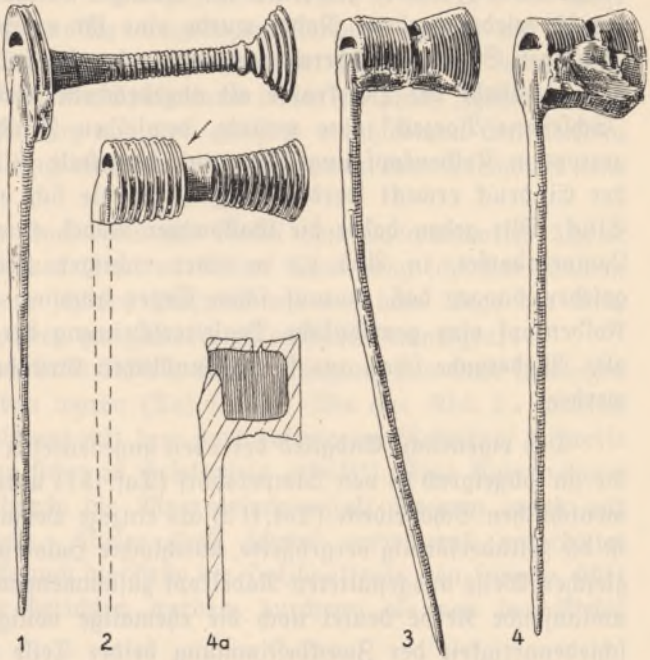


Abb. 1. Entwicklung der Nadel vom Lampersdorfer Typus. 1, 2 Gallowitz Kr. Breslau. 3, 4 Lampersdorf Kr. Oels. 1/2

[3]) H. Seger, Zur Chronologie der ostdeutschen Ösennadeln. Prähist. Zeitschr. I (1909) S. 60.

[4]) H. L. Jansen, Die Verbreitung der Bronzenadeln mit seitlicher Öse. Prähist. Zeitschr. XXVI (1935) S. 208 ff.

[5]) Vgl. B. v. Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien, Berlin 1926, S. 44–52. C. Engel, Vorgeschichte der altpreußischen Stämme, Königsberg 1935, S. 211.

So liegt dann in dem Typus der Nadel von Klein Wangern Kr. Wohlau (Abb. 19 bei Seger) eine weit fortgeschrittene Entwicklungsstufe vor, wobei aus der durchlochten Halskrause der Nadel bereits ein, aus konzentrischen Ringen aufgebauter Zylinder geworden ist. Weniger bekannt als die von Seger zeichnerisch wiedergegebene Nadel wurde eine ihr entsprechende, die zwar im einschlägigen Schrifttum überall genannt[6]), aber falsch abgebildet worden ist[7]). Als der unterhalb der Halskrause alt abgebrochene Nadelschaft nämlich wurde in „Schlesiens Vorzeit" eine weitere, demselben Fund entstammende Nadel mit geripptem Kolbenkopf angesehen und dergestalt bildmäßig wiedergegeben, daß der Eindruck erweckt werden muß, es handle sich um ein zusammenhängendes Stück. Wir geben daher die Gallowitzer Nadel, eine unmittelbare Vorstufe der Lampersdorfer, in Abb. 1,2 in einer richtigen Zeichnung wieder. Ganz abgesehen davon, daß, worauf schon Seger hinwies, die Nadeln mit geripptem Kolbenkopf eine gewöhnliche Begleiterscheinung der Ösennadeln sind, muß die alte Wiedergabe schon aus formenkundlichen Gründen als unmöglich bezeichnet werden.

Das eigentliche Endglied der oben angedeuteten Entwicklung ist eine Nadel, die im Hügelgrab 18 von Lampersdorf (Taf. II 1) unterhalb einer noch erhaltenen menschlichen Schädeldecke (Taf. II 3) als einzige Beigabe gefunden wurde. Bei ihr ist die zylinderförmig vergrößerte, durchlochte Halskrause unmittelbar mit dem in gleicher Weise ausgestalteten Nadelkopf zusammengewachsen, und nur eine rings umlaufende Kerbe deutet noch die ehemalige völlige Trennung und die Verschiedenartigkeit der Zweckbestimmung beider Teile an. Aus dem durchlochten Halswulst und dem Nadelkopf ist ein neuer, völlig anders gestalteter Nadelkopf von der Form einer zylindrischen Spule geworden. Infolgedessen mußte die eine Öffnung der Öse, die noch bei der Gallowitzer Nadel folgerichtig auf der Stirnfläche liegt (in Abb. 1,2 durch Pfeil angedeutet), bei unserem Lampersdorfer Stück an die obere, äußere Kante des Spulenkopfes rücken (Abb. 1,3). Dieser Kopf ist 3,2 cm lang und besitzt einen Durchmesser von 2,2 cm. Massiv gegossen, steht er mit seiner großen Schwere zu dem dünnen, leicht gebogenen Nadelschaft von 17 cm Länge in keinem richtigen Verhältnis mehr. Das müssen auch die Hersteller stark empfunden haben, denn bei der anderen, dem Hügelgrab 4 entstammenden, hier wiedergegebenen Lampersdorfer Nadel (Abb. 1,4) ist der Kopf

---

[6]) Lissauer, Vierter Kartenbericht, Zeitschrift für Ethnologie 39 (1907) S. 817. Šturms, Die ältere Bronzezeit im Ostbaltikum, Berlin 1936, S. 62. Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, Breslau 1906, bildet aus dem Gallowitzer Fund S. 58, Abb. 127 nur eine Bronzepfeilspitze ab. Nach der mit dem entsprechenden Grabfund von Kusser Kr. Freystadt (Seger a. a. O. S. 62) gänzlich übereinstimmenden Zusammensetzung möchten wir den Fund von Gallowitz im Gegensatz zu v. Richthofen a. a. O. S. 17 ebenfalls als einen Grabfund und nicht als Verwahrfund ansprechen.

[7]) Schlesiens Vorzeit VI (1896) S. 334.

hohl gegoſſen. Dieſe Nadel ſtellt nicht mehr eine Entwicklungsſtufe der oſtdeutſchen Öſennadel wie Abb. 1,3 dar, ſondern nachdem die Entwicklungsrichtung ihr Endziel erreicht hat, iſt ein völlig neuer Nadeltypus, der Lampersdorfer, entſtanden. Bei dem in Abb. 1,4 wiedergegebenen Stück iſt der 15,5 cm lange Nadelſchaft nicht mehr rechtwinklig umgebogen, ſondern einfach mit einem 2,8 cm langen, an der Stirnſeite ebenſo breiten Hohlzylinder verbunden (Abb. 1, 4a). Nur die kennzeichnende Spulenform dieſes gerippten Zylinderkopfes erinnert noch an ſeine Entſtehung aus zwei gänzlich verſchiedenen Einzelteilen, nämlich dem Nadelkopf im engeren Sinne und der aus dem Öſenwulſt entwickelten Ringkrauſe.

Würden wir nicht alle Vorformen der Nadel vom Lampersdorfer Typus kennen, ſo würde man kaum auf ihren wirklichen Werdegang ſchließen können. Sie iſt deshalb ein beſonders ſchönes Beiſpiel, wie auf dem Wege der Entwicklung aus beſtimmten Formen ganz andere zu entſtehen vermögen.

Es ſei noch erwähnt, daß beide Nadeln bei der Bergung von einer ſchwarzen organiſchen Subſtanz umgeben waren (Taf. II 2-3). Wie aus Abb. 1,4 deutlich erſichtlich wird, iſt dieſe Subſtanz mit dem ſtark patinierten Nadelkopf teilweiſe verbacken. Die Nadeln haben ſicher in Holzkapſeln geſteckt[8]). Eine Unterſuchung der verkohlten Holzreſte durch die Moorverſuchsanſtalt Bremen ergab mit Wahrſcheinlichkeit Kiefernholz. Dieſes Holz ſcheint vorwiegend verarbeitet worden zu ſein, konnten doch auch die Reſte der Holzbauten in den Hügeln, über die wir an anderer Stelle berichten werden, durchweg als von der Kiefer ſtammend beſtimmt werden.

Schleſiſche Funde im Dresdener Muſeum für Vorgeſchichte

Von Otto Kleemann, Königsberg (Pr.)

Mit Tafel 3—4

Der Bedeutung der ſächſiſchen Landesſammlungen im kulturellen Leben der Nation entſpricht es, daß man im Rahmen derſelben den wiſſenſchaftlichen Belangen ein weites Spielfeld zugebilligt hat. Zu einer Zeit, die für dieſe wiſſenſchaftlichen Abteilungen noch Mittel zur Verfügung hatte, war es ſelbſtverſtändlich, daß auch die als Sammlung eines ſelbſtändigen Landes zu betrachtende Vorgeſchichtliche Abteilung ſich bemühte, einen allgemeindeutſchen Rahmen zu bekommen. Unter den reichen, ſelbſt den Wiſſenſchaftlern wenig bekannten Beſtänden des Muſeums für Geologie, Mineralogie und Vorgeſchichte im

[8]) Dasſelbe gilt möglicherweiſe für die älteren Öſennadeln; erwähnt doch Tackenberg in Altſchleſien II (1927) S. 15, daß ſich auf einer Öſennadel von Jordansmühl Holzreſte erhalten hätten, wenn er dies auch S. 29 anders deuten möchte.

Zwinger zu Dresden, sind Fundstücke aus Schlesien nicht gering an Zahl. Bei dem Reichtum der schlesischen Urnenfelder an keramischen Funden wird der Hauptteil der Funde von diesen Gefäßen gestellt. Sie sollen hier nicht behandelt werden. Wenn es auch wünschenswert erscheint, alle solche außer Landes gegangenen Fundstücke bekanntzugeben, so mag dies einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben. Zumal sich unter den Töpfen keine schönen und wissenschaftlich irgendwie besonders wesentlichen Stücke befinden, mag diese Zurückstellung angehen.

Die Funde, die wir hier erwähnen wollen, gehören zu der großen Gruppe der Schmucksachen, Waffen und Werkzeuge. Mit den vorgelegten Stücken glauben wir alles, was davon vorhanden ist, herangezogen zu haben. Es liegt uns fern, eine wissenschaftlich eingehende Behandlung aller an diese Gegenstände anknüpfenden Fragen zu unternehmen; dies kann sich nur in einem anderen Rahmen verlohnen. Zudem ist der Verfasser in der Denkmalpflege tätig und kann wegen der hier bestehenden Arbeitsüberlastung nicht so viel Zeit erübrigen, um einen längeren Aufsatz zu schreiben.

Es ist für den Kenner erklärlich, daß ein Teil des hier vorzulegenden Fundstoffes unter der allgemeinen Ortsbezeichnung: Schlesien einzuordnen ist. Der Fundort ist nicht mehr zu ermitteln. Noch viel weniger läßt sich die Fundstelle feststellen. Letztere ist überhaupt nur bei einigen wenigen Stücken angegeben. Nachforschungen nach der Lage des Fundplatzes sind aussichtslos, da alle Funde bereits vor der Jahrhundertwende geborgen sind, und die Geschenkgeber meist verstorben sind. Bei einigen Fundstücken kann man bezüglich der Ortsbezeichnung leichte Zweifel hegen, ob hier nicht der Wohnort des Geschenkgebers als Fundort angesprochen ist; in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nahm man es mit der Fundortangabe nicht so genau, wie wir es heute aus einer ganz anders gearteten Einstellung heraus selbstverständlich tun.

Bevor wir die Stücke einzeln vorlegen, seien noch kurz einige Worte über die Unterbringung und die Vorbesitzer gesagt. Heute sind sämtliche Funde, wie überhaupt alle Vorzeitfunde aus staatlich-sächsischem Besitz, in die Sammlung des Staatlichen Museums für Geologie, Mineralogie und Vorgeschichte, Dresden-A. I, Zwinger, eingereiht. — Von dem Landespfleger für Bodenaltertümer in Sachsen, Herrn Dr. Georg Bierbaum, dem Leiter der Vorgeschichtlichen Abteilung, erhielten wir die Erlaubnis zur Veröffentlichung, wofür hier nochmals herzlichst gedankt sei. Das Museum übernahm die Stücke von dem Antikenkabinett, dem früher neben der Pflege klassisch-archäologischer Denkmäler auch die heimatliche Vorzeit anvertraut war. Es hatte die Funde zur Verbreiterung seines Sammelgebietes erworben. Die Stücke mit den Nummern 3—5, 7—16 wurden im Jahre 1893 von einer Frau verwitweten Oberlehrer Scholtz übernommen, die in Glogau ansässig war. Oberlehrer Scholtz aus Glogau hat übrigens, wie in den Akten des Landesamtes Breslau vermerkt ist, selbst

eine ganz ſtattliche Anzahl von Funden nach Breslau in das Schleſiſche Altertumsmuſeum geliefert. Mancher wertvolle Bericht über Gelegenheitsfunde ſtammt aus ſeiner Feder. Das Stück Nr. 6 wurde von einem Herrn H. Klein, ebenfalls in Glogau wohnhaft, im Jahre 1891 eingeliefert. Es iſt auffallend, daß die Stücke gerade aus Glogau ſtammen, doch können hier verwandtſchaftliche Beziehungen der beiden Vorbeſitzer beſtanden haben. Über den Spender der Stücke Nr. 1, 2, 18 iſt keine Aufzeichnung zu finden. Vielleicht iſt es ein alter Beſitz, wie es davon ja mehr im Antikenkabinett gab[1]). Nur das Tüllenbeil Nr. 17 und das Flintbeil Nr. 19 ſind aus einer älteren Sammlung übernommen, und zwar iſt es die des Karl Benjamin Preusker, des erſten ſächſiſchen Vorgeſchichtsforſchers von Bedeutung, deſſen hundertfünfzigjährigen Geburtstag wir im vergangenen Jahr feiern konnten. Dieſer erwarb die Fundſtücke bereits um das Jahr 1830.

Der Wert dieſer ſchleſiſchen Funde iſt für das Dresdner Muſeum für Vorgeſchichte unter den heutigen Geſichtspunkten denkmalpflegeriſcher Betrachtung ſehr gering. Es wäre unbedingt wünſchenswert, daß ſie im Breslauer Landesamt für vorgeſchichtliche Denkmalpflege ausgetauſcht werden. Damit kämen dieſe Stücke, die wiſſenſchaftlicher Eifer früher ziellos geſammelt hat, wieder in den Rahmen zurück, in dem allein ihnen die größte Geltung zukommt. Solch ein Tauſch von Funden, die aus dem Arbeitsgebiet des eigenen Muſeums herausfallen, gegen andere hier fehlende Stücke iſt ja von vielen Seiten bereits durchgeführt worden.

Im folgenden geben wir eine nach den Fundorten geordnete Überſicht der zur Behandlung kommenden Stücke[2]).

1. Schleſien. Beil aus hellgrauem Feuerſtein, gut geſchliffen, nur ſtellenweiſe unebene Oberfläche, beſonders am breiten Nacken unvollſtändig bearbeitet. L. 10,9, Br. 3,6—5, Dicke bis 2,1 cm; Katalognummer Ant.-K. 503 (Abb. 2. — Taf. III 2).

2. Schleſien. Bronzenes Tüllenbeil, an der Mündung eine Rippe, wenig darunter drei in gleicher Richtung durch die Henkelöſe verlaufende Rippen, von denen ein ſenkrechter Wulſt abgeht und bis auf den Schneidenteil herunterreicht. Leicht gekrümmte Schneide. Grünbraun patiniert, glatte, leicht glänzende Oberfläche. L. 10,8, Mündungsdurchmeſſer 3,5, Schneidenbreite 4 cm; Katalognummer S. 135, Ant.-K. 109 (Taf. IV 2).

3. Schleſien. Bronzenes Tüllenbeil mit kantigem Mündungswulſt, kleiner Henkelöſe und dünner ſenkrechter Rippe. Gerade Schneide, dunkelbronzefarben, leicht grünpatiniert. L. 9,8, Mündungsdurchmeſſer 2,7, Schneidenbreite 3,2 cm; ohne Katalognummer (Taf. IV 3).

4. Schleſien. Bronzene Knopfſichel, die beſchädigte Spitze leicht aufgebogen, mit hoher, vereinzelt breit getupfter Rückenleiſte, die nach der Schneide zu von zwei niederen Rippen begleitet iſt. Dunkelgrünbraun patiniert. Sehnenlänge 14, größte Br. 2,8 cm (Abb. 16).

---

[1]) G. Bierbaum, Jahresſchrift für die Vorgeſchichte der ſächſiſch-thüringiſchen Länder XV, 1927, S. 46 ff.

[2]) Die Lichtbildaufnahmen ſtammen aus dem Archiv des Landespflegers für Bodenaltertümer in Sachſen, Dresden, Zwinger. Die Zeichnung der in Dresden aufbewahrten Fundſtücke übernahm der Präparator des Dresdner Muſeums, A. Pietzſch. Die übrigen Zeichnungen fertigte Präparator Fritz Jaenſch, Königsberg (Pr.), Prussia-Muſeum, an.

5. Glogau. Bronzenes Randbeil, ſchmal mit geſchweiften Seiten, leicht eingewölbtem Nacken, ſtark gekrümmter, breiter Schneide, helldunkelgrün, ſtumpf patiniert bei rauher Oberfläche. L. 17,2, kleinſte Br. 1,5, Schneidenbreite 4,6 cm; Katalog S. 135 (Abb. 3. — Taf. IV 6).

6. Glogau. Bronzenes Abſatzbeil, von geſtreckter Geſtalt mit geraden Seiten, auswärts geſchweiftem Schneidenteil und faſt waagerechter Schneide, braunbronzefarben mit grünlichen Stellen bei rauher Oberfläche. L. 16,4, Nackenbreite 2,3, Schneidenbreite 3,1 cm; Katalog S. 135 (Abb. 7. — Taf. IV 8).

7. Glogau. Bruchſtück eines Bronzeringes, leicht verbogen, dunkelgrün verwittert. L. noch 11,5, Dm. 0,6 cm; Katalog S. 135 (Abb. 8).

8. Glogau. Bronzenes Armband, von faſt kreisrunder Form, mit plankonvexem Querſchnitt; das eine Ende leicht beſchädigt, unverziert, dunkel — faſt ſchwarzgrün verwittert. Dm. 6,9 × 6,6, Br. 1 cm; Katalog S. 135 (Abb. 15).

9. Glogau. Zwei zuſammengehörige Bruchſtücke eines bronzenen Armbandes, das zu ¾ erhalten iſt. Ein Ende fehlt. Das Stück iſt in alter Zeit verbogen und zerbrochen worden, ſo daß die Form nur noch ungefähr als breitoval zu erkennen iſt. Querſchnitt: plankonvex. Die Verzierung beſteht aus ſchräg geſtellten Liniengruppen, die durch Reihen von kurzen Querſtrichen verbunden ſind. Die Enden ſind quer geſtrichelt, unterbrochen von einigen waagerechten Strichgruppen. Bräunlichgrünlich verwittert. L. noch 9,5 + 7, Br. 1,2, Dm. etwa 8,3 × 5,8 cm; Katalog S. 141 (Abb. 9).

10. Glogau. Die Hälfte eines in Form und Verzierung gleichen bronzenen Armbandes, Querſchnitt etwas flacher, ebenfalls in alter Zeit zerbrochen. L. noch 10,2, Br. 1,3, Dm. etwa 6 × 7 cm; Katalog S. 141 (Abb. 9).

11. Glogau. Die Hälfte eines bronzenen Armbandes von breitovaler Form. Querſchnitt: ſichelförmig, innen gewölbt, außen mit Mittelgrat. Die Verzierung an den Enden beſteht aus drei Querſtrichengruppen, die von waagerechten Strichelreihen unterbrochen ſind. Der Mittelgrat iſt im übrigen durch zwei Linien betont und dazwiſchen quer gekerbt. Auf den Rändern ſtehen tannenzweigartig ausgefüllte, breite Dreiecke. Dunkel bis malachitgrün verwittert. Länge noch 11,2, Br. 1,5, Dm. etwa 6,2 × 8 cm; Katalog S. 141 (Abb. 11).

12. Glogau. Bronzene Nadel mit durchbohrtem, hohlem Kugelkopf. Schaft durch kurze, ſpiralig umlaufende Linien verziert. Kopf mit einzelnen, geſtrichelten Dreiecken verziert. Dunkelgrün verwittert. L. 15,3, Kopf-Dm. 1,8 cm; Katalog S. 148, Nr. 16 (Abb. 4. — Taf. IV 5).

13. Glogau. Bronzefibel, zweigliedrig, zuſammengebogen. Gleichmäßig länglicher Bügel mit Tannenzweigmuſter am Rande. Der Bügelfuß iſt ſcheibenförmig geſtaltet und mit Randſtrichelung und einem V-förmig geſtellten Leitermuſter verziert. Der Bügelkopf iſt drahtförmig geſtaltet und leicht breitgehämmert. Die Nadel iſt am plattgehämmerten Nadelhalsloch abgebrochen und nur z. T. erhalten. Dunkelbronzefarben, Oberfläche leicht rauh und glänzend. L. des Bügels 16,4, L. der Nadel noch 9,4 cm; Katalog S. 157 (Abb. 10. — Taf. IV 1).

14. Glogau. Eiſerne Schere, mit gerade angeſetzten Klingen, deren Spitzen und Ecken abgeſchrägt ſind, der Bügel leicht eingezogen und kreisförmig gebogen, wenig verroſtet, ſchwarzrot gefärbt von Brandpatina. L. 15,8, Bügelbreite 2 cm; ohne Katalognummer (Abb. 18. — Taf. III 3).

15. Glogau. Eiſernes Meſſer, mit abgeſetzter Griffangel, leicht geſchweifter Klinge; Schneide und Rücken gering beſchädigt. L. 18,4, größte Br. 2,4 cm; ohne Katalognummer (Abb. 17. — Taf. III 4).

16. Gramſchütz Kr. Glogau. Hacke aus Hirſchgeweih, in der Mitte einer abgeſchnittenen Sproſſe durchlocht, an einem Ende ſchneidenartig zugeſchnitten. L. 26 cm; Katalog S. 170 (Taf. III 1a—b).

17. Tschopitz? Kr. Glogau. Bronzenes Tüllenbeil, mit kantigem Mündungswulst, kleiner Öse, gerader Schneide. Blaugrün verwittert. L. 9,7, Mündung 2,7, Schneidenbreite 3,5; Katalog S. 135. — Preusker I B 5 = 405 (Taf. IV 4).

18. Bischofswalde Kr. Neiße. Bronzenes Absatzbeil mit spitzbogenförmigem Absatz, hellgrün bis gelblich verwittert. Glatte, aber stumpfe Oberfläche. L. 18, Schneidenbreite 5,5 cm; Inventar Nr. 4891 (Abb. 6. — Taf. IV 7).

19. Neumarkt Kr. Neumarkt. Feuersteinbeil, am Nacken erheblich beschädigt, bräunlich. L. 7,8, Schneidenbreite 4,4, Dicke bis 1,6 cm; Inventar: Preusker-Sammlung Nr. I,6 (Abb. 1. — Taf. III 5).

Zu den ältesten Stücken der vorgelegten Funde gehören die beiden Flintbeile und die Hirschgeweihaxt (Taf. III 1, 2 u. 5). Geweihäxte kommen bereits in der mittleren Steinzeit vor[3]). Unser Stück hat aber kein besonders altertümliches Aussehen. Im Gegenteil ist die länglichrunde bis kreisrunde Durchbohrung der Geweihstange ein Zeichen für eine gewisse Jugendlichkeit unter den steinzeitlichen Horngeräten[4]). Ein jungsteinzeitliches Vergleichsstück aus Jordansmühl Kr. Reichenbach ist bereits vor längerer Zeit bekanntgegeben worden und wird immer wieder als Musterbeispiel eines solchen Gerätes abgebildet[5]). Bezeichnend für diese Stücke ist, daß sie „aus einem Teilstück der Geweihstange hergestellt sind. Der eine Abschnitt bildet den Nacken, der andere wird durch Abschrägen zur Schneide gestaltet. In der Mitte ist der Stumpf einer Seitensprosse stehen gelassen und zu einer tüllenartigen Verlängerung des hier durchgehenden Schaftloches benutzt." Über die Bedeutung dieser Fundgattung in der Entwicklungsgeschichte der Axtarten, hat sich u. a. Gordon Childe geäußert[3]). Im Anschluß an die von H. Seger in einer zusammenfassenden Arbeit über Hirschhornäxte[4]) gegebene Altersbestimmung glauben wir nicht fehlzugehen, wenn wir das Gramschützer Stück als in die jüngere Steinzeit gehörig betrachten. Bei der Lage des Fundplatzes in Nordschlesien können wir freilich nicht gut an die Herkunft des Gerätes aus einem Grabe der Jordansmühler Kulturgruppe denken. Eher ist wohl eine der Jordansmühler gleichalte Fundschicht nordischer (Roßwitzer) Art möglich.

Von den beiden Feuersteinbeilen ist das bräunliche aus Neumarkt (Abb. 1, Taf. III 5) gleichmäßig gestaltet und vollständig geschliffen. Die Beschädigung am Nacken stammt aus späterer Zeit; wahrscheinlich ist sie erst bei der Auffindung entstanden. Bemerkenswert ist vor allem die dunklere Färbung der Oberfläche an der Bahn des Beiles, während das Gestein selbst am Nacken und an der Schneide, wie an den Bruchstellen zu sehen ist, gleichartig ist. Offenbar ist das Beil lange dem Sonnenlicht ausgesetzt gewesen und daher ausgeblichen. Daß die Oberfläche aber nur zur Hälfte heller geworden ist, der Nackenteil

[3]) G. Childe, in Altschlesien V (1934, Seger-Festschrift) S. 13, Taf. V 1–2. — Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, S. 38.

[4]) Seger, Altschlesien I (1926) S. 199ff.

[5]) Mertins, Wegweiser, Abb. 50 – Altschlesien I (1926) S. 201, Abb. 2.

davon nicht betroffen wurde, muß einen besonderen Grund haben, der in der Schäftungsart zu suchen ist. Wie zahlreiche Funde lehren, die in den Pfahlbauten des Alpengebietes besonders gut erhalten, neuerdings aber auch einmal in Schlesien zutage gekommen sind[6]), wurden gerade die kleinen Beile nicht einfach in den gespaltenen Holzstiel geklemmt und befestigt, sondern erst in einer Hornzwinge gefaßt und dann mit diesem Widerlager zusammen in den Schäft gesteckt. Dadurch war ein festerer Sitz und eine größere Handlichkeit des Gerätes gewährleistet. Auch für unser Stück ist eine solche Hornzwinge anzunehmen.

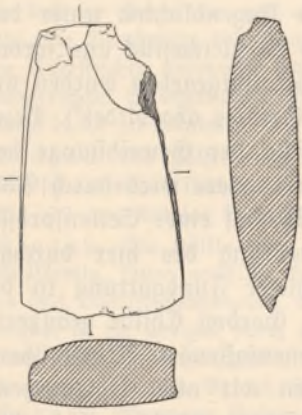


Abb. 1. Feuersteinbeil von Neumarkt. 1/2

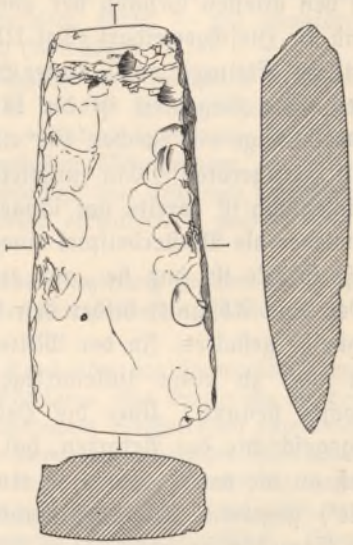


Abb. 2. Feuersteinbeil aus Schlesien. 1/2

Über die Schäftung des anderen hellgrauen Beiles (Abb. 2, Taf. III 2) läßt sich von diesem selbst nichts ablesen. Da es erheblich größer, beinahe doppelt so lang ist, braucht man nicht mehr unbedingt an die Schäftung mit einer Zwinge zu denken. Das Beil ist aber schlechter bearbeitet. Wenn es auch vollständig geschliffen ist, so sind doch zahlreiche Unebenheiten der Oberfläche nicht beseitigt worden. Besonders an den Kanten ist das muschlige Gefüge des Feuersteins gut erkennbar. Auch der Nacken ist roh und unbehauen geblieben. Bei der ganzen rohen Art des Beiles scheint es nicht ausgeschlossen zu sein, daß hier eine Form vorliegt, die für typologische Untersuchungen von Bedeutung sein kann. An der Einreihung unter das Formengut der jüngeren Steinzeit erscheint bei unseren beiden Stücken wohl keinerlei Zweifel berechtigt. Ihre Herstellung aus Feuerstein läßt sie dem nordischen Kulturkreis zuweisen und deshalb in Schlesien in einen späten Abschnitt der jüngeren Steinzeit setzen.

[6]) Zotz, Altschlesien IV (1934) S. 233 mit Abb. 2.

Als nächſte Funde wären die Bronzeſachen zu behandeln, die den ganzen Zeitraum von der älteſten Bronzezeit bis zur beginnenden Eiſenzeit füllen. Das Randbeil aus Glogau (Abb. 3, Taf. IV 6) iſt ein außerordentlich langes und ſchmales Stück mit hohem Rand und einer breiten Schneide. Die bisher bekannten Randbeile Schleſiens mit der gleichen breit ausladenden, jedoch nicht ſehr runden Schneide, ſind ſämtlich kürzer und wirken dadurch auch breiter. Solche Stücke liegen in dem bekannten Bronzeſchatz von Breslau-Pilsnitz[7]) und in dem Verwahrfund von Glogau[8]) vor. Der ebenfalls älteſt-bronzezeitliche Schatz von Piltſch Kr. Leobſchütz[9]) enthält wiederum eine große Anzahl ſehr langer und ſchlanker Randbeile, jedoch haben dieſe alle eine ungewöhnlich runde Schneide. Wohl enthält der Fund von Piltſch einige Beile, die in der Schneidenform dem unſrigen außerordentlich nahekommen. Es ſind das die Stücke, deren gedrückt-halbkreisförmige Schneide betonte Ecken beſitzt. Alle dieſe Stücke ſind jedoch durch die Herausarbeitung einer Raſt, die unſerem Stück fehlt, weiter entwickelt. Trotzdem wird die Zeitſtellung beider Funde dieſelbe ſein. Der Piltſcher Schatz wird in einen jüngeren Abſchnitt der erſten Bronzezeitſtufe geſetzt (Stufe Ic). Die Beile mit der Raſt ſtehen zwar techniſch den ſpäteren Abſatzbeilen, für die eine deutliche Zweiteilung der Bahn bezeichnend iſt, näher. Das Glogauer Beil iſt aber gleichfalls ein Verbindungsglied mit den auch noch in der Bronzezeitſtufe II, ja ſogar in der Bronzezeitſtufe III verwendeten Randbeilen[10]). Außer der ſtilgleichen, ſchlanken Form und der geſondert und groß ausgebildeten Schneide ſpricht auch noch ſein etwas eingeſchwungener Nacken für eine ſpäte Stellung des Glogauer Beiles innerhalb der Periode I. Es nähert ſich dadurch etwas den Stücken mit ſogenanntem italieniſchem Nackenausſchnitt, der als eine jüngere Erſcheinung bei den älteſtbronzezeitlichen Beilen angeſprochen wird.

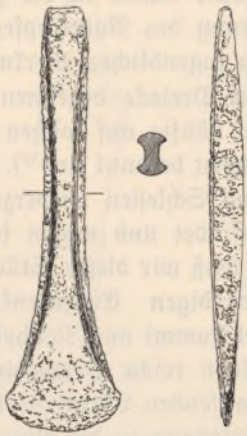


Abb. 3. Bronzebeil von Glogau. 1/3

Abb. 4. Bronzenadel von Glogau. 1/3

Für die Nadel mit durchlochtem, kugligem Kopf (Abb. 4, Taf. IV 5) iſt die Militärziegelei von Glogau als Fundſtelle angegeben. Dieſe Angabe iſt wohl ſo zu verſtehen, daß das Stück in der Lehmgrube der Ziegelei gefunden worden

[7]) Altſchleſien I (1926) Taf. 2.

[8]) Schleſ. Vorzeit VI (1896) S. 297 ff. mit Abb. 9–13.

[9]) Zuletzt abgebildet: Altſchleſien VI (1936), Taf. 8.

[10]) Vgl. dazu v. Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schleſien, Taf. 29e und b.

iſt, denn die Ziegelei ſelbſt, deren Baugrube noch in Frage kommen könnte, beſteht bereits länger[11]). Unſere Nadel iſt das zweite erhaltene Stück dieſer Art in Schleſien. Eine faſt gleichartige, aber unverzierte Nadel wurde im Jahre 1930 vom Breslauer Landesamt eingetauſcht[12]). Der Name ihres Fundortes war vergeſſen und nur noch nachweisbar, daß ſie aus der Gegend von Liegnitz ſtamme. Als drittes Stück iſt ſchon im Jahre 1841 in einem der Hügelgräber von Obrath Kr. Oels eine weitere Nadel mit durchlochtem Kugelkopf gefunden worden, die aber leider verloren gegangen iſt. Wir beſitzen von ihr nur noch eine Tuſchzeichnung, die nicht einmal die im Fundbericht beſonders vermerkten reichen Verzierungen des Nadelkopfes wiedergibt[13]). Über die Frage der zeitlichen Anſetzung dieſer Nadelart hat ſich v. Richthofen eingehend geäußert[14]). Wir dürfen danach unſere Glogauer Nadel in die zweite Stufe der Bronzezeit ſetzen, für die auch die Verzierung des Nadelkopfes bezeichnend iſt. Der hohle Kugelkopf unſerer Nadel iſt ein jugendliches Merkmal dieſer Form.

Die geſtrichelten Dreiecke begegnen uns auch bei anderen Nadeln dieſer Zeit, ganz beſonders häufig auf ſolchen mit einfachem, kugligem Kopf, wie ſie beiſpielsweiſe aus Poſen bekannt ſind[15]). Es verlohnt ſich bei dieſer Gelegenheit, ein ſolches Stück aus Schleſien wiederzugeben (Abb. 5), das ſich im Heimatmuſeum Trebnitz befindet und wegen ſeines Aufbewahrungsortes leicht überſehen werden kann. Daß wir dieſes Stück hier veröffentlichen dürfen, verdanken wir dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Muſeumsleiters, Herrn Schimke. Die Nadel ſtammt aus Neuhof Kr. Trebnitz und iſt als Einzelfund zu werten. Die auffallend reiche Verzierung ihres Schaftes — Zickzacklinien abwechſelnd mit querlaufenden Linien — iſt ein weiteres Zeichen für die Richtigkeit der zeitlichen Anſetzung in die ältere Bronzezeit[16]).

Ebenfalls in die ältere Bronzezeit müſſen wir das Abſatzbeil aus Biſchofswalde Kr. Neiße in Oberſchleſien ſetzen (Abb. 6 Taf. IV 7). Es handelt ſich nach der ſpitzbogenförmigen Ausbildung des Abſatzes um ein „böhmiſches" Abſatzbeil, eine der kennzeichnenden Formen der illyriſchen Kultur Mitteleuropas. Die Gründe, weshalb wir dieſes Stück in die zweite Stufe ſetzen, ſind bereits in der Behandlung der chronologiſch ſehr bedeutſamen Bronzeverwahrfunde von Grätz-Bohutſchowitz und Branka im Troppauiſchen Schleſien angeführt[17]). Als die weſentlichen Kennzeichen ſeien hier nochmals erwähnt: die

[11]) Nach freundlicher Auskunft des Leiters des Städtiſchen Muſeums Glogau, Herrn Seewald, wurde „die ehemalige Fortifikationsziegelei im Dezember 1774 von Friedrich d. Gr. auf Antrag des Ingenieur-Oberſtleutnants Embers von der Kriegs- und Domänenkammer errichtet".

[12]) Altſchleſien IV (1934) S. 307 Abb. 4. Die hier gegebene Fundortbezeichnung: Schleſien, iſt nach den Ortsakten abzuändern.

[13]) v. Richthofen, a. a. O. S. 144, Taf. 4k.

[14]) v. Richthofen, a. a. O. S. 73f.

[15]) Przegląd Archeol. IV (1929) Abb. 3b, c (Koſtrzewſki).

[16]) v. Richthofen, a. a. O. Taf. 20f–i.

[17]) Kleemann, Sudeta XI (1935) S. 70ff.

Zweiteilung der Bahn, der kurze, noch nicht tüllenförmig ausgebildete Absatz und die leichtrunde Schneide. Wir erkennen an dem Bischofswalder Beil deutlich den Absatz zwischen dem geraden Schaftteil und dem gleichförmig eingeschweiften Schneidenteil. Eine Unterscheidung zwischen Absatzteil und Schneidenteil ist dagegen hier noch nicht eingetreten, doch scheint sich die Entwicklung in dieser Richtung zu bewegen. Bei genauerer Betrachtung läßt sich nämlich der Anfang

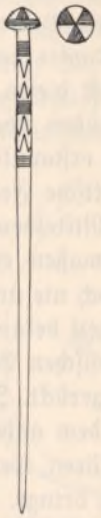


Abb. 5. Bronzenadel von Neuhof Kr. Trebnitz. 1/3

Abb. 6. Bronzebeil von Bischofswalde Kr. Neiße. 1/3

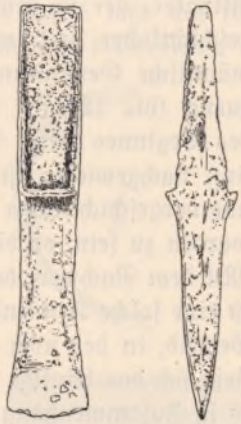


Abb. 7. Bronzebeil von Glogau. 1/3

zu einer Sonderbildung des Schneidenteiles unmittelbar an der Schneide erkennen. Aus diesem Grunde ist unser Stück in einen späten Abschnitt der älteren Bronzezeit zu setzen. Bemerkenswert für unser Stück ist auch die Ausbildung des Nackens.

Bei der Bearbeitung der mittelbronzezeitlichen Verhältnisse in Schlesien, die sich zwangsläufig mit einer Neuaufnahme des Bestandes auch älter-bronzezeitlicher Funde verband, ließ sich für die Neißer Gegend eine eigenartige Feststellung machen. Entgegen der Fundhäufigkeit in den bekannten Hauptsiedelungsbezirken Schlesiens sind aus dem Kreise Neiße, wie auch aus dem Kreise Grottkau und den nächstgelegenen Gemarkungen keinerlei sichere Spuren einer dichten Besiedlung in der Vorzeit bekannt. Wir vermerken hier besonders das Fehlen jeglicher Siedlungsfunde aus der in Frage stehenden Zeit, aber auch den Mangel an Grabfunden. Dagegen liegen hier mehrere Bronzefunde vor[18]).

[18]) Stufe II: Mogwitz Kr. Grottkau (Armberge). – Nitterwitz Kr. Grottkau (böhmisches Absatzbeil). – Ottmachau Kr. Grottkau (Armberge). – Gurschdorf bei Friedeberg (Tropp. Schlesien) (Verwahrfund). Stufe III: Matzwitz Kr. Grottkau (Verwahrfund und böhmisches Absatzbeil). – Satteldorf Kr. Grottkau (Verwahrfund). – Brünschwitz Kr. Neiße (böhmisches Absatzbeil).

Unſer Biſchofswalder Stück vermehrt die Zahl dieſer „Schatzfunde" für die ältere Bronzezeit um einen. Eine einleuchtende Erklärung für dieſe Erſcheinung iſt bisher nicht zu finden. Es ſei hier erlaubt, eine in dieſer Richtung gehende Vermutung auszuſprechen. Angeregt von den Feſtſtellungen, die Hüttendirektor Witter für den bronzezeitlichen Bergbau in den mitteldeutſchen Gebirgen gemacht hat[19]), ſahen wir uns nach ähnlichen Dingen in Schleſien um. Es dürfte nach den Unterſuchungen Witters feſtſtehen, daß die frühbronzezeitlichen Geräte Mitteldeutſchlands aus Erzen hergeſtellt ſind, die in heimiſchen Gebirgen geſchürft worden ſind. Auch in den ſchleſiſchen Gebirgen ſteht Kupfer an, ſo im Altvater, der ja dem Neißer Gebiet nicht fern liegt. Dort iſt dieſes Erz in geſchichtlicher Zeit immer abgebaut worden. Die älteſten Urkunden über bergmänniſche Gewinnung von Metallen in den Sudeten gehen erſtaunlich weit zurück (bis 1211)[20]) und laſſen keinen Schluß zu auf eine zeitliche Feſtlegung des Beginnes dieſes Bergbaues. Sollte hier nicht, wie es in Mitteldeutſchland nun nachgewieſen iſt, die Möglichkeit vorliegen, daß gewiſſermaßen ein Erbe aus vorgeſchichtlichen Zeiten übernommen wurde? Es ſcheint noch nie unterſucht worden zu ſein, ob dieſes Kupfervorkommen bereits in der Vorzeit bekannt war. Mit dem Nachweis der vorgeſchichtlichen Beſiedlung in den ſchleſiſchen Bergen[21]) iſt eine ſolche Kenntnis durchaus in den Bereich des Möglichen gerückt. In einer Gegend, in der noch im Mittelalter ein Kupferhammer neben dem andern lag, ließe ſich das häufige Vorkommen von Bronzefunden leichter erklären, wenn man es in Zuſammenhang mit gleichzeitigen Schürf- und Werkſtätten bringt.

An der Tatſache, daß im Altvatergebirge und den im Neißer Land vorgelagerten Bergen Kupferbergbau betrieben worden iſt, kann kein Zweifel aufkommen. Zahlreiche Flurnamen, Ortsbezeichnungen weiſen darauf hin. Die gemeinſam mit dem verdienten Erforſcher der Vorzeit im Neißer Land, Diplomingenieur Georg Weißer-Neiße, betriebenen Erkundigungen wurden durch den Weggang des Verfaſſers nach Oſtpreußen unterbrochen. Die hier vorgelegten Notizen ſind daher lückenhaft; ſie geben jedoch genug Anhaltspunkte.

Für Kupferbergbau ſprechen die Ortsnamen: Kupferhammer (dort ein Flurſtück: „Kupferſtücke" mit heute noch deutlichen Spuren von einfachem Tagebaubetrieb), Köppernig, Köppernik. Weiterhin läßt ſich hier anführen die große Anzahl von Kupferhämmern im Bieletal abwärts bis Neiße, urkundlich belegt von 1403 an. — Auf der nördlich von Niederlindewieſe gelegenen Hochfläche am Fichtenſtein wurde früher nach Kupfer geſchürft; heute findet ſich dort noch etwas Malachit (Kupferkarbonat). Gleichfalls iſt das Erz bei den „Fuchslöchern" (wohl alten Bergwerkspingen) gegenüber der Förſterei bei Setzdorf kupferhaltig. Auch in dem großen Schotterbruch, wenige hundert Meter unterhalb dieſer Stelle an der Straße Gemärke-Setzdorf ſcheint etwas Kupfer vorzukommen. Ob im Gebiet des Bergbaues am Querberg bedeutendere Kupferfunde gezeitigt wurden, muß noch unterſucht werden.

---

[19]) Nachrichtenblatt für Deutſche Vorzeit X (1934) S. 145 ff. Siehe auch S. 149 ff. (Schmidt). — Witter, Mannus 28 (1936) S. 446 ff.

[20]) Codex Diplom. Siles. XX (1900) Nr. 5, 6, 7 uſw.

[21]) Altſchleſien III S. 253 ff.; IV S. 1 ff.; VI S. 63 ff.; VI S. 203 ff. (Geſchwendt und Jahn).

Dies alles beweist nichts für vorgeschichtlichen Bergbau, aber es lassen sich daraus Anregungen gewinnen. Dabei ist zu bedenken, daß Untersuchungen nur dann Erfolg haben werden, wenn sie in größerem Umfange einsetzen und sich auf die schlesischen Gebirge im allgemeinen erstrecken. Hoffentlich findet sich in Schlesien bald ein Fachmann, der diese Forschungen und die dazugehörigen chemischen Untersuchungen durchführt.

Aus der dritten Stufe der Bronzezeit stammen mehrere Fundstücke. Als erstes ist ein Absatzbeil aus Glogau zu nennen (Abb. 7, Taf. IV 8). Es ist eines der sogenannten ostdeutschen Absatzbeile. An anderer Stelle lehnten wir bereits die von Kostrzewski eingeführte Bezeichnung „facettiertes" Absatzbeil ab[22]), da bekanntlich die Fasenbildung eine allgemeine Schmuckform und nicht zur Gattungsbezeichnung geeignet ist. Die kulturelle Zugehörigkeit läßt sich für diese ostdeutschen Absatzbeile wohl auf das illyrische Formengut beschränken[23]).

Abb. 8.
Bronzering von Glogau. 1/2

Abb. 9. Bronzearmbänder von Glogau. 1/2

Sicheres läßt sich für die Zeitstellung der Absatzbeile sagen. Die Merkmale für die zeitliche Einreihung sind ja dieselben wie für das eben behandelte böhmische Absatzbeil. Wir verweisen auf ein ostdeutsches Absatzbeil der zweiten Bronzezeitstufe[24]). Von ihm unterscheidet sich unser Glogauer Beil durch seine gerade Schneide, den selbständig ausgebildeten Schneidenteil und die schlanke, gestreckte, geradlinig durchgeführte Form. Diese Kennzeichen sprechen für ein jüngeres Alter.

Die übrigen mittelbronzezeitlichen Funde sind Bruchstücke von Schmuckstücken. Es sind Reste von Armringen und Armbändern. Der Armringteil (Abb. 8) erlaubt zwar bei seiner schlechten Erhaltung keinen sicheren Schluß auf die ursprüngliche Form, doch dürfte er eine ovale Gestalt gehabt haben. Sicherer ist diese Form für die Armbandreste (Abb. 9 und 11), die von drei

[22]) Kleemann, Sudeta XI (1935) S. 76.

[23]) Die von Sprockhoff, Prähist. Zeitschr. XXI (1930) S. 193 ff. hier angeschlossenen Funde aus Nordwestdeutschland sind eine Sondergruppe der nordischen Art.

[24]) Altschlesien VI (1936) S. 116 Abb. 29. Vgl. das mit unserem Stück verwandte Beil auf Abb. 30.

Armbändern ſtammen. Bereits an anderer Stelle habe ich ausgeführt[25]), daß eine typologiſche Entwicklung der Geſamtform der Armbänder und Armringe erkennbar iſt, die für die zeitliche Abfolge wertvolle Schlüſſe zuläßt. Die älterbronzezeitlichen Armringe ſind „ungleichmäßig länglich-rund mit beſonderer Betonung der Schauſeite. Hierdurch verlaufen die Ringenden immer ziemlich geradlinig und ſind auch auffallend kurz. Im Gegenſatz dazu iſt die Mehrzahl der Ringe der Stufe IV der Bronzezeit kreisrund geformt. Die gleichmäßig länglich-runden Ringe der dritten Stufe ſtellen alſo die Zwiſchenſtufe zwiſchen dem älteren und dem jüngeren Typ dar und bilden gleichzeitig das verbindende Glied in der Entwicklung." Außer der Geſamtform der Schmuckſtücke kann aber auch die Verzierung als Stütze der zeitlichen Feſtlegung herangezogen werden. Beſonders die Verzierung des Armbandes (Abb. 11) mit an eine gekerbte Mittelkante anſtoßenden, tannenzweigartig geſtrichelten Dreiecken iſt bezeichnend für die Stufe III. Natürlich bleibt die Schmuckart von tannenzweigartig oder ähnlich geſtrichelten Dreiecken in ihrem Vorkommen nicht auf dieſe Stufe beſchränkt. Was aber für die mittelbronzezeitliche Zeitſtellung ſpricht, iſt die Art der Anordnung dieſes Muſters auf dem Armband. Vergleichsſtücke hierfür liegen am häufigſten und treffendſten in den germaniſchen Kulturgebieten Norddeutſchlands vor[26]), ſo daß die Lage des Fundorts des Glogauer Armbandes im rein illyriſchen Gebiet auffällt. Auch die Verzierung der beiden andern Armbänder (Abb. 9) läßt ſich am häufigſten an Funden der mittleren Bronzezeit nachweiſen[27]).

Ebenfalls in die mittlere Bronzezeit gehört die Glogauer Fibel (Abb. 10, Taf. IV 1). Dieſes wertvolle, aber nur bruchſtückhaft überlieferte Stück iſt ſeit längerer Zeit der Wiſſenſchaft bekannt. Kein Geringerer als der verſtorbene Altmeiſter Koſſinna hat es mit Abbildung veröffentlicht[28]). Das damals gebrachte Bild wiederholen wir hier und zeigen in der Lichtbildaufnahme den tatſächlichen Erhaltungszuſtand. In Wirklichkeit iſt dieſe Fibel nämlich ſtark verbogen. Koſſinnas Unterſuchungen ergaben die Anſetzung der Fibel in die Altſtufe der mittleren Bronzezeit. Damit darf die Glogauer Fibel als die älteſte ſchleſiſche Bronzefibel gelten. Beſonders wichtig erſcheint noch Koſſinnas Feſtſtellung ihrer kulturellen Zugehörigkeit. Er ſagt ganz deutlich, daß ſie germaniſchen Urſprungs ſein muß. In dieſem Zuſammenhange ſei noch einmal auf das Glogauer Bronzearmband (Abb. 11) hingewieſen, da es ebenfalls den Beweis für germaniſche Beziehungen erbringt, wenn es nicht ſogar ebenſo ein germaniſches Ein-

[25]) Kleemann, a. a. O. S. 80f.

[26]) Beltz, Vorgeſchichtliche Altertümer in Mecklenburg-Schwerin, Abb. 84. – Zeitſchr. f. Ethnol. XX (1888) S. 588f., in dem in P IIIa zu ſetzenden Funde von Murchin bei Anklam (Neuvorpommern). – Koſſinnas Urteil über dieſe Armbänder ſ. Magdeburger Feſtſchrift S. 291.

[27]) Kleemann, Die mittlere Bronzezeit in Schleſien, z. T. gedruckte Diſſertation, Breslau 1933. – v. Richthofen, a. a. O. S. 84f.

[28]) Mannus IV (1912) S. 274 Abb. 3.

fuhrstück ist, wie die Fibel. Bei der Zusammenstellung sämtlicher mittelbronzezeitlicher Funde Nordschlesiens heben sich nicht nur diese beiden Glogauer Stücke als Wahrzeichen der Verbindung mit dem norddeutsch-germanischen Kulturgebiet heraus, sondern auch andere Funde geben Hinweise in dieser Richtung. In der mittleren Bronzezeit tritt eine Neuausrichtung der Kulturbeziehungen der schlesischen Bevölkerung ein[29]). Noch in der älteren Bronzezeit überwiegen die Beziehungen nach dem Süden[30]). In der mittleren Bronzezeit verlagert sich der Schwerpunkt auf die nördlichen Gebiete, ganz besonders im Gefolge der völkischen Verschiebungen, von Norden nach Süden.

Abb. 10. Bronzefibel von Glogau. 1/3

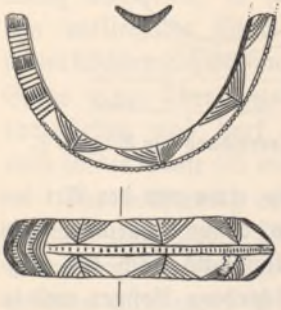


Abb. 11. Bronzearmband von Glogau. 1/2

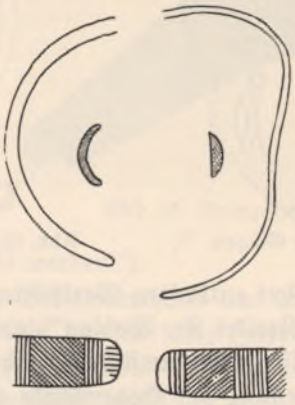


Abb. 12. Bronzearmbänder von Glogau. 1/2

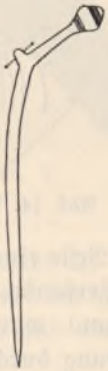


Abb. 13. Bronzenadel von Glogau. 1/3

Es ist eine auffallende Tatsache, daß so viele Bronzefunde der dritten Bronzezeitstufe in Glogau gefunden worden sind. Dazu kommt, daß diese Gegenstände, wie die Fibel oder die Bronzeringe und -armbänder, nicht vollständig erhalten, sondern schon in alter Zeit beschädigt und zerbrochen in die Erde gekommen sind. Gerade diese Tatsache muß berücksichtigt werden. Die Funde im Dresdner Museum sind nämlich nicht die einzigen derartigen Stücke mit dem Fundort Glogau, sondern auch im Berliner Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte befinden sich die Hälften von zwei Armbändern[31]), die hier mit gütiger

[29]) Kleemann, a. a. O. S. 28 ff.

[30]) v. Richthofen, a. a. O. S. 124.

[31]) Staatliches Museum für Vorgeschichte, Berlin, Inv. II, 3699a–b. Die beiden Bruchstücke wurden „1856 mit Funden der verschiedensten Herkunft von einem Dr. Reichel erworben".

Erlaubnis von Prof. Dr. Unverzagt im Bilde wiedergegeben werden (Abb. 12). Die Verzierung mehr noch als die wieder nur schlecht feststellbare Form der Armbänder spricht für ihre Ansetzung in die mittlere Bronzezeit. Auch diese Stücke sind in alter Zeit zerbrochen und als Bruchstücke aufbewahrt worden. Man wird sich fragen, wie es kommt, daß von einem Fundort so viele zerbrochene und nur unvollständig erhaltene Gegenstände bekannt sind. Solche Bruchstücke pflegt man im allgemeinen nur in geschlossenen Funden, vorzüglich nur in sogenannten Gießer- oder Werkstättenfunden zu verzeichnen. Bronzereste aus mittelbronzezeitlichen Grabfunden sind fast alle durch Feuer beschädigt und angeschmolzen. Dieses ist bei unseren Glogauer Stücken aber nicht der Fall. Bei ihrer großen Zahl und Gleichartigkeit wird man leicht dazu verführt, sie als

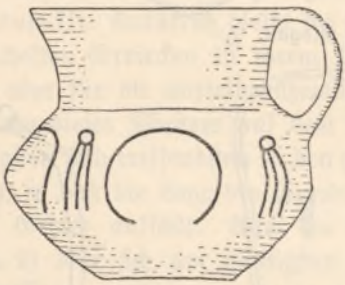


Abb. 14. Buckelkrug von Glogau. 1/3

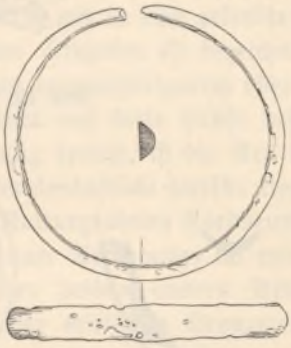


Abb. 15. Bronzearmband von Glogau. 1/2

die Reste eines in alter Zeit entdeckten Werkstättenfundes, etwa von der Art des Gießerfundes aus Groß Kreidel Kr. Wohlau[32]) anzusehen, dessen Charakter nicht erkannt wurde und dessen Fundumstände wahrscheinlich bald nach der Auffindung durch die Zerstreuung der Gegenstände an verschiedene Besitzer und in alle Gegenden in Vergessenheit gerieten[33]).

Unter der Fundortbezeichnung Glogau wird im Heimatmuseum Leobschütz OS.[34]) eine Bronzenadel aufbewahrt (Abb. 13). Dieses Stück gehört nach Seger zur Spielart B der ostdeutschen Ösennadeln, die der mittleren Bronzezeit angehört. Die Mehrzahl der bisher bekannt gewordenen Nadeln stammt aus Gräbern. Auch für unsere Nadel kann dies durchaus zutreffen. Andererseits bleibt auch die Möglichkeit offen, daß sie zu der oben erwähnten Fundgruppe, dem „Schatzfunde von Glogau" zuzuweisen ist. Für das Bestehen eines mittelbronzezeitlichen Gräberfeldes in der Flur von Glogau kann schon eher ein Gefäß

[32]) Schles. Vorzeit N. F. I ff. V, 16

[33]) Vgl. die Wiederzusammenfügung eines schon im 18. Jahrhundert bei Frankfurt a. d. O. aufgedeckten und bald zerrissenen Hortfundes der späten Bronzezeit durch die scharfsinnige Untersuchung von A. Götze, Altschlesien V (Seger-Festschrift) S. 170 ff.

[34]) Inventar L 6:29; die Nadel wurde 1880 von Maschinenführer Binner-Leobschütz gesammelt.

sprechen, das im Heimatmuseum Neusalz (Oder) Kr. Glogau unter der Nummer 3152 aufbewahrt wurde[35]). Es ist ein niedriger Krug mit breiter Mündung und drei einfach umfurchten Buckeln, die getrennt sind durch je drei von einer kleinen Delle fransenartig herunterhängende senkrechte Striche (Abb. 14). Wir möchten das Gefäß in die Altstufe der mittleren Bronzezeit setzen. Es stammt wahrscheinlich aus einem Gräberfeld, von dem weitere Funde bisher nicht bekannt sind, obwohl die Fundstelle festliegt. Das Stück wurde in der Kupferschmiedstraße beim Bau des Hauses Kukner gefunden.

Vielleicht gehört auch die von unbekanntem Fundort aus Schlesien stammende Bronzesichel (Abb. 16) noch in die mittlere Bronzezeit. Früher über die Zeitstellung der einzelnen Sichelformen gewonnene Ergebnisse[36]) sind infolge des starken Anwachsens des Fundstoffes in den letzten Jahrzehnten überholt. Da die jüngerbronzezeitlichen Sicheln im allgemeinen schmaler und schlanker gestaltet sind, die älterbronzezeitlichen dagegen eine einfache Krümmung aufweisen, so scheint das vorliegende Stück mit seiner leichten Schweifung der Spitze eine Übergangsform darzustellen und darf wohl noch in die Stufe III eingereiht werden[37]).

Abb. 16. Bronzesichel aus Schlesien. $^1/_2$

Das vollständig erhaltene Bronzearmband aus Glogau (Abb. 15) ist vollkommen unverziert. Deshalb läßt sich für seine Zeitbestimmung nur die Form verwerten, die offenbar kreisrund ist. Solche kreisrunden Armringe und -bänder gehören vorwiegend in die Bronzezeitstufe IV[38]).

In der Betrachtung der Bronzesachen stehen nun noch die drei Tüllenbeile aus (Taf. IV 2-4). Ihre Behandlung wurde an den Schluß gesetzt, da sie sicher jünger als die mittlere Bronzezeit sind, andererseits es jedoch noch keinerlei feste Unterlagen für ihre genaue zeitliche Einordnung gibt. Nach der allgemeinen Meinung treten Tüllenbeile in Schlesien überhaupt erst in der vierten Bronzezeitstufe auf. Begründet wird diese Ansicht z. T. mit der typologischen Ableitung dieser Beilart von den Lappenbeilen. Daß eine derartige Entwicklung verfehlt ist, habe ich bereits an anderer Stelle ausgeführt[39]). Das Vorhandensein von Tüllenbeilen

[35]) H. 11, Mdm. 10, Bdm. 5 cm; im Jahre 1932 konnte ich den Krug in Neusalz zeichnen. Nach einer Mitteilung von dort vom 7. Februar 1937 ist der Krug „lt. Inventarverzeichnis vor etwa zwei Jahren an einen Glogauer Herren unbekannter Anschrift abgegeben worden"!

[36]) Zeitschr. f. Ethnol. XXXVI (1904) S. 416ff. (Hubert Schmidt).

[37]) Kleemann, a. a. O. Abb. 5a–c.

[38]) Kleemann, a. a. O. S. 80.

[39]) Kleemann, a. a. O. S. 78.

in außerschlesischen Gebieten bereits in der zweiten Bronzezeitstufe, also in einer Zeit, in der die Lappenbeile noch gar nicht so weit als Vorbilder ausgeprägt waren, spricht allein schon stark gegen die bezeichnete typologische Verbindung. An eine schlesische Sonderentwicklung ist bei einer derartig verbreiteten Fundgattung, wie die Tüllenbeile es nun einmal sind, kaum zu denken. Daher dürfte eine eingehende Untersuchung des schlesischen Bestandes an Tüllenbeilen wohl auch ältere Stücke nachweisen können. Eine derartige Untersuchung sollte sich jedoch nicht auf den Fundstoff eines Landes beschränken, sondern mindestens auf den gesamtdeutschen Tüllenbeilvorrat aufbauen. Die von dem Verfasser in dieser Richtung begonnenen Arbeiten sind jedoch noch nicht zu einem Abschluß gekommen. Trotzdem läßt sich wohl schon jetzt eine gewisse zeitliche Gliederung unter den drei vorgelegten Stücken treffen. Das Tüllenbeil (Taf. IV 2) gehört wohl in die vierte Bronzezeitstufe, die beiden andern Beile wahrscheinlich in die fünfte Stufe. Bemerkenswert ist die Verzierung des Tüllenbeiles mit drei Querrippen (Taf. IV 2). Sie scheint am häufigsten an ungarischen Stücken der vierten Stufe aufzutreten[40]). Da in der vierten Bronzezeitstufe die Beziehungen des schlesischen Kulturgebietes mit Ungarn wieder sehr rege werden[41]), so lassen sich wohl auch mit dieser Verzierung Verbindungen knüpfen.

Von dem einen Tüllenbeil (Taf. IV 4) ist der Name des Fundortes, wenn auch nicht sicher, übermittelt. In dem Katalog des Dresdner Museums steht ganz deutlich „Tschossig bei Glogau". Im schlesischen Ortsverzeichnis wird eine solche Ortschaft aber nicht aufgeführt. Sollte es vielleicht „Tschopitz Kr. Glogau" heißen und der Name nur bei der Übermittelung verderbt wiedergegeben worden sein? Dann könnte vielleicht sogar der Tschopitzer Berg als Fundstelle in Betracht kommen. Dort befindet sich ein jüngerbronzezeitliches Gräberfeld, von dem jüngst Gummel andere außer Landes gegangene Funde bekanntgegeben hat[42]). Die Unsicherheit in der Fundortsbezeichnung ist recht bedauerlich, denn nach den Aufzeichnungen stammt aus diesem Ort ein bisher unbekannter Schatzfund. Der erste Besitzer Preusker verzeichnet den Fund des vorgelegten Tüllenbeiles mit der Bemerkung „nebst 14 anderen in einer Urne in der Nähe von anderen Urnen im Jahre 1828 gefunden". Als Geschenkgeber nennt er den Medizinalrat Dr. Dietrich aus Glogau. Es ist erfreulich, daß hier mit Sicherheit das Bestehen eines bisher noch unbekannten Schatzfundes erwiesen ist, besonders, wenn wir den frühen Zeitpunkt seiner Entdeckung berücksichtigen. Bedauerlich bleibt es freilich, daß von den 15 Tüllenbeilen nur ein einziges Stück bis auf den heutigen Tag erhalten ist. Über den Verbleib der anderen 14 Beile bestehen keinerlei Aufzeichnungen.

---

[40]) Hampel, Bronzkor, Taf. 172. — Derselbe, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn, Taf. 11, 12 und 13.

[41]) Pfützenreiter, Altschlesien II (1931) S. 168 ff.

[42]) Altschlesien V (Seger-Festschrift 1934) S. 220 ff.

BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA W OPOLU

Aus der frühen Eisenzeit bis zur Wende der Zeitrechnung liegen im Dresdner Museum keine schlesischen Funde mehr vor. Erst aus den Jahrhunderten nach der Zeitwende sind noch zwei eiserne Gegenstände zu verzeichnen: das Messer (Abb. 17, Taf. III 4) und die Schere (Abb. 18, Taf. III 3). Der Fundort beider Stücke: Glogau, ist durch die Angabe des Katalogs übermittelt. Beide Stücke werden sicherlich aus einem Brandgrabe stammen; denn außer einer stellenweise beginnenden Verrostung sind sie mit der kennzeichnenden Brandpatina überzogen und schwarzrot gefärbt. Daß sie aus demselben Grabzusammenhange stammen, ist wohl anzunehmen. Die zeitliche Einordnung beider Funde in das 3. Jahrhundert n. Ztw. ist durch viele Vergleichstücke belegt. Die Messer mit abgesetzter Griffangel bekommen gerade erst im dritten Jahrhundert die schlanke, gestreckte und geschweifte Form[43]). Für die Schere, bei der die Spitzen deutlich abgeschrägt, wie auch die Ecken der waagerecht angesetzten Klingen schräg zugeschnitten sind, ist es schon etwas schwieriger, ein genaues Vergleichstück zu finden. Breite Spitzen treten mitunter allein auf[44]). Abgeschrägte obere Enden zeigen auch einige schlesische Scheren[45]). Dazu noch abgeschrägte Spitzen finden wir nur an einem märkischen Stück unter den Beigaben eines Brandgrubengrabes von Aurith Kr. West-Sternberg[46]), ein Fundort, der ja von Glogau nicht sehr entfernt liegt. Die kulturelle Zugehörigkeit der beiden schlesischen Stücke ergibt sich aus der Lage des Fundortes. Glogau gehörte zu der in Frage kommenden Zeit zum wandalischen Gebiet Schlesiens, wenn es auch unweit der burgundischen Grenze lag.

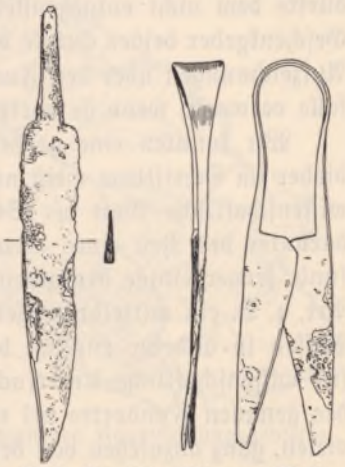


Abb. 17–18. Eisernes Messer und Eisenschere aus Glogau. 1/3

Funde des 3. Jahrhunderts aus Glogau hat bereits Tackenberg in seiner Zusammenstellung der wandalischen Funde aus Niederschlesien gebracht[47]). Er vermerkt dabei, daß der Oberlehrer Scholz[48]) aus Glogau im Jahre 1879 dem damaligen Breslauer Museum genaue Berichte über einen reichen Grabfund sandte; der im Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte aufbewahrte Fundbestand dieses Grabes ist nach seinen Angaben nicht vollständig. Der Verbleib einer rechtwinklig umgebogenen Lanzenspitze und mehrerer bronzener

[43]) Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien, Taf. 26,6.

[44]) Mannus, Erg.-Bd. VI (1928) S. 71 Abb. 4.

[45]) Prähist. Zeitschr. X (1918) Taf. II 19. – Altschlesien II (1927) S. 68 Abb. 8.

[46]) Altschlesien V (Seger-Festschrift 1934) Taf. XLV 2 (Lienau).

[47]) Tackenberg, a. a. O. S. 50ff.

[48]) In den Breslauer Akten steht der Name: Scholz; in dem Dresdner Katalog ist der Name: Scholtz mit tz geschrieben.

Beschlagplättchen mit Nietlöchern und Nieten ist unbekannt. Zwei kurze Messer aus Glogau wurden von Tackenberg im Museum Hildesheim und im Dresdner Museum entdeckt. Unser hier das erste Mal abgebildete Stück ist das von Tackenberg aus Dresden angeführte Messer. Sollte das Messer und die eiserne Schere nicht vielleicht auch zu diesem Grabfund gehören? Das Alter der Funde dürfte dem nicht entgegenstehen. Da aber Oberlehrer Scholz, der ja auch der Geschenkgeber beider Stücke des Dresdner Museums ist, gewöhnlich recht genaue Aufzeichnungen über den Fundbestand gegeben hat, hätte er sie doch wohl ebenfalls vermerkt, wenn sie wirklich dazu gehört hätten.

Wir konnten eine größere Anzahl von schlesischen Funden vorführen, die bisher im Schrifttum meist noch nicht genannt oder gar abgebildet wurden. Der wissenschaftliche Wert der Stücke ist zwar nicht allzu hoch. Doch befinden sich darunter der Rest eines alten Verwahrfundes, vielleicht ein weiterer Sammelfund, ferner einige bronzezeitliche Funde von bisher für Schlesien unbekannter Art, z. B. ein mittelbronzezeitliches Armband und auch einige Stücke, die unser Wissen in anderer Hinsicht bereichern. Die volle Verwendbarkeit dieser Funde für wissenschaftliche Untersuchungen wird aber beeinträchtigt durch das Fehlen des genauen Fundortes bei einigen Stücken, der Lage des Fundplatzes bei sehr vielen, ganz abzusehen von der mangelhaften Erwähnung der Fundumstände, die nur bei zwei Stücken bekannt sind. Größeren Wert gewinnen diese Funde jedoch für die Heimatforschung. Da die meisten der hier gebrachten Stücke aus dem Kreise Glogau, ja vorwiegend aus der Stadt Glogau selbst stammen, so wird jeder Bearbeiter einer Vorgeschichte des Kreises Glogau an diesen Funden nicht vorbeigehen können. Sie bereichern seinen Arbeitsstoff in wesentlichem Umfange und werden sicherlich einige Lücken im Fundstoff ausfüllen helfen.

Vorgeschichtliche Burgen in Schlesien

Von Fritz Geschwendt

Unter vorgeschichtlichen Burgen versteht man in Schlesien die Burgen der Bronze- und frühen Eisenzeit, die der illyrischen Kultur zuzurechnen sind. Ihr Zweck war, in Zeiten der Gefahr größeren Volksteilen Zuflucht zu gewähren; vielleicht sind sie aber auch als Verwaltungsmittelpunkte anzusehen[1]). Die Lage der Burgen im Gelände läßt größten Scharfblick für Verteidigungsmöglichkeiten erkennen[2]); Umfang und Durchmesser entsprechen der verhältnismäßig großen Bevölkerungszahl und der Notwendigkeit, viele Stammesgenossen mit Vieh und Vorräten aufnehmen zu können.

---

[1]) Seger, Die Schwedenschanze bei Oswitz. Zeitschr. d. Ver. f. Geschichte Schlesiens, 1919, S. 81 f.

[2]) Hellmich, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Breslau 1923, S. 14.

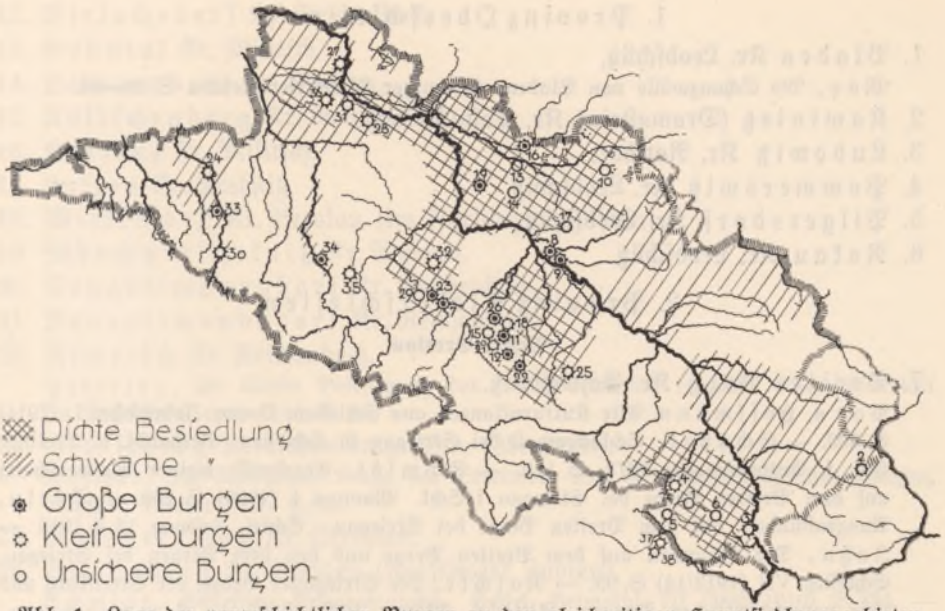


Abb. 1. Lage der vorgeschichtlichen Burgen zu den gleichzeitigen Hauptsiedlungsgebieten in Schlesien

Das Ziel dieser Untersuchung ist der Versuch, nachdem nun dank der Arbeit unseres heimgegangenen Freundes[3]) die Ruinen illyrischer Burgen in Schlesien in beträchtlicher Zahl erkannt werden konnten, festzustellen, ob die bisher entdeckten Burgen inmitten eines besiedelten Landstriches liegen und also zunächst als Mittelpunkte der Verwaltung und dann erst der Verteidigung dienten, oder ob sie lediglich aus Rücksicht auf die Verteidigungsmöglichkeiten im Gelände verteilt worden sind, ohne alle Rücksicht auf die Lage der Siedlungen und die Länge der Anmarschwege. Dabei soll unberücksichtigt bleiben, ob die Burgen etwa einen Sonderzweck verfolgten, wobei man möglicherweise an den Schutz einer Furt[4]) oder an das Aufsuchen der Nähe eines Heiligtums[5]) denken könnte.

Zunächst folgt eine Liste der bisher mit Sicherheit erkannten oder nach örtlicher Besichtigung zu vermutenden vorgeschichtlichen Burgen. Auf der Karte: Abb. 1, sind sowohl die illyrischen Festungen als auch die Hauptsiedlungsgebiete der frühen Eisenzeit nach den neuesten Fundkarten eingetragen[6]).

---

[3]) Hellmich, Die Erforschung der Rundschanzen und Langwälle. Altschles. Blätter 1931, S. 37. — Derselbe, Die Burgwälle in Schlesien und der Burghügel in Waldenburg. Altschlesien IV 197. — Derselbe, Schlesische Wehranlagen. Altschlesien III 37.

[4]) Seger, a. a. O. S. 81. — Geschwendt, Die ältesten Oderübergänge bei Breslau im Lichte der Vorgeschichtsforschung. Beiträge z. Geschichte d. Stadt Breslau (1936) II S. 20.

[5]) Jahn, Vorgeschichte der Sudetenländer. Schles. Jahrb. VI (1933/34) S. 17.

[6]) Germanische Vorzeit Schlesiens. Von der Kameradschaft studierender Vorgeschichtler an der Universität Breslau. 1937, Karte 1. — Vgl. ferner Hellmich, a. a. O. Karte 5.

1. Provinz Oberschlesien[7])

1. Bladen Kr. Leobschütz.
   May, Die Schanzwälle von Bladen. Leschnitzer Tischkalender S. 38—40.
2. Kaminietz (Dramastein) Kr. Tost-Gleiwitz.
3. Lubowitz Kr. Ratibor.
4. Pommerswitz Kr. Leobschütz.
5. Pilgersdorf Kr. Leobschütz.
6. Rakau Kr. Leobschütz.

2. Provinz Niederschlesien

Bezirk Breslau

7. Breiter Berg Kr. Schweidnitz.
   Pax u. Hoffmann, Alte Kulturpflanzen aus Schlesien. Botan. Jahrbücher L (1914) S. 593. — Schuster, Schlackenwall bei Striegau in Schlesien. Verhandl. d. Berliner Ges. f. Anthropologie 1873, S. 110. — Schmidt, Ergebnisse meiner Wallforschung auf dem Breiten Berge bei Striegau i. Schl. Mannus I (1909) S. 280. — Bersu, Ausgrabungen auf dem Breiten Berge bei Striegau. Schles. Zeitung 13. 8. 1913. — Jahn, Der Ringwall auf dem Breiten Berge und den drei Bergen bei Striegau. Schlesien VII (1913/14) S. 93. — Raschke, Die Striegauer Berge, der Streitberg und ihre vorgeschichtlichen Burgen. Altschles. Blätter 1927, S. 65. — Zimmermann, Schles. Vorzeit II (1874) S. 206 f. — Hauptschrift: Der Breite Berg bei Striegau. Eine Burgwallunterſuchung. Herausgegeben vom Schlesischen Altertumsverein. Teil 1. Bersu. Die Grabungen. Breslau 1930.
8. Breslau-Oswitz Stadtkreis Breslau. a) Die Schwedenschanze.
   Schles. Provinzial-Blätter N. F. V (1866) S. 183, VI (1867) S. 440, S. 628. — Seger, Die Schwedenschanze bei Oswitz, Zeitschr. d. Ver. f. Geschichte Schlesiens LII (1919) S. 79 f. — Derselbe, Die Oswitzer Schwedenschanze, eine Kriegsgrabung. Schles. Zeitung 1. 5. 1918. — Derselbe, Schlesische Festungen aus der Bronzezeit. Schles. Monatshefte I (1924) S. 27. — Derselbe, Oswitz, Eberts Reallexikon IX S. 318. — Derselbe, Die Schwedenschanze bei Oswitz, Breslau 1924 (Führer). — Jahn, Zur Chronologie der „Lausitzer Kultur" auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien. Mannus, Erg.-Bd. III, Leipzig 1922, S. 28 f. — Derselbe, Ein neues Museum auf der Schwedenschanze bei Oswitz, Schles. Zeitung 31. 5. 1927. — Raschke, Schwedenschanze und Kapellenberg von Breslau-Oswitz. (Dort auch das ältere Schrifttum.) Geschwendt, Wandern und Zeichnen, Heft 1, Breslau 1924, S. 24. — Gottschalk, Der Kapellenberg bei Oswitz Kr. Breslau, Altschles. Blätter 1928, S. 18 f. — Petersen, Schlesien von der Eiszeit bis zum Mittelalter. 1935, S. 88.
9. Breslau-Oswitz. b) Kapellenberg. Schrifttum vgl. Nr. 8.
10. Brustawe (Eichensee) Kr. Militsch.
11. Geiersberg Kr. Reichenbach.
    Schück, Ein Beitrag zu den Ringwällen ... Schles. Provinzial-Blätter N. F. V (1866) S. 89. — Lustig, Der Steinwall auf dem Geiersberge. Schles. Vorzeit N. F. IV (1906) S. 46 f. — Derselbe, Schles. Zeitung 1906, Nr. 27.

---

[7]) Zusammengestellt nach der in Anmerkung 6 zuerst erwähnten Karte, aber berichtigt durch freundliche Mitteilungen des Fachgenossen Dr. Raschke-Ratibor. Zu vergleichen: Raschke, Altschlesische Blätter 1937, Heft 3/4.

12. Girlachsdorf Kr. Reichenbach.
13. Grüntal Kr. Militsch.
14. Heinzendorf Kr. Wohlau.
15. Költschenberg Kr. Reichenbach.
16. Korsenz Kr. Militsch.
17. Lossen Kr. Trebnitz.
18. Mittelberg Kr. Breslau (im Forstbezirk Zobten).
19. Mönchmotschelnitz Kr. Wohlau.
20. Neugüttmannsdorf Kr. Reichenbach.
21. Neugüttmannsdorf Kr. Reichenbach.
22. Nimptsch Kr. Reichenbach.
Petersen, Die älteste Befestigung der Stadt Nimptsch entdeckt. Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit 1936, S. 55.
23. Streitberg Kr. Schweidnitz (Gm. Oberstreit).
Raschke, Die Striegauer Berge, der Streitberg und ihre vorgeschichtlichen Burgen. Altschles. Blätter 1927, S. 65.
25. Rummelsberg Kr. Strehlen.
26. Silingberg Kr. Breslau (Forstbezirk Zobten).
Schmidt, Schlesische Ausgrabungen. Schles. Heimatbl. III (1909/1910) S. 454. — Geschwendt, Am Zobten, Schlesien 1923, S. 157 f. — Lustig, Vorgeschichtliche Steinwälle auf dem Zobtenberge. Schles. Zeitung 18. 5. 1924. — Goetze u. Lustig, Die vorgeschichtlichen Steinwälle am Zobtenberge. Altschlesien I (1926) S. 146. — Geschwendt, Zur Technik des Burgenbaues der Vorzeit. Altschlesien II (1927) S. 37 ff. — Derselbe, Siling, der Schlesierberg. Augsburg 1928.

Bezirk Liegnitz

24. Podrosche (Grenzkirch) Kr. Rothenburg.
27. Bobernig Kr. Grünberg.
28. Dalkau Kr. Glogau.
29. Girlachsdorf Kr. Jauer.
30. Landeskrone Kr. Görlitz.
31. Lindau Kr. Freystadt.
32. Mertschütz Kr. Liegnitz.
Richthofen, Auf den Spuren alter Siedlungen. Altschlesien I (1924) S. 57. — Bersu, Der Burgberg in Mertschütz, Schles. Zeitung 31. 7. 13. — Derselbe, Die Ausgrabung vorgeschichtlicher Befestigungen. Vorgeschichtliches Jahrbuch II (1926) S. 15 ff.
33. Nieder Neundorf Kr. Rothenburg.
Boege, Der Burgwall vom „Vaterunserberg" bei Nieder Neundorf Kr. Rothenburg OL. Altschles. Blätter 1934, S. 3. — Werth, Kultur- und andere Pflanzenreste aus einer früheisenzeitlichen Burgwallsiedlung der Oberlausitz. Berichte der Deutschen Botanischen Ges. LII (1934) S. 196 ff.
34. Plagwitz Kr. Löwenberg.
35. Probsthainer Spitzberg Kr. Goldberg.
36. Zöllnig Kr. Freystadt.

3. Mähriſch-Schleſien

37. Burgberg bei Jägerndorf.

38. Schellenburg bei Jägerndorf.

Vielleicht muß auch der Burgwall von Grätz hierher gezählt werden. Vgl. Stumpf, Nachrichtenblatt f. Deutſche Vorzeit 1928, S. 121. — Jahn, Vorgeſchichte der Sudetenländer. Schleſ. Jahrbuch VI (1933/34) S. 17 f.

Die oberſchleſiſchen Burgen liegen bis auf die von Kaminietz Kr. Gleiwitz links der Oder. Die Beſiedlung rechts der Oder erſcheint außerordentlich dünn, ſo daß man vielleicht mit einer einzigen Burg auskam. Sie liegt nun auffallenderweiſe nicht inmitten des Siedlungsgebiets, ſondern mehr am Rande desſelben. Das gleiche iſt bei den linksufrig gelegenen Burgen feſtzuſtellen. Sie befinden ſich zwar im dicht beſiedelten Gebiet, ſind aber doch verhältnismäßig ſtark auf den Gebirgsrand zugerückt. Die beiden Burgen von Jägerndorf, ſchon außerhalb der heutigen Landesgrenze in Mähriſch-Schleſien, liegen direkt am hohen Sudetenrand.

In Mittelſchleſien erſtreckt ſich links der Oder ein dicht beſiedeltes Gebiet, das durch einen von der in allen vorgeſchichtlichen Zeiten ſpärlich bewohnten Neumarkter Platte nach Südweſten reichenden dünn bevölkerten Landſtreifen in zwei Hauptteile gegliedert wird. Vom Odertal bei Breslau bis zu den ſudetiſchen Vorbergen, dem Rummelsberge, dem Nimptſcher Hügellande und dem Silinggebiet, erſtreckt ſich ein Gebiet, das durch neun Burgen geſchützt wird. Vor den Sudeten kann ſich ein dicht bewaldeter Vorgebirgsſtreifen ausgedehnt haben[8]), den die Verteidiger im Rücken hatten. Die burgentragenden Hügel, vom 500 m hohen Geiersberg und dem 700 m hohen Siling ganz abgeſehen, boten der Beſatzung beſte Unterſtützung bei der Verteidigung. Deswegen wurden die Burgen ohne Rückſicht auf die den Lebensunterhalt ſpendenden und daher eigentlich zu verteidigenden, fruchtbaren Ackergegenden ganz am Südrande angelegt. Hier herrſchen alſo deutlich ſtrategiſche Gründe bei der Wahl des Geländes vor. Es wäre nicht falſch, geradezu von einem Rückzugsgebiet am Rande des Stammesgebietes im bewaldeten Vorlande der Sudeten zu ſprechen. Ganz dasſelbe iſt in dem zweiten dicht beſiedelten Teile links der Oder zu beobachten, nur daß die burgengekrönten Hügel nicht die Höhe mancher mittelſchleſiſcher erreichen. Aber die abſolute Höhe der Hügel ſpielte beim Fehlen des Schießpulvers und der damaligen Art der Fernwaffen noch keine ſo große Rolle.

Schwieriger wird unſere Unterſuchung rechts der Oder. Hier ſind zu wenig Burgen als ſicher vorgeſchichtliche erkannt, oder es befinden ſich hier tatſächlich zu wenig Verteidigungsanlagen, obwohl das Gebiet außerordentlich dicht bewohnt war. Vielleicht iſt es kein Zufall, daß nur eine einzige Burg rechts der Bartſch liegt, die anderen dagegen alle auf dem linken Ufer, genau ſo wie in

[8]) Czajka, Schleſiens Grenzwälder. Zeitſchr. d. Ver. f. Geſchichte Schleſiens. LXXVIII (1934) S. 1 f.

Oberschlesien nur eine einzige auf dem rechten Ufer der Oder gebaut wurde. Dieser Eindruck muß sich verstärken, wenn wir die Burgen der Kreise Glogau, Freystadt und Grünberg betrachten. Auch sie finden sich samt und sonders im Gelände des Landrückens auf dem linken Ufer der Oder, besonders im Umkreise der Dalkauer Höhen.

In der niederschlesischen Heide gibt es nur wenige Burgen, was der außerordentlich spärlichen Besiedlung entspricht.

Überschauen wir noch einmal die Karte: Abb. 1. Sie zeigt mit größter Klarheit, daß die vorgeschichtlichen Burgen nie im Mittelpunkt der besiedelten Räume zu finden sind, daß sie vielmehr an deren Rand gerückt erscheinen. Die eigentlichen Vorberge der Sudeten und das vorsudetische Hügelland kommen dem Wunsche nach Verteidigung außerordentlich entgegen. Die Vorgebirgszone wurde von den Illyrern zur Verteidigung bevorzugt, obwohl man — vielleicht auch gerade weil man — das waldbedeckte Vorgebirge und die Sudeten als allerletztes Fluchtgebiet hinter sich hatte. Dieser ganz deutlich erkennbaren Gebirgsrandgruppe entspricht eine zweite nördliche Reihe in der Tiefebene. Man hat den Eindruck, als wenn der im Norden von den Frühgermanen ausgelöste politische Druck, der namhafte Teile der Illyrer nach Süden schob[9]), in der doppelten Reihe der Fluchtburgen seinen Niederschlag gefunden hätte. Die Burgen, z. T. schon in der jüngsten Bronzezeit und nicht erst in den Wirren der „Völkerwanderungen vor der Völkerwanderung“[10]) errichtet, sollten dieses Südwärtsweichen eigener Volksgenossen auffangen.

Die Verteilung der Befestigungen in zwei durch Gesamtschlesien laufende Reihen zeigt aufs klarste, daß der Wunsch nach Verteidigung dem Bedürfnis nach einem geographisch und verkehrstechnisch günstig gelegenen Verwaltungsmittelpunkt überlegen war, und daß so ziemlich alle vorgeschichtlichen Burgen nicht nur der örtlichen Verteidigung dienten, sondern daß sie aus den Lebensnotwendigkeiten zahlreicher Stämme hervorgingen. In ihrer in der Karte verzeichneten Lage spiegelt sich also vorzeitliches, weltpolitisches Geschehen Ostdeutschlands wieder, als dessen ferne Ursache das Ausdehnungsbedürfnis jugendstarker, germanischer Völker zu erkennen ist.

[9]) Petersen, Schlesien von der Eiszeit bis ins Mittelalter, S. 134.

[10]) Jahn, Mannus, Erg.-Bd. VI, 271 f.

Die Zeitstellung des Reitergrabes von Königsbruch Kr. Guhrau

Von Hans Zeiß, München

Im Jahre 1926 kam bei Königsbruch ein Reitergrab zum Vorschein, das leider zum Teil vor der fachmännischen Untersuchung zerstört wurde. Bei der eingehenden Beschreibung des Fundes, aus der auch Abb. 1—3 entnommen sind, hat E. Petersen die Meinung ausgesprochen, daß dieses Grab mit größter Wahrscheinlichkeit aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts stamme[1]). Als der Verfasser dieses Beitrags 1933 Gelegenheit zu einem Besuch des reichen Breslauer Museums hatte, sprach er sich für eine spätere Ansetzung des Grabes aus, worauf E. Petersen in späteren Veröffentlichungen hingewiesen hat[2]). Die längst versprochene Begründung soll nunmehr nachgeholt werden, wenn auch der Verfasser den geplanten längeren Besuch der in diesem Zusammenhang wichtigen Sammlungen noch nicht ausführen konnte.

Bestimmend für die Ansetzung eines geschlossenen Fundes ist der jüngste Typ, den er enthält. Um diesen zu ermitteln, sind zunächst die Beigaben auszuscheiden, welche keinen Anhalt für eine genauere Zeitbestimmung ergeben: das Langschwert (Abb. 2), die Lanzenspitze (Abb. 1,17), der Spornrest (Abb. 1,15), die eisernen Eimerbeschlagteile (Abb. 1,1, 2, 4, 19 – 22), der Kumpf (Abb. 1,25) und der stark ergänzte Napf (Abb. 1,24). Zu dem ganz erhaltenen Napf (Abb. 1,3) hat E. Petersen Vergleichsstücke genannt[3]), welche eine Ansetzung in das 4. Jahrhundert nahelegen, ohne daß deshalb der Typ ausschließlich dieser Zeit zugewiesen werden müßte. Die halbkugelige Schüssel (Abb. 1,23) läßt sich wohl mit einem Sacrauer Stück[4]) vergleichen, doch stimmen weder Form noch Verzierung völlig überein. Man kann für einen Teil der Tonware von Königsbruch einen Zusammenhang mit wandalischen Gefäßen des 4. Jahrhunderts anerkennen, ohne darin ein entscheidendes Merkmal für die Datierung zu sehen, da ja mit einem gewissen Fortleben der Formen gerade in der einheimischen Töpferkunst stets zu rechnen ist. Die lange, auch von L. Zotz bei der Veröffentlichung des Grabfeldes Groß Sürding[5]) hervorgehobene Gebrauchsdauer der eingliedrigen Fibel mit umgeschlagenem Fuß gestattet das stark verrostete Stück von Königsbruch (Abb. 1,14)

---

[1]) Altschlesien 4 (1932) S. 154–161 mit Abb. 11–14 und Taf. 12.

[2]) Petersen, Schlesien von der Eiszeit bis ins Mittelalter (1935) S. 196. Mannus 28 (1936) S. 49 Anm. 1.

[3]) a. a. O. S. 160 mit Anm. 54. Nach den Abbildungen zu schließen, ist das Gefäß von Kasawe Kr. Militsch (Altschlesien 1 [1926] S. 91 Abb. 4,8) dem Stück von Königsbruch näher verwandt, als das Bruchstück von Ellguth Kr. Grottkau (Altschlesien 1 [1926] S. 87 Abb. 1 rechts).

[4]) E. Grempler, Der erste Fund von Sacrau [2] (1888) Taf. II1. Angeführt von E. Petersen a. a. O. S. 160.

[5]) L. Zotz, Die spätgermanische Kultur Schlesiens im Gräberfeld von Groß Sürding (1935) S. 10.

Abb. 1. Königsbruch 1–2, 4–22 in $^1/_3$; 3, 23–26 in $^1/_4$ nat. Gr. Nach Altschlesien IV 157

hier ebenfalls zu übergehen; nur an die goldene Fibel dieſes Typs in einem rheinheſſiſchen Grab[6]), das vielleicht mit dem Vorſtoß der Alanen, Sweben und Wandalen über den Rhein (406) zuſammenhängt, ſei kurz erinnert.

Die nunmehr noch verbleibenden Gegenſtände ſind der Glasbecher (Abb. 1,16), die Fußſchale (Abb. 1,26), die Schnallen (Abb. 1,5—13) und die Zaumzeugteile (Abb. 1,18). Der Glasbecher, ein Einfuhrſtück, beſitzt, wie ſich am Schluß ergeben wird, nur beſchränkten Ausſagewert. Dagegen gehört die Fußſchale mit eingeglätter Wellenlinie zu einer ſehr bezeichnenden Gattung Drehſcheibenware, die ſich von der aus Haßleben[7]) bekannten durchaus unterſcheidet und mit jüngeren ſüdöſtlichen Einflüſſen donauaufwärts vorgedrungen iſt[8]). Daß ſich dieſe in Schleſien bereits im 4. Jahrhundert geltend machen, iſt aus einzelnen Schalen von Sacrau[9]) zu ſchließen, auf die E. Peterſen hingewieſen hat[10]). Aus dieſer Beziehung allein braucht indeſſen nicht gefolgert zu werden, daß das Grab von Königsbruch mit den Funden von Sacrau gleichzeitig ſei. Zur Datierung von Sacrau ſoll hier nicht ausführlicher Stellung genommen werden; eine Anſetzung in die Mitte des 4. Jahrhunderts würde ſich aber gut mit dem offenbaren Fehlen aller Merkmale vertragen, welche der gegen Ende des 4. Jahrhunderts eintreffenden Welle der Völkerwanderung eigentümlich ſind. Als bezeichnend für letztere ſeien die Gräber von Unterſiebenbrunn[11]), der Fund von Coşoveni-de-jos[12]) und das Grab von Jakuſzowice[13]) genannt.

Das Grab von Königsbruch war, ſoweit der Befund erkennen läßt, nicht durch die reiche Ausſtattung der eben genannten Gruppe ausgezeichnet, mit der es durch einige verhältnismäßig einfache Gegenſtände verbunden iſt. Das Zaumzeug (Abb. 1,18) beſitzt weniger Ähnlichkeit mit dem von E. Peterſen herangezogenen von Klein Puppen Kr. Ortelsburg[14]), deſſen Ringe abgeplattet ſind, als mit entſprechenden Stücken von Unterſiebenbrunn[15]), Coşoveni-de-jos[16])

---

[6]) Wolfsheim (nicht Wölfisheim, wie bei L. Zotz a. a. O. S. 7 Anm. 3 angegeben), Mainzer Zeitſchrift 17/19, 1921/24, S. 73–75 (G. Behrens).

[7]) Vgl. W. Schulz, Das Fürſtengrab und das Grabfeld von Haßleben. Römiſch-Germaniſche Forſchungen 7 (1933).

[8]) Ohne auf unſer Stück einzugehen, will Zotz, Groß Sürding S. 41, auch auf der Drehſcheibe hergeſtellte Schalen, wie die von Tſchileſen Kr. Guhrau (a. a. O. Taf. XIII 7) von doppelkoniſchen Gefäßen des Weichſelmündungsgebietes ableiten. Verfaſſer hält an der oben niedergelegten Anſchauung feſt, wenn er auch die Sammlungen des Weichſelmündungsgebietes bisher nicht kennengelernt hat.

[9]) Grempler, Der 2. und 3. Fund von Sacrau (1888) Taf. IV 9–10.

[10]) a. a. O. S. 160.

[11]) Jahrbuch für Altertumskunde 5 (1911) S. 32–67 Taf. 1–3 (Kubitſchek).

[12]) Germania 17 (1933) S. 272–277 mit Taf. 24/25 (C. S. Nicolaescu-Plopşor und H. Zeiß).

[13]) Fornvännen 1936, S. 264–277 mit Taf. 1–4 (N. Åberg).

[14]) W. Gaerte, Urgeſchichte Oſtpreußens (1929) S. 201 Abb. 151 b.

[15]) Jahrbuch für Altertumskunde 5 (1911) Taf. 3.

[16]) Germania 17 (1933) Taf. XXV 7–10, 12 (am wahrſcheinlichſten vom Zaumzeug).

und Jakuszowice[17]). Ringe mit rundem Querschnitt sind aber nicht nur für das Zaumzeug, sondern auch für die Bügel von sechs Bronzeschnallen (Abb. 1,8—13) von Königsbruch bezeichnend. Eine weitere Bronzeschnalle (Abb. 1,7) ist wie zwei Eisenschnallen (Abb. 1,5,6) nicht ringförmig, sondern oval. Ovale Schnallen kommen auch in älteren Funden, so z. B. in Sacrau[18]) vor; die kleine Ringform[19]) aber, die von älteren Ringschnallen durchaus zu unterscheiden ist, eignet nicht nur der Schnalle[20]) und den Zaumzeuggliedern von Coşoveni-de-jos, sondern auch den mit der Wanderung des frühen 5. Jahrhunderts bis nach der Pyrenäenhalbinsel gelangenden goldenen Schuhschnallen mit zellenverzierter Beschlägplatte[21]), die auch in Untersiebenbrunn[22]) sowie in Jakuszowice[23]) belegt sind. Die kleine ringförmige Schnalle ist ein wesentliches Merkmal für die Einreihung des Grabes von Königsbruch in die Zeit nach 400, der die vom Donautal, der Einfallstraße der neuen Formen, entfernteren Funde der Stufe von Untersiebenbrunn zugeschrieben werden dürfen. In diesem Zusammenhang sei an das Grab von Höckricht Kr. Ohlau[24]) erinnert; es enthielt kleine Goldschnallen der erwähnten Gruppe und einen Bronzekessel, der als ein Stück hunnischer Herkunft in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts, d. h. in die Zeit des Hunnenreiches an der mittleren Donau, zu setzen ist. Das Grab von Jakuszowice ist mit Höckricht durch Goldblechzierate mit einzeln aufgesetzten Steinen[25]) („Steinauflage" im Unterschied von Zellenwerk) so eng verbunden, daß es in den gleichen Zeitabschnitt gesetzt werden darf; eine Folgerung, die auch für die Beurteilung von Königsbruch nicht ohne Belang ist.

Eine gewisse Bestätigung unseres bisherigen Ergebnisses bringt auch die Besprechung des Glasbechers (Abb. 1,10). Die jüngst erfolgte Zusammenstellung der Becher mit eingeschliffenen Ovalen aus Skandinavien, die G. Ekholm verdankt wird[26]), erleichtert die Beurteilung des Stücks von Königsbruch, das

---

[17]) Åberg a. a. O. Taf. IV 27–29.

[18]) Grempler, 1. Fund Taf. V 14–16; 2./3. Fund Taf. III 19; VI 6, 12, 13; VII 17, 18.

[19]) Es sei bemerkt, daß Grempler, 1. Fund Taf. V 4 keine Schnalle, sondern ein Kästchenbeschlag ist.

[20]) Germania 17 (1933) Taf. XXV 11.

[21]) Literatur zu dieser Gruppe bei H. Zeiß, Die Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich (1934) S. 111 (vgl. auch S. 31 f. mit Taf. VII 3).

[22]) Jahrbuch für Altertumskunde 5 (1911) Taf. I 5; vgl. Taf. I 3 und Taf. III 4, 6–8, 10.

[23]) Åberg a. a. O. Taf. II 11, 13; vgl. dazu auch Taf. II 12; III 21–23; IV 30.

[24]) Schles. Vorzeit 3 (1904) S. 46–50 (E. Krause).

[25]) Åberg a. a. O. Taf. II 8–10, 14–19. Diese Technik ist vor allem der von A. Alföldi, Funde aus der Hunnenzeit (Archaeologia Hungarica 9, 1932) behandelten Gruppe eigen. Sie erscheint in Bestattungen, die als hunnisch zu betrachten sind, wird aber nicht ausschließlich solchen angehören; z. B. macht das Grab von Jakuszowice einen durchaus germanischen Eindruck.

[26]) G. Ekholm, Orientalische Glasgefäße in Skandinavien. Eurasia Septentrionalis Antiqua 10 (1936) S. 61–72. Er erwähnt den Becher von Königsbruch S. 72 Anm. 39.

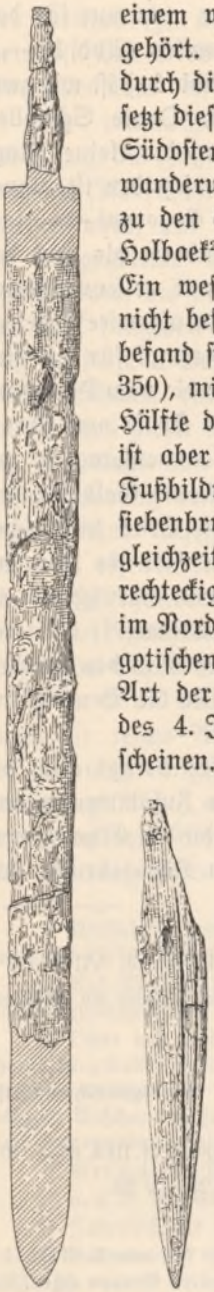


Abb. 2–3. Königsbruch. Nach Altschlesien IV 156 und 158. 2 in 1/5, 3 in 1/3 nat. Gr.

einem wesentlich jüngeren Typ als der Becher von Sacrau[27]) angehört. Bezeichnend ist der Ersatz der älteren zylindrischen Form durch die konische und die Schliffverzierung in Spitzovalen. Ekholm setzt diese Becher, die er mit guten Gründen als Einfuhrgut aus dem Südosten betrachtet, in das Ende der Kaiserzeit und in die Völkerwanderungszeit, also in das spätere 4. und in das 5. Jahrhundert; zu den älteren unter ihnen rechnet er das Stück von Nyrup, Amt Holbaek[28]), das weniger spitz zuläuft (Abb. 4) als unsere Abb. 1,16. Ein wesentlicher Zeitunterschied kann zwischen den beiden Bechern nicht bestehen. Unter den reichen Beigaben des Grabes von Nyrup befand sich ein abgenützter, geöhrter Solidus von Constans (337 bis 350), mit Rücksicht auf den die Grablegung frühestens in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts zu setzen wäre; besonders beachtenswert ist aber eine Silberblechfibel mit rechteckiger Kopfplatte, die der Fußbildung nach als etwa gleichzeitig mit den Fibeln von Untersiebenbrunn[29]) zu betrachten ist. Wenn auch bereits in Sacrau und gleichzeitig im Norden[30]) der Zweirollentyp, die Vorbedingung der rechteckigen Kopfplatte, vorliegt, so setzt das Auftreten der Blechfibel im Norden doch einen Zusammenhang mit der Entwicklung der großen gotischen Blechfibeln voraus, die, aus kleineren Vorstufen von der Art der Fibeln von Marosszentanna[31]) hervorgegangen, erst Ende des 4. Jahrhunderts, d. h. mit der Gruppe Untersiebenbrunn, erscheinen. Ferner besitzt der kannelierte Bügel der Nyruper Fibel seine nächsten Gegenstücke unter den Fibeln mit Sternornamentik und anderer Stempelverzierung[32]), eine Technik, deren Aufkommen im Norden mit Rücksicht auf den Fund von Schwellin Kr. Köslin[33]) in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts zu setzen ist. In Anbetracht dieser Umstände scheint es nicht zu gewagt, die Silberblechfibel von Nyrup und damit die Anlage des Grabes in die Zeit nach

[27]) Grempler, 2./3. Fund Taf. I 1. Ein offenbar älterer Typ als unsere Abb. 1,16. Erwähnt bei E. Petersen a. a. O. S. 160.

[28]) Literatur bei N. Åberg, Den nordiska Folkvandringstidens Kronologi (1924) S. 77 Nr. 13; die Silberblechfibel a. a. O. S. 12 Abb. 28. Der Becher nunmehr Eurasia Septentrionalis Antiqua 10 (1936) S. 69 Abb. 8. – Die Vorlage für Abb. 4 verdanke ich der Freundlichkeit von J. Brøndsted.

[29]) Vgl. besonders Jahrbuch für Altertumskunde 5 (1911) Taf. II 1.

[30]) Vgl. Åberg, Kronologi S. 11 Abb. 22–26.

[31]) Übersicht bei O. Brenner, 7. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1912 (1915) S. 264 Abb. 2.

[32]) Vgl. Åberg, Kronologi S. 12, 14 Abb. 29, 30, 34.

[33]) Germania 21 (1937) S. 34–39 Taf. 10/11 (H. Zeiß).

400 zu setzen. Daß gerade ein reiches Grab auch älteren Schmuck, wie in diesem Fall z. B. eine Hakenkreuzfibel mit Preßblechbelag, enthält, ist nicht befremdend. Der Becher (Abb. 4), der als nächstes Vergleichsstück zu dem Königsbrucher Stück (Abb. 1,16) genannt worden ist, entstammt also einem Grab des frühen 5. Jahrhunderts; dies verdient in unserem Zusammenhang Beachtung, wenn auch eingeführte Gegenstände ein und desselben Typs zu recht verschiedener Zeit als Beigaben verwendet worden sein können.

Abb. 4. Glasbecher von Nyrup in Dänemark. 1/3

Das erhaltene Grabgut von Königsbruch ist nicht sehr reichlich, und deshalb für die Gewinnung einer Datierung ungünstig. Immerhin wird das oben Dargelegte die Ansetzung in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts genügend stützen. In dem Bestatteten ist schon wegen des Zusammenhangs der Tonware mit älteren einheimischen Typen ein wandalischer Krieger zu vermuten, der wie andere Angehörige des Silingenstammes bei der großen Auswanderung um 400 in der Heimat zurückgeblieben ist[34]). Weitere wandalische Reitergräber dieser Zeit sind aus Schlesien bisher nicht bekannt[35]), aber ihr Erscheinen wäre keineswegs überraschend; hat doch die Reiterei in den Heeren der Ostgermanen gerade während dieses Abschnitts der Völkerwanderung eine große Rolle gespielt. Es genügt, an die Schlachten bei Adrianopel und auf den Katalaunischen Feldern zu erinnern. Bei den Wandalen bildeten noch in der Spätzeit ihres Königreiches, das allerdings stärker von dem nordungarischen Zweig des Volkes, den Hasdingen, getragen wurde, nach dem Zeugnis des Prokop (b. Vand. I 8, 27) die Stoßlanze und das Schwert des Reiters die Hauptwaffen.

---

[34]) Für die Frage des Fortlebens germanischer Bevölkerungsreste in Ostdeutschland nach 400 ist nunmehr vor allem die verdienstvolle Arbeit von E. Petersen (Mannus 28 [1936] S. 19–65) zu vergleichen.

[35]) E. Petersen hat, von einer früheren Datierung ausgehend, das Reitergrab von Kuffern, Ger.-Bez. Herzogenburg herangezogen (a. a. O. S. 161); mit Rücksicht auf den frühen Zwiebelknopffibeltyp gehört dieses in die zweite Hälfte des 3. oder in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts. Ein näherer Zusammenhang mit Königsbruch besteht nicht, auch nicht im Fall des Reitergrabes von Neukölln (Prähist. Zeitschr. 4 [1912] S. 395–403 A. Kiekebusch), dessen Spathaknauf in das 6. oder 7. Jahrhundert gehört.

Nachtrag: Das S. 38 Abb. 3 wiedergegebene Eisenmesser stammt nicht aus dem Reitergrabe, sondern anscheinend aus einem zerstörten Brandgrabe nicht weit von dem Reitergrabe (vgl. E. Petersen a. a. O. S. 158f.). Wegen seiner großen Ähnlichkeit mit Messern aus Guttentag (vgl. unten S. 42 Abb. 13) ist es trotzdem hier noch einmal abgebildet worden.

Ein völkerwanderungszeitliches Gräberfeld im Staatsforst Guttentag OS.

Von Franz Pfützenreiter, Beuthen OS.

Mit Tafel 5—9

Zu den gesicherten Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung gehört seit langem die Tatsache, daß der schlesische Raum bis 400 n. Chr. zum wandalischen Siedlungsgebiet gehört. Über das Schicksal des Landes in den beiden folgenden Jahrhunderten schwiegen bisher die Bodenfunde hartnäckig. Mit guten Gründen durfte man vermuten, daß auch nach der Abwanderung der Wandalen germanische Volksreste zurückgeblieben sind. Vereinzelte Bodenfunde stützten diese Annahme. Durch die planmäßige Arbeit der schlesischen Landesämter für vorgeschichtliche Bodendenkmalpflege hat sich die Zahl solcher Funde in den letzten Jahren so erheblich vermehrt, daß sich allmählich das Dunkel zu lichten beginnt, das bisher über die Völkerwanderungszeit in Schlesien gebreitet war. Die Entdeckung des Gräberfeldes von Groß Sürding Kr. Breslau[1]) brachte den wichtigen Nachweis, daß im 5. Jahrhundert noch germanische, aber vielleicht nicht wandalische Volksteile in Schlesien siedelten. Eine Anzahl Wohnplatzfunde aus Nieder- und Oberschlesien darf nach Art der dort auftretenden Irdenware als gleichzeitig oder noch jünger angesehen werden. Ein neu entdecktes Gräberfeld im Staatsforst Guttentag, über das hier ein kurzer vorläufiger Bericht erstattet werden soll[2]), gibt neue wichtige Aufschlüsse über die spätgermanische Zeit in Schlesien.

Im Sommer 1935 wurden auf einer Kahlschlagfläche im Jagen 52 des Staatsforstes Guttentag Aufforstungsarbeiten durchgeführt. Dabei kamen beim Ausheben kleiner Gräben Scherben, Leichenbrandstückchen und verrostete Metallsachen zum Vorschein. Es ist das Verdienst der Revierförster Land und Heinrichs, daß der Fund zur Kenntnis der zuständigen Denkmalpflegestelle gebracht wurde. Schon die erste Besichtigung zeigte, daß es sich um germanische Gräber mit einem bisher in Schlesien noch unbekannten Fundstoff handelte. Im Auftrage des Direktors des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin wurde im Mai und Juni 1936 eine Grabung durchgeführt, die zu überraschenden Ergebnissen führte. Allerdings stieß die Untersuchung auf mancherlei Schwierigkeiten. Der Boden war bis zu einer durchschnittlichen Tiefe von 0,20 m durch das Wurzelwerk der Waldpflanzen vollständig verfilzt. Einzelne Gräber konnten nicht unterschieden werden, sondern die Funde verteilten sich fast gleichmäßig auf einen Streifen von etwa 10 m Breite und 20—25 m Länge. Die ganze Fläche wurde darum mit einem Geviertnetz von je 2 m Seitenlänge überzogen und

[1]) Zotz, Die spätgermanische Kultur Schlesiens im Gräberfeld von Groß Sürding. Leipzig 1935.

[2]) Eine eingehendere Veröffentlichung an anderer Stelle ist in Vorbereitung.

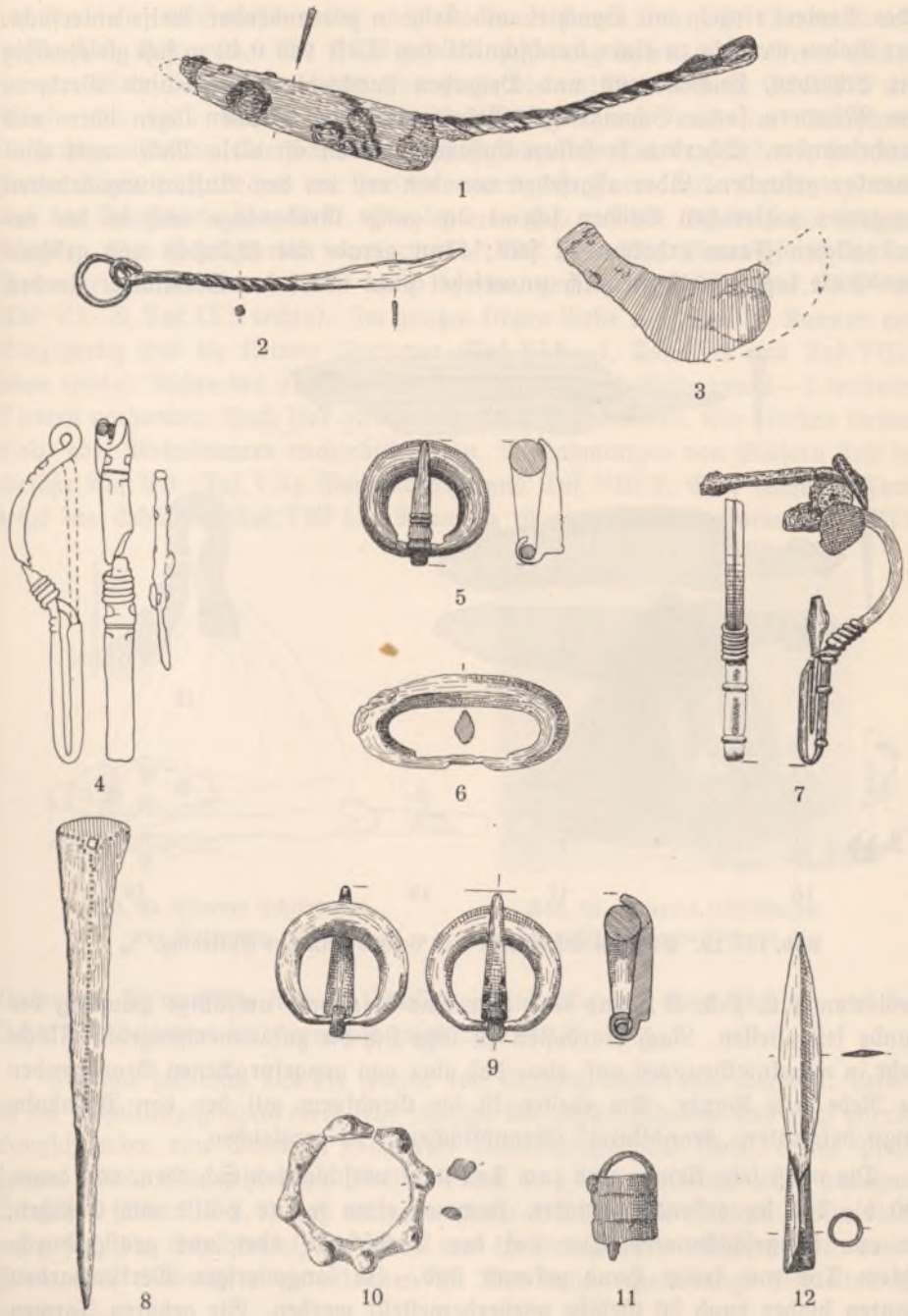


Abb. 1–12. Eiserne und bronzene Beigaben aus Guttentag. $^1/_2$

jedes Geviert einzeln mit Spachtel und Kelle in zeitraubender Weise untersucht. Der Boden war bis zu einer durchschnittlichen Tiefe von 0,40 m fast gleichmäßig mit Scherben, Leichenbrand und Beigaben durchsetzt. Waffen und Werkzeug von Männern sowie Schmuck und Arbeitsgerät von Frauen lagen über- und durcheinander. Scherben desselben Gefäßes wurden oft viele Meter weit voneinander gefunden. Aber abgesehen von den erst bei den Aufforstungsarbeiten gezogenen zahlreichen Gräben scheint die ganze Grabanlage noch in der ursprünglichen Form erhalten zu sein; denn gerade die schönsten und größten Fundstücke lagen meist ziemlich unversehrt dicht unter der Oberfläche. In den

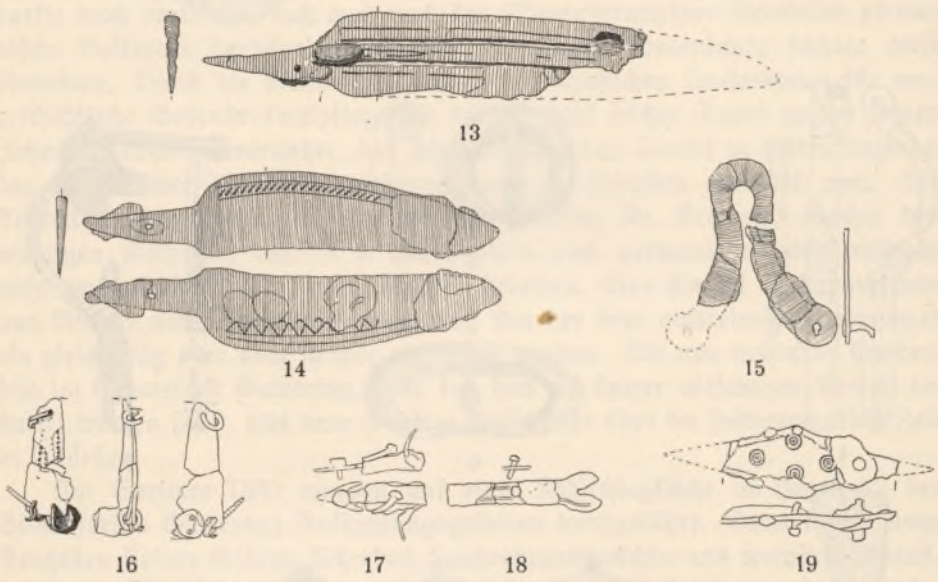


Abb. 13–19. Verzierte Eisenmesser und Beschlagteile aus Guttentag. 1/3

Gevierten F 2, F 3, G 2 und G 3 war eine besonders auffällige Häufung der Funde festzustellen. Nach Nordosten zu löste sich die zusammenhängende Fläche mehr in einzelne Gruppen auf, ohne daß aber von ausgesprochenen Brandgruben die Rede sein könnte. Am ehesten ist die Grabform mit den von Bornholm längst bekannten „brandflaket" (Brandflächen)[3]) zu vergleichen.

Die meist sehr kleinen und zum Teil stark verschlackten Scherben, von denen 100 bis 150 kg gefunden wurden, stammen etwa je zur Hälfte von Gefäßen, die aus feingeschlämmtem Ton auf der Drehscheibe oder aus grusig durchsetztem Ton aus freier Hand geformt sind. In langwieriger Werkstattarbeit konnten bisher rund 50 Gefäße wiederhergestellt werden. Sie gehören Formen

[3]) Stjerna, Bornholms befolkning under järnåldern. Antikvarisk tidskrift 18, 1908, S. 7 ff.

an, die bisher in Schlesien meist noch unbekannt waren und z. T. überhaupt erstmalig hier auftreten. Bei flüchtiger Gruppierung lassen sich mehrere Hauptformen unterscheiden. Zahlreich sind große bis mittelgroße tiefe Schüsseln und Näpfe mit teils wulstigem, teils breit umgelegtem, auch im Querschnitt T-förmigem Rande. Die Schulter ist häufig abgefast (Taf. 7). Zahlreich sind auch kleine Näpfe und Becher von verschiedenartigster Form, teils freihändig, teils auf der Drehscheibe hergestellt. Die letzteren sind auf der Schulter mit Zickzackbändern oder Schrägkerben verziert (Taf. VIII 10 u. 12). Mannigfaltigkeit der Form zeigen die Kannen mit meist breiten, gerillten Henkeln (Taf. VI 5—10, Taf. V 1—2, Taf. IX 3 rechts). Im ganzen liegen Reste von etwa 25 Kannen vor. Einzigartig sind die kleinen Toneimer (Taf. VI 1—4, Taf. IX 2 und Taf. VIII 1 oben rechts). Außer den abgebildeten Stücken sind noch Reste von 4—5 weiteren Eimern vorhanden. Auch hier gleicht kein Stück dem anderen. Sie dürften kleinen Holz- oder Metalleimern nachgebildet sein. Nachahmungen von Gläsern sind die Gefäße Taf. V 3 (Taf. V 3a Nachbildung) und Taf. VIII 2. Eine seltsame Form zeigt das Schälchen Taf. VIII 11. Neuartig ist auch die Vasenform Taf. VIII 3.

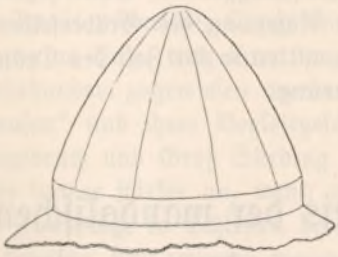


Abb. 20. Eiserner Schildbuckel aus Guttentag. 1/3

Abb. 21. Eiserner Schildbuckel aus Ujhartyán in Ungarn. 1/4

Unter den Ziermustern sind am häufigsten Zickzack- oder Rautenbänder auf der Schulter. Seltenere Verzierungen zeigt Taf. VIII 1.

Überaus zahlreich sind die Funde von Waffen, Gerät und Schmuck. Leider ist der Erhaltungszustand meist sehr schlecht. Am besten erhalten sind zwei eiserne Langschwerter, eine Streitaxt[4]), mehrere Lanzenspitzen (Taf. IX 5), einige Pfeilspitzen (Abb. 12), zahlreiche Messer (Abb. 13—14)[5]), eiserne und bronzene Schnallen (Abb. 5, 6 u. 9) und einige verzierte Beschlagteile (Abb. 16—19). Neuartig sind die Schildbuckel, die zwar nur in Bruchstücken erhalten sind, deren Form aber einwandfrei zu erkennen ist. Der hohe, kegelförmige Mittelteil ist

[4]) Form wie Groß Sürding Grab 46, vgl. Zotz a. a. O.

[5]) Form wie Königsbruch, siehe oben S. 38 Abb. 3.

reich gefaßt (Abb. 20)[6]). Die eisernen und bronzenen Fibeln gehören durchweg zu der eingliedrigen Form mit umgeschlagenem Fuß (Abb. 4 u. 7). Von Knochenkämmen sind nur kleine Stückchen erhalten. Zahlreiche Glasreste stammen von Glasgefäßen und -perlen. Vereinzelt sind Nähnadeln, Pfriemen (Abb. 8), eiserne Anhänger (Abb. 11), Rasiermesser (Abb. 1—3) und einige noch nicht näher bestimmbare Gegenstände. An Spinnwirteln fanden sich 20 tönerne und ein gläserner von der üblichen doppelkegeligen oder kugeligen Form.

Die gründliche Sichtung und wissenschaftliche Auswertung der Funde erfordert noch einige Zeit. Es ist darum noch nicht möglich und im Rahmen dieser kurzen Übersicht auch nicht beabsichtigt, hier bestimmte Schlüsse zu ziehen. Vielmehr soll auf diese Weise der Fundstoff vor einem größeren Kreise zur Aussprache gestellt werden. Sicher erscheint aber auf den ersten Blick, daß wir hier nicht mehr die Zeugen der alten wandalischen Kultur vor uns haben, sondern daß es sich um ein neues Volkstum handelt, das in unseren Gesichtskreis tritt. Irdenware und Metallgerät, Form und Verzierung weisen nach dem Süd- und Südostraum, dem Gebiet der gotischen Schwarzmeerkultur und ihrer Ausläufer. Für die zeitliche Bestimmung sind namentlich die Schnallen mit verdickten Bügeln, weniger die Fibelformen ausschlaggebend. Ohne jetzt schon nähere Begründungen zu geben, dürfte eine Ansetzung des Gräberfeldes um 500 n. Chr. gerechtfertigt sein[7]), damit fiele es mitten in die Zeit des Drängens und Wogens der ostgermanischen Völkerwanderung.

Ein Beitrag zum Formenkreis der wandalischen Irdenware aus der Völkerwanderungszeit

Von Werner Boege

Seitdem nunmehr seit Jahren die Grundzüge der wandalischen Besiedelung Schlesiens ein Hauptgegenstand der schlesischen Vor- und Frühgeschichtsforschung gewesen sind, ist in den letzten Jahren der bisher am wenigsten bekannte Abschnitt der Vorzeit Schlesiens, die Völkerwanderungszeit, immer stärker in den wissenschaftlichen Gesichtskreis gerückt. Den Anfang machte die nun schon mehr als ein Jahrzehnt zurückliegende Entdeckung M. Jahns[1]), durch die eine Fundgruppe wandalischer Art ausgeschieden werden konnte, die zeitlich später als die bekannten Königsgräber von Sacrau anzusetzen ist und schon bis in die

[6]) Das einzige Gegenstück stammt aus Ujhartyán Com. Pest (Nationalmuseum Budapest) Abb. 21. Vgl. Tackenberg, Mannus 1930 S. 295.

[7]) Derselben Zeit dürfte auch der Fund von Ujhartyán angehören. Briefliche Mitteilung von Herrn Direktor Dr. Hillebrand, Nationalmuseum Budapest.

[1]) Altschlesien I 86 ff. — Mannus 4. Erg.-Bd. S. 155 ff.

Zeit um 400 heranreicht. Die spätwandalische Fundgruppe, unter der die sog. „Krausen" mit Wellenlinien, Stempeln usw. neben feintonigem Drehscheibengeschirr besonders auffallen, wurde dann durch v. Richthofen[2]) von zahlreichen neuen Fundorten nachgewiesen und auch außerhalb Schlesiens festgestellt. Der von ihm besprochene Fundstoff führte bereits teilweise über das Jahr 400 hinaus und damit in die eigentliche Völkerwanderungszeit hinein. Beschränkte er sich in Schlesien vorwiegend auf Reste von Tongeschirr, die zeitbestimmender Metallbeigaben im wesentlichen ermangeln, so konnte Petersen[3]) unlängst zeigen, daß wir in dem einst ostgermanischen Siedlungsraum mit einem Weiterleben beträchtlicher germanischer Volksreste bis an die Schwelle des 7. Jahrhunderts rechnen dürfen. Er konnte sich dabei auf einen nicht unbeträchtlichen Bestand an Metallfunden stützen und für Schlesien schon auf eine Neubeurteilung des reichen Reitergrabes von Königsbruch hinweisen, das Zeiß in diesem Heft S. 34 ff. in die Zeit nach 400 verweist. Vor allem aber zeigte L. Zotz[4]) in seiner Arbeit über den Friedhof von Groß Sürding, daß auch in Schlesien die germanische Besiedlung bis in das 5. Jahrhundert hineinreicht. Wenig später gab F. Geschwendt ein weiteres Grab des 5. Jahrhunderts aus Mirkau bekannt[5]). Alle diese Funde aber enthalten neben kennzeichnendem Metallgerät zahlreiches Tongeschirr, und zwar gerade von der Art, die in Anlehnung an Jahn trotz ihrer ungeheuer anwachsenden Menge immer noch dem 4. Jahrhundert zugewiesen wurde. Bedenken gegen diese zeitliche Begrenzung der „Krausen" und ihres Begleitgeschirrs wurden bereits im Hinblick auf die in Königsbruch und Groß Sürding vorliegenden Gefäßformen wach, meldeten sich ferner immer stärker an, wenn man die erstaunliche Vermehrung spätwandalischer Fundplätze in Schlesien beobachtete, die doch kaum alle vor 400 verlassen sein konnten, und zwingen nunmehr zu einer Neubehandlung des spätgermanischen Tongeschirrs, seit wir die von Pfützenreiter ergrabenen und hier S. 40 ff. bekanntgegebenen neuartigen Funde aus dem Forst Guttentag, sowie die aus germanischen Wurzeln erwachsenen frühslawischen Tongefäße der Gustau-Kleinitzer Gruppe (s. S. 59 ff.) kennen.

Eine ausführliche Abhandlung über die Formentwicklung unserer spätgermanischen Irdenware kann bei der Beschränkung, die der enge Raum dieses Heftes erfordert, nicht geboten werden, soll aber bald nachgeholt werden. Für heute wird der Fundstoff aus einer großen Siedlung in Olbersdorf und zwei Siedlungen in Nimptsch Kr. Frankenstein, sowie aus einer Reihe von weniger umfangreichen Vorkommen genügen, um zur Untersuchung dieses Fragenkreises anzuregen.

---

[2]) Mannus 6. Erg.-Bd. S. 89 ff.
[3]) Mannus XXVIII (1936) S. 19 ff.
[4]) Zotz, Die spätgermanische Kultur Schlesiens im Gräberfeld von Groß Sürding. Leipzig 1935.
[5]) Altschlesien VI 268 ff.

Grandingen Kr. Guhrau, Fundstelle 12

An den „Stoppelerlen" wurden im Jahre 1932 beim Rigolen durch die von Roedersche Verwaltung eine Anzahl rötlich-grauer Scherben ausgeworfen und von unserem rührigen Mitarbeiter, Lehrer Grande, dessen Namen das frühere Dorf Kaltebortschen jetzt trägt, eingeliefert.

Unter weniger kennzeichnenden Scherben befindet sich der Randscherben eines krausenähnlichen Gefäßes mit verdicktem profiliertem Rand, umlaufendem rundkantigem Wulstring und Drehspuren am Halsansatz. Der Ton ist rötlich und zeigt stellenweise Schmauchung. Inv. Nr. 2289 : 32. Abb. 2,10.

Groß Sürding Kr. Breslau, Fundstelle 4

Zwischen den Gräbern dieses reich belegten Friedhofes fand sich eine, bis auf wenige ältere Streuscherben und ein Gefäß, fundleere und nur mit schwarzem Sande gefüllte rundliche 2 m tiefe Grube, die sicher nicht als Grab- oder Siedlungsgrube gedeutet werden kann, da sie sich von allen anderen Grabgruben durch das völlige Fehlen von verbrannten oder unverbrannten Knochenteilen unterscheidet und aller für Siedlungsgruben kennzeichnender Funde entbehrt. Es könnte eine Opfergrube gewesen sein, die zu dem Friedhof gehörte. Das umgestülpte und völlig erhaltene Gefäß kann mit Opfergaben gefüllt in der Grube ausgeschüttet worden sein.

Weitmündiger glatter schwarzer Topf mit weichem Schulterumbruch und ausladendem Rande. Auf der Schulter befindet sich zwischen zwei dreizeiligen Wellenlinien ein Band senkrechter, mit einem vierzinkigen Zahnstock eingestochener Eindrücke. Der Ton zeigt eine Beimengung von grobem Feldspatgrus. Inv. Nr. 49 : 31. Abb. 1,1.

Guhrau Kr. Guhrau, Fundstelle 11

Bei einer durch Erbhofbauer Rudolf Pätzold veranlaßten Ausgrabung einer umfangreichen steinzeitlichen Siedlungsanlage im Jahre 1930 wurde auf einer nördlich an diese angrenzenden Fläche auch eine aus zerbrannten Steinen und Holzkohleresten bestehende Herdanlage in 0,40 m Tiefe freigelegt. In der Siedlungsschicht fanden sich einige wenige feintonige wandalische Scherben, die seinerzeit vom Verfasser für Streufunde gehalten worden waren, und drei nach dem damaligen Stande der Forschung für slawisch angesehene Randscherben. Letztere müssen indessen heute als spätgermanisch angesehen werden. Es ist somit sicher, daß die erstgenannten nicht aus einer älteren zerstörten Schicht stammen, sondern daß eine geschlossene spätgermanische Siedlungsschicht vorliegt.

Randscherben eines weitmündigen, wahrscheinlich am Rande abgedrehten kugligen grauen Topfes aus graubraunem Ton mit leicht körniger Oberfläche. Der fast senkrechte, wenig ausladende kurze Hals ist zweimal sauber durchbohrt, wahrscheinlich um das Gefäß trotz eines zwischen den Löchern verlaufenden Risses wieder haltbar zu machen: Abb. 2,21. Randscherben eines dickwandigen weitmündigen kugligen rohen Topfes von rötlich-grauer Farbe. Der deutlich abgesetzte, sehr kurze schwach ausladende Hals ist im Gegensatz zum Gefäßkörper dünnwandig gehalten. Der Ton ist mit Feldspatkörnern stark durchsetzt: Abb. 2,20. Randscherben eines gedrehten, rötlich-grauen, krausen- oder flaschenähnlichen Gefäßes mit ausladendem Rande. Inv. Nr. 1241 : 30.

Nenkersdorf Kr. Glogau, Fundstelle 6

Auf die Fundmeldung des Bauern Hantke in Nenkersdorf führte Herr Lehrer Grohmann aus Beuthen a. d. O. im Auftrage des Landesamtes für vorgeschichtliche Denkmalpflege eine Fundstellenuntersuchung durch, die folgendes Ergebnis hatte: In einer 2 m langen und 1 m breiten Grube in Ost-Westrichtung, deren Westende mit Scherben und deren Ostende mit Scherben und Feldsteinen umsäumt war, fanden sich unterhalb der Mutterbodenschicht etwa 0,30 m in den anstehenden Lehm eingetieft die Bruchstücke zweier sehr großer Krausen, die bei ihrer Aufdeckung den Eindruck erweckten, als handle es sich

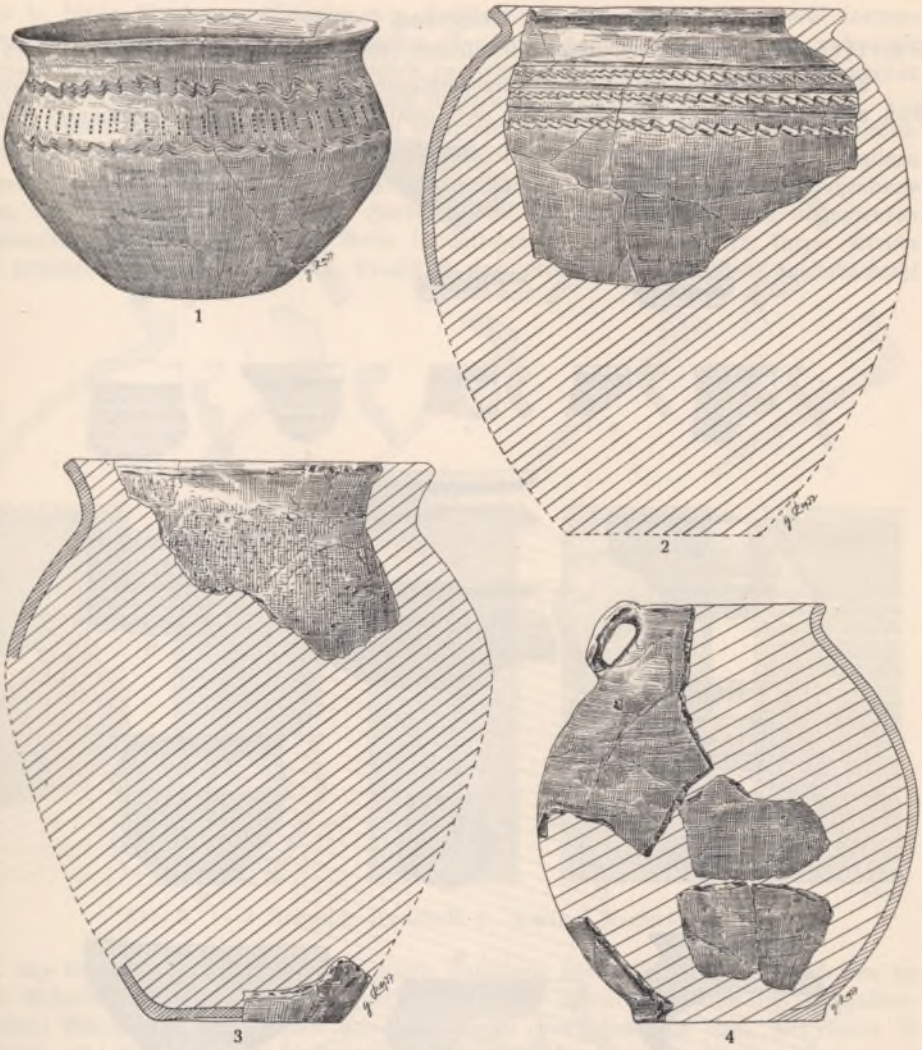


Abb. 1. 1 Groß Sürding; 2 und 3 Pampitz; 4 Nimptsch, Fundstelle 3. 1/5

um vier und nicht um zwei Gefäße. Aus der Grabungsaufnahme kann geschlossen werden, daß die Krausen ursprünglich nebeneinander senkrecht im Boden gestanden haben. Die ganze Anlage könnte als Herdgrube mit Vorratstöpfen gedeutet werden.

Schwarze, zum geringeren Teil graufleckige handgemachte Krause mit schräg ausladendem Rand, der keinerlei Verdickung zeigt. Die ganze Schulter des Gefäßes ist reich verziert. Über mehreren mehrzeiligen Bändern von Wellenlinien befindet sich ein Bündel umlaufender Parallelfurchen, darüber eingestempelte, kreisförmig begrenzte Schachbrettmuster und darüber wieder mit einem breiten Gegenstand eingeglättete, kurzwellig umlaufende Wellenlinien: Abb. 3,5. Rötlich-braune, sehr stark bauchige, handgemachte Krause mit verdicktem, nach innen verbreitertem Rand. Vom Fuß bis nahe an den Rand zieht sich eine spiralig umlaufende Wellenlinie: Abb. 3,4.

Nimptsch Kr. Reichenbach, Fundstelle 3

Schrifttum: Nimptscher Landsmann-Kalender 1936. — Jomsburg 1937, Heft 1, S. 15 f.

Als bei der Anlage des neuen Arbeitsdienstlagers 1935 ein Keller ausgeschachtet wurde, stieß man auf ungewöhnlich dicke Lagen von gemischtem Boden und rotgebrannten Ton-

Abb. 2. 1–9 Nimptsch, Fundstelle 4; 10 Grandingen; 11–19 und 22 Nimptsch, Fundstelle 3; 20 und 21 Guhrau. 1/5

stücken. Die dankenswerterweise sofort erfolgte Fundmeldung ermöglichte eine genaue Untersuchung der Fundstelle durch die Studenten Klammt und Pescheck mit dem Ergebnis, daß ein zwar stark durch den Erddruck beschädigter, aber sonst doch noch gut zu erkennender Töpferofen freigelegt wurde. Neben dem Töpferofen wurden eine Anzahl von Siedlungsverfärbungen untersucht, ohne daß jedoch dabei geschlossene Hausgrundrisse zusammengekommen wären. Der Aufbau des Töpferofens beschäftigt uns hier nur insoweit, als unter seinem Tonmantel

und in seinen Wandungen Scherben von Gefäßen gefunden wurden, die sowohl formenkundlich besonders jung erscheinen, daneben aber auch scheinbar ältere Formen aufweisen. Daraus geht eine ungefähre Gleichzeitigkeit der sehr verschiedenartigen, hier aufgefundenen Gefäßreste hervor. Einen besonderen Raum nehmen die Krausen ein.

Oberteil einer gedrehten Krause von feuerroter bis schwarzer Farbe. Die verschiedenartige Färbung geht z. T. auf die Lagerungsverhältnisse zurück. Auf dem nahezu kugligen Oberteil erhebt sich ein verdickter waagerecht umgelegter Rand, der an seiner Außenkante eine Reihe von Einkerbungen zeigt. Zwischen drei in größeren Abständen umlaufenden Wellenlinien befindet sich je eine Reihe schrägliegender, grob eingeritzter, kurzer Striche in verschiedener Richtung: Abb. 3,3. Bruchstück einer Krause, die mindestens randabgedreht

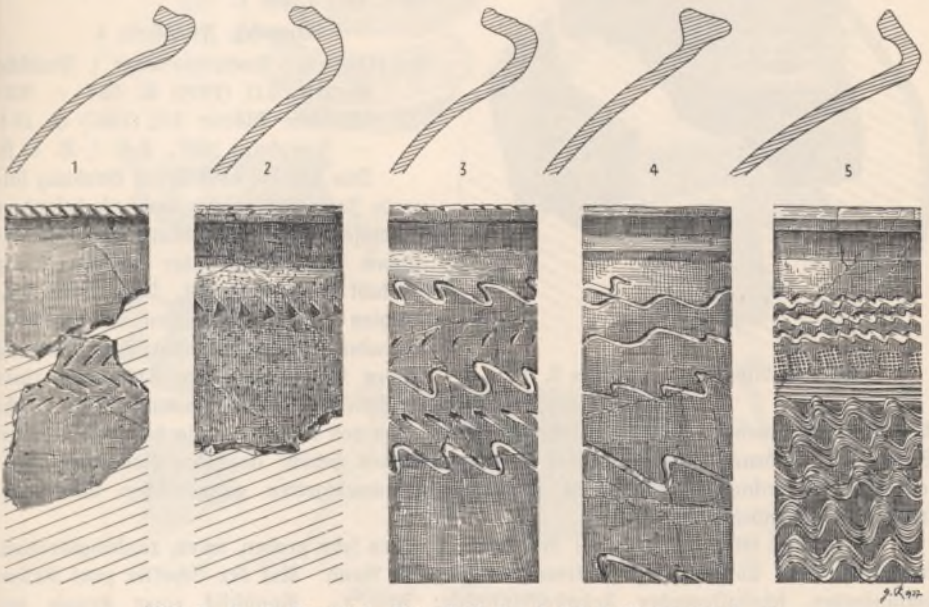


Abb. 3. 1–3 Nimptsch, Fundstelle 3; 4 und 5 Nenkersdorf. 1/5

ist, aus rotem Ton. Der wiederum verdickte umgelegte breite Rand mit Schrägkerben an der Außenseite ist schräg nach oben gerichtet; auf der Schulter Einstiche im Fischgrätenmuster: Abb. 3,1. Bruchstück einer gedrehten Krause aus schwarzem Ton. Der Rand ist verdickt, aber nicht umgelegt, sondern lädt schräg nach oben aus. An der Innenseite ist er profiliert. Auf der Schulter läuft eine Reihe eingestochener Dreiecke um: Abb. 3,2. Gedrehte Krause oder Flasche mit grauer körniger Oberfläche. Die Mündung ist verhältnismäßig sehr eng, der Rand schwach verdickt und lädt leicht aus: Abb. 2,12. Bruchstück eines rötlichen, gedrehten, bauchigen Topfes mit körniger Oberfläche. Der kurze Rand lädt schwach aus, die Schulter ist am obersten Teil durch umlaufende flache Riefen profiliert: Abb. 2,11. Krausenartiger, weitmündiger gedrehter Topf mit körniger Oberfläche. Rand und Schulter sind profiliert: Abb. 2,13. Roter bis schwarzer, auffallend dünnwandiger und harter, gedrehter, weitmündiger krausenartiger Topf. Der profilierte Rand mit Schrägkerben lädt trichterförmig aus. Scharf eingerissene Gurtfurchen, dazwischen Wellenlinien wechseln auf der Schulter ab: Abb. 4. Handgearbeiteter, einhenkliger, kugliger Krug aus dünnwandigem grauen Ton, dessen Oberfläche flüchtig geglättet ist: Abb. 1,4. Bruchstücke verschiedener weitmündiger, rundlicher Töpfe. Sie sind zum Teil handgemacht, zum Teil rand-

abgedreht. Der Rand ist niedrig und lädt mehr oder weniger stark aus. Als Verzierungen kommen Wellenlinien und Gurtfurchen auf der Schulter vor: Abb. 2,14—15 u. 17—18. Bei dem Gefäß Abb. 2,14 scheint ein Fuß ausgearbeitet gewesen zu sein. Als Vertreter der zahlreichen Schüsseln die Hälfte einer handgemachten, gewölbten, grauen, mit leicht körniger Oberfläche: Abb. 2,19. Anklänge an Fußschalen der wandalischen Zeit verrät das Bruchstück Abb. 2,16, handgemacht. Breiter schwarzer Krausenrand mit Schrägkerben: Abb. 2,22. Unter der feintonigen Irdenware befindet sich das Bruchstück eines dickwandigen, hellgrauen, gut geglätteten Faltenbechers und einer ähnlich geformten, dünnwandigen, schwarzen Vase mit Schulterprofilierung und umlaufendem, eingeglätteten Gittermuster. Abgebildet in Jomsburg 1937, Heft 1 Taf. 1.

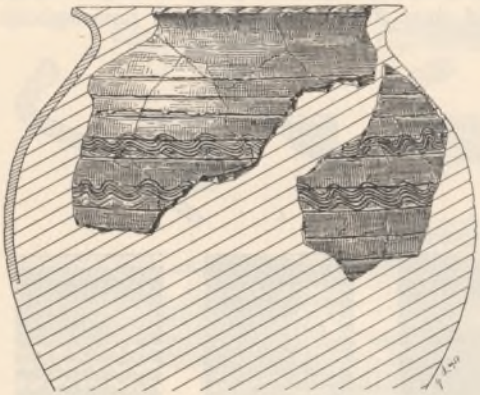


Abb. 4. Nimptsch, Fundstelle 3. 1/5

Nimptsch, Fundstelle 4

Schrifttum: Nachrichtenblatt f. Deutsche Vorzeit, XII (1936) S. 55 f. — Altschlesische Blätter XII (1937) S. 18 f. — Jomsburg 1937, Heft 1, S. 11 ff.

Das auf die vorstehende Grabung folgende Jahr 1936 brachte dann als besondere Überraschung die Aufdeckung einer germanischen Befestigung unter der Mauer der Altstadt Nimptsch selbst. Über Siedlungsschichten einer unbefestigten und darüberliegenden befestigten illyrischen Siedlung fanden sich zwischen den Trümmern einer wandalischen Holz-Lehmmauer eine große Anzahl kennzeichnender spätgermanischer Scherben, etwa von der Art der in der vorgenannten Siedlung gefundenen. Auch die über der germanischen Schicht liegenden slawischen Wallsockelschichten enthielten noch einen reichen, aus umgelagerten germanischen Siedlungsschichten stammenden Fundstoff.

Als Belege seien hier genannt der Scherben eines sehr groben, roten, randabgedrehten, krausenähnlichen Topfes mit verdicktem, ausladendem Rand. Auf der Schulter zwei Reihen umlaufender, schrägliegender Zahnstockeindrücke: Abb. 2,1. Randstück einer Krause mit profiliertem, schräg ausladendem Rand, am Halsansatz Drehspuren: Abb. 2,2. Bruchstück eines krausenähnlichen gedrehten schwärzlich graublauen Topfes mit verdicktem, umgelegtem, profiliertem Rand. Unterhalb des Halsansatzes ein umlaufender, kantiger Wulstring: Abb. 2,8. Bruchstück einer ebensolchen Krause mit abgebrochenem Rand. Auf der Schulter der Rest eines Wellenmusters: Abb. 2,9. Bruchstück einer gedrehten Krause oder Flasche mit umgelegtem profiliertem Rand: Abb. 2,3. Bruchstück einer Krause oder Flasche mit Drehspuren. Der Ton ist leicht körnig, außen schwarz, innen graublau. Der schmale Rand ist waagerecht umgelegt: Abb. 2,6. Randscherben von weitmundigen Töpfen mit ausladendem Rand, der bisweilen profiliert ist: Abb. 2,4, 5, 7.

Olbersdorf Kr. Frankenstein

Eine durch Bauer Hübel veranlaßte und von den Vorgeschichtsstudenten H. Löffler und Chr. Pescheck im Jahre 1936 durchgeführte Untersuchung ergab eine Anzahl von Pfostenlöchern und unregelmäßigen großen Siedlungsgruben, die zum Teil als Herdstellen anzusehen sind. Ihr Inhalt bestand aus sehr vielen Scherben, Lehmbewurfstücken und Teilen von Phyllitschleifsteinen, einem Eisenrest und im Feuer zerplatzten Steinen. Da die Scherben aus verschiedenen Gruben vielfach zusammenpassen, können die Gruben als gleichzeitig betrachtet werden. Die hier vorgelegte Auswahl von Scherben wird daher ohne

Unterschied der Grubenzugehörigkeit behandelt. Neben feintoniger Ware, deren Bruchstücke keine Unterschiede gegenüber den aus dem Schrifttum bekannten des 4. Jahrhunderts zeigen, bilden die Hauptmasse des Fundstoffes die Bruchstücke mehr oder weniger grober handgemachter und gedrehter Gefäße.

Unter ihnen nehmen die Krausen und flaschenförmigen Töpfe den größten Raum ein. Bruchstücke von grauen mindestens zum Teil gedrehten Krausen mit mehr oder weniger verdicktem waagerecht umgelegten Rand. Zwei von ihnen sind auf dem Rande mit Wellenlinien verziert, eine mit mehreren umlaufenden Riefen. Der Ton ist grau bis graublau

Abb. 5. Olbersdorf. $^1/_5$

und zeigt stellenweise Schmauchung: Abb. 5,1 u. 5,4. Krausenähnliche Gefäße mit waagerecht umgelegtem, sehr schmalem Rande, im Gegensatz zu den ersteren wahrscheinlich handgemacht. Der Ton ist meist leicht körnig und ockerfarben bis hellgrau: Abb. 5,10. Bruchstücke zweier krausenförmiger Gefäße mit schräg nach oben umgelegtem schmalem Rand, deren eines auf der Schulter eine doppelte Wellenlinie trägt. Der Ton ist schwarzbraun, zum Teil geschmaucht, die Oberfläche leicht körnig: Abb. 5,8. Zwischen der Gruppe der Krausen mit breitem umgelegtem Rand und denen mit schmalem Rand vermitteln die Bruchstücke zweier Krausen mit breitem schräg nach oben auslaufendem Rand. Die Gefäße sind mindestens randabgedreht, der Ton leicht körnig und grau bis schwarzbraun. Als Verzierungen kommen vor auf der Schulter dreieckige Eindrücke, umlaufende Furchen, mehrzeilige Wellenlinien, eingestochene Punkte und girlandenförmige Linien: Abb. 5,2 u. 5,8. Besonders bemerkenswert erscheint das Bruchstück einer gedrehten Krause mit schräg nach außen gelegtem breitem Rand, der an der Oberseite leicht eingewölbt ist: Abb. 5,11. Eine gewisse Formenverwandtschaft zu den Krausen zeigt eine Flasche und ein kugliger Topf. Die Flasche ist aus braunem Ton, zeigt Drehspuren und trägt auf der Schulter, von der ein verhältnismäßig hoher Hals schräg ausladend deutlich abgesetzt ist, mehrere umlaufende Gurtfurchen. Das Gefäß fällt durch seine besonders grobe Machart und beispiellose Härte des Tones auf: Abb. 6,3. Kugliger

handgearbeiteter Topf von brauner Farbe mit schwarzen Flecken und schräg ausladendem Hals: Abb. 6,2. Handgemachter graubrauner Topf aus körnigem Ton mit schräg ausladendem Rand: Abb. 6,1. Verhältnismäßig sehr zahlreich sind die weitmündigen Töpfe vertreten: Abb. 6,7–8. Auf mehr oder weniger bauchigem Gefäßkörper erhebt sich der schräg ausladende Rand. Seine Ansatzstelle ist meist stark eingezogen. Als Verzierung kommen eine: Abb. 5,3, oder mehrere Wellenlinien und Gurtfurchen: Abb. 6,5, vor. Besonders auffällig sind die Scherben von weitmündigen Töpfen, die auf der Schulter zum Teil sehr starke Riefen tragen: Abb. 6,7. Handgearbeitete: Abb. 6,4, und gedrehte Schüsseln: Abb. 6,5, sind zahlreich.

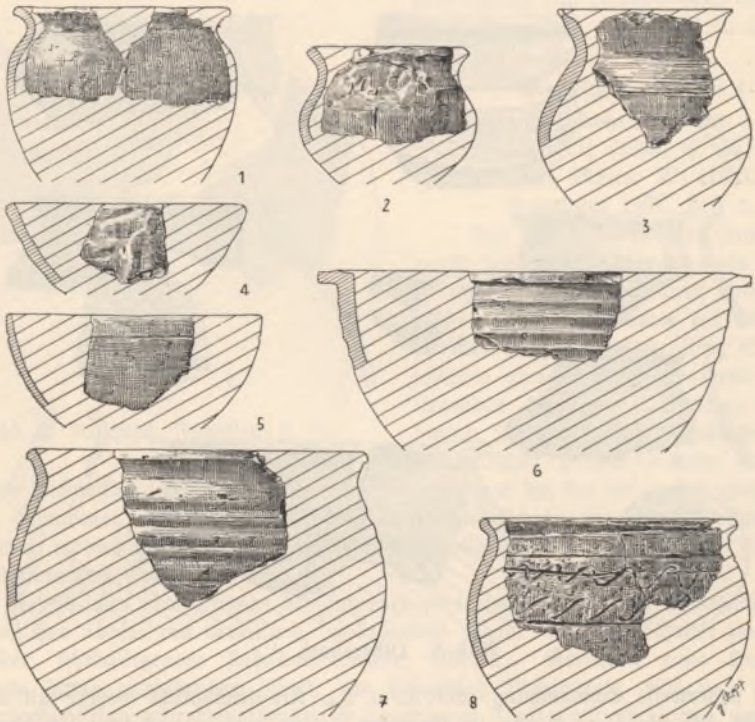


Abb. 6. Olbersdorf. 1/5

Besondere Beachtung verdient eine breite handgemachte glatte Schüssel aus rotem Ton mit einem dünnen grauen Überzug. Der Oberteil der Wandung trägt drei sauber eingeglättete umlaufende Riefen, der Rand ist waagerecht umgelegt, seine Oberfläche in zwei umlaufende breite Riefen aufgeteilt, die am Innenrand eine scharfe Kante verursachen: Abb. 6,6. Bodenstück eines Gefäßes mit einer schwach erhabenen Zapfenmarke, die von der nicht ganz bis zur Oberfläche der Drehscheibe reichenden zugehörigen Achse herrühren mag: Abb. 5,7.

Pampitz Kr. Brieg, Fundstelle 3

In unmittelbarer Nähe eines Hortes von Ackergeräten wurden hier im Frühjahr 1937 aus einer bereits angeschnittenen Siedlungsgrube unter weniger kennzeichnendem Fundstoff geborgen:

Scherben einer hellgrauen gedrehten Krause mit schräg ausladendem Rand, unter drei umlaufenden Gurtfurchen auf der Schulter je eine Wellenlinie: Abb. 1,2. Randscherben einer gedrehten hellgrauen Krause mit schräg ausladendem, leicht profiliertem Rand. Auf der

Schulter gegeneinandergestellte Strichgruppen: Abb. 7,3. Scherben eines handgemachten hohen ockerfarbenen rauhen Topfes mit ausladendem Rand: Abb. 1,3. Bruchstücke zweier weitmündiger Töpfe von grober Machart mit ausladendem Rand: Abb. 7,1 u. 7,2. An der Oberfläche schwarzer Henkel einer Kanne aus weißem Ton. Der Henkel ist einigermaßen rundstabig und plump zurechtgeknetet: Abb. 7,4. Randscherben eines feintonigen grauen, gedrehten Topfes mit eingeglättetem Gittermuster: Abb. 7,5. Eine inzwischen erfolgte Grabung hat unter anderen aufschlußreichen Funden den Bodenteil einer Krause mit Zapfenmarke wie Abb. 5,7 ergeben.

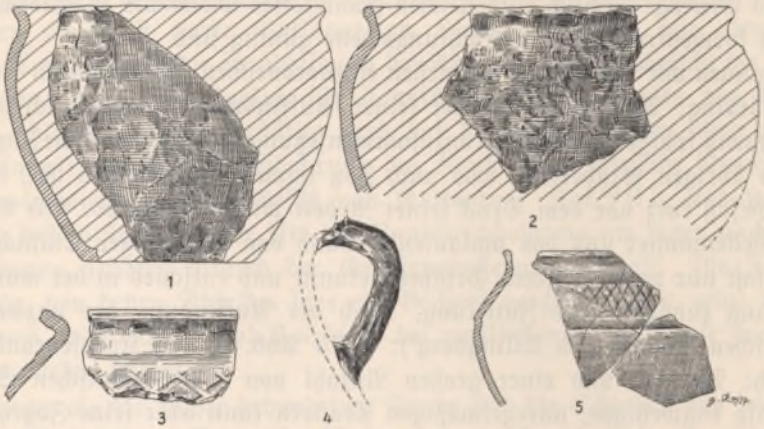


Abb. 7. Pampitz. 1/3

Silingberg Kr. Breslau. Fundstelle im Distrikt 116

Schrifttum: Altschlesische Blätter XII (1937) S. 37 f. — Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, XII (1936) S. 175.

Dank der vorzüglichen Aufmerksamkeit der Arbeitsdienstabteilung 5/112 war es möglich, den Grundriß einer spätgermanischen Hütte im Distrikt 116 in unmittelbarer Nähe eines Trichtergrubenfeldes zu untersuchen. In der rechteckigen Verfärbung lag unter einer Schicht von Lehmbewurfstücken eine durchschnittlich 0,25 m mächtige dunkle Siedlungsschicht, die eine Anzahl sehr hartgebrannter Scherben von gedrehten Gefäßen enthielt. Ein kleiner Herd am Grunde der Verfärbung war rechteckig aus Bruchstücken von zum Teil runden, während der Bearbeitung zerplatzten Granitmahlsteinen errichtet.

Oberteil einer gedrehten Krause. Der Rand ist umgelegt und an der Umbiegungsstelle schwach verdickt. Auf dem Rande zwei umlaufende schmale Furchen. Die Schulter ist verziert mit einer Reihe senkrechtgestellter Zahnstockeindrücke, darunter ein umlaufendes Linienbündel und darunter wieder zwei umlaufende Wellenbänder: S. 75 Abb. 34. Ferner Scherben einer ähnlichen Krause mit schräg ausladendem Rand, und Scherben eines roten gedrehten, sehr hartgebrannten Gefäßes mit Fischgrätenmustern.

Ein besonderes Kennzeichen der vorgelegten Funde bildet der Mangel an Metallgerät, so daß eine zeitliche Ansetzung unserer Irdenware im Hinblick auf Metallbeigaben ausscheidet. Auch die aus Schlesien und seinen Nachbarländern bekannten Grabfunde mit Irdenware sind nur ein schwacher Ersatz, da sie nur wenige Formen von Tongefäßen der hier vorliegenden Art enthalten. Immerhin zeigen sie, die seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts bis in das 5. Jahr-

abgedreht. Der Rand ist niedrig und lädt mehr oder weniger stark aus. Als Verzierungen kommen Wellenlinien und Gurtfurchen auf der Schulter vor: Abb. 2,14—15 u. 17—18. Bei dem Gefäß Abb. 2,14 scheint ein Fuß ausgearbeitet gewesen zu sein. Als Vertreter der zahlreichen Schüsseln die Hälfte einer handgemachten, gewölbten, grauen, mit leicht körniger Oberfläche: Abb. 2,19. Anklänge an Fußschalen der wandalischen Zeit verrät das Bruchstück Abb. 2,16, handgemacht. Breiter schwarzer Krausenrand mit Schrägkerben: Abb. 2,22. Unter der feintonigen Irdenware befindet sich das Bruchstück eines dickwandigen, hellgrauen, gut geglätteten Faltenbechers und einer ähnlich geformten, dünnwandigen, schwarzen Vase mit Schulterprofilierung und umlaufendem, eingeglätteten Gittermuster. Abgebildet in Jomsburg 1937, Heft 1 Taf. 1.

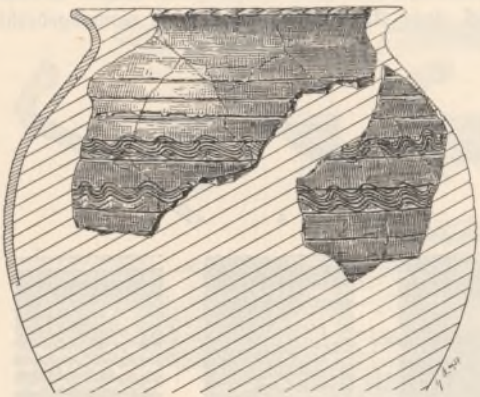


Abb. 4. Nimptsch, Fundstelle 3. 1/5

Nimptsch, Fundstelle 4

Schrifttum: Nachrichtenblatt f. Deutsche Vorzeit, XII (1936) S. 55 f. — Altschlesische Blätter XII (1937) S. 18 f. — Jomsburg 1937, Heft 1, S. 11 ff.

Das auf die vorstehende Grabung folgende Jahr 1936 brachte dann als besondere Überraschung die Aufdeckung einer germanischen Befestigung unter der Mauer der Altstadt Nimptsch selbst. Über Siedlungsschichten einer unbefestigten und darüberliegenden befestigten illyrischen Siedlung fanden sich zwischen den Trümmern einer wandalischen Holz-Lehmmauer eine große Anzahl kennzeichnender spätgermanischer Scherben, etwa von der Art der in der vorgenannten Siedlung gefundenen. Auch die über der germanischen Schicht liegenden slawischen Wallsockelschichten enthielten noch einen reichen, aus umgelagerten germanischen Siedlungsschichten stammenden Fundstoff.

Als Belege seien hier genannt der Scherben eines sehr groben, roten, randabgedrehten, krausenähnlichen Topfes mit verdicktem, ausladendem Rand. Auf der Schulter zwei Reihen umlaufender, schrägliegender Zahnstockeindrücke: Abb. 2,1. Randstück einer Krause mit profiliertem, schräg ausladendem Rand, am Halsansatz Drehspuren: Abb. 2,2. Bruchstück eines krausenähnlichen gedrehten schwärzlich graublauen Topfes mit verdicktem, umgelegtem, profiliertem Rand. Unterhalb des Halsansatzes ein umlaufender, kantiger Wulstring: Abb. 2,8. Bruchstück einer ebensolchen Krause mit abgebrochenem Rand. Auf der Schulter der Rest eines Wellenmusters: Abb. 2,9. Bruchstück einer gedrehten Krause oder Flasche mit umgelegtem profiliertem Rand: Abb. 2,3. Bruchstück einer Krause oder Flasche mit Drehspuren. Der Ton ist leicht körnig, außen schwarz, innen graublau. Der schmale Rand ist waagerecht umgelegt: Abb. 2,6. Randscherben von weitmundigen Töpfen mit ausladendem Rand, der bisweilen profiliert ist: Abb. 2,4, 5, 7.

Olbersdorf Kr. Frankenstein

Eine durch Bauer Hübel veranlaßte und von den Vorgeschichtsstudenten H. Löffler und Chr. Pescheck im Jahre 1936 durchgeführte Untersuchung ergab eine Anzahl von Pfostenlöchern und unregelmäßigen großen Siedlungsgruben, die zum Teil als Herdstellen anzusehen sind. Ihr Inhalt bestand aus sehr vielen Scherben, Lehmbewurfstücken und Teilen von Phyllitschleifsteinen, einem Eisenrest und im Feuer zerplatzten Steinen. Da die Scherben aus verschiedenen Gruben vielfach zusammenpassen, können die Gruben als gleichzeitig betrachtet werden. Die hier vorgelegte Auswahl von Scherben wird daher ohne

Unterschied der Grubenzugehörigkeit behandelt. Neben feintoniger Ware, deren Bruchstücke keine Unterschiede gegenüber den aus dem Schrifttum bekannten des 4. Jahrhunderts zeigen, bilden die Hauptmasse des Fundstoffes die Bruchstücke mehr oder weniger grober handgemachter und gedrehter Gefäße.

Unter ihnen nehmen die Krausen und flaschenförmigen Töpfe den größten Raum ein. Bruchstücke von grauen mindestens zum Teil gedrehten Krausen mit mehr oder weniger verdicktem waagerecht umgelegten Rand. Zwei von ihnen sind auf dem Rande mit Wellenlinien verziert, eine mit mehreren umlaufenden Riefen. Der Ton ist grau bis graublau

Abb. 5. Olbersdorf. 1/3

und zeigt stellenweise Schmauchung: Abb. 5,1 u. 5,4. Krausenähnliche Gefäße mit waagerecht umgelegtem, sehr schmalem Rande, im Gegensatz zu den ersteren wahrscheinlich handgemacht. Der Ton ist meist leicht körnig und ockerfarben bis hellgrau: Abb. 5,10. Bruchstücke zweier krausenförmiger Gefäße mit schräg nach oben umgelegtem schmalem Rand, deren eines auf der Schulter eine doppelte Wellenlinie trägt. Der Ton ist schwarzbraun, zum Teil geschmaucht, die Oberfläche leicht körnig: Abb. 5,8. Zwischen der Gruppe der Krausen mit breitem umgelegtem Rand und denen mit schmalem Rand vermitteln die Bruchstücke zweier Krausen mit breitem schräg nach oben auslaufendem Rand. Die Gefäße sind mindestens randabgedreht, der Ton leicht körnig und grau bis schwarzbraun. Als Verzierungen kommen vor auf der Schulter dreieckige Eindrücke, umlaufende Furchen, mehrzeilige Wellenlinien, eingestochene Punkte und girlandenförmige Linien: Abb. 5,2 u. 5,6. Besonders bemerkenswert erscheint das Bruchstück einer gedrehten Krause mit schräg nach außen gelegtem breitem Rand, der an der Oberseite leicht eingewölbt ist: Abb. 5,11. Eine gewisse Formenverwandtschaft zu den Krausen zeigt eine Flasche und ein kugliger Topf. Die Flasche ist aus braunem Ton, zeigt Drehspuren und trägt auf der Schulter, von der ein verhältnismäßig hoher Hals schräg ausladend deutlich abgesetzt ist, mehrere umlaufende Gurtfurchen. Das Gefäß fällt durch seine besonders grobe Machart und beispiellose Härte des Tones auf: Abb. 6,3. Kugliger

handgearbeiteter Topf von brauner Farbe mit schwarzen Flecken und schräg ausladendem Hals: Abb. 6,2. Handgemachter graubrauner Topf aus körnigem Ton mit schräg ausladendem Rand: Abb. 6,1. Verhältnismäßig sehr zahlreich sind die weitmündigen Töpfe vertreten: Abb. 6,7–8. Auf mehr oder weniger bauchigem Gefäßkörper erhebt sich der schräg ausladende Rand. Seine Ansatzstelle ist meist stark eingezogen. Als Verzierung kommen eine: Abb. 5,3, oder mehrere Wellenlinien und Gurtfurchen: Abb. 6,8, vor. Besonders auffällig sind die Scherben von weitmündigen Töpfen, die auf der Schulter zum Teil sehr starke Riefen tragen: Abb. 6,7. Handgearbeitete: Abb. 6,4, und gedrehte Schüsseln: Abb. 6,5, sind zahlreich.

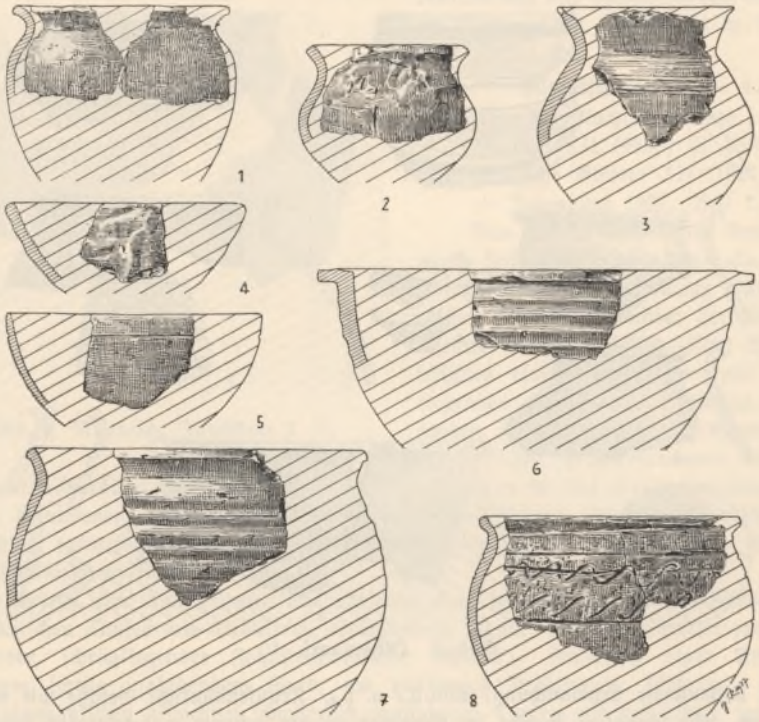


Abb. 6. Olbersdorf. 1/5

Besondere Beachtung verdient eine breite handgemachte glatte Schüssel aus rotem Ton mit einem dünnen grauen Überzug. Der Oberteil der Wandung trägt drei sauber eingeglättete umlaufende Riefen, der Rand ist waagerecht umgelegt, seine Oberfläche in zwei umlaufende breite Riefen aufgeteilt, die am Innenrand eine scharfe Kante verursachen: Abb. 6,6. Bodenstück eines Gefäßes mit einer schwach erhabenen Zapfenmarke, die von der nicht ganz bis zur Oberfläche der Drehscheibe reichenden zugehörigen Achse herrühren mag: Abb. 5,7.

Pampitz Kr. Brieg, Fundstelle 3

In unmittelbarer Nähe eines Hortes von Ackergeräten wurden hier im Frühjahr 1937 aus einer bereits angeschnittenen Siedlungsgrube unter weniger kennzeichnendem Fundstoff geborgen:

Scherben einer hellgrauen gedrehten Krause mit schräg ausladendem Rand, unter drei umlaufenden Gurtfurchen auf der Schulter je eine Wellenlinie: Abb. 1,2. Randscherben einer gedrehten hellgrauen Krause mit schräg ausladendem, leicht profiliertem Rand. Auf der

Schulter gegeneinandergestellte Strichgruppen: Abb. 7,3. Scherben eines handgemachten hohen ockerfarbenen rauhen Topfes mit ausladendem Rand: Abb. 1,3. Bruchstücke zweier weitmündiger Töpfe von grober Machart mit ausladendem Rand: Abb. 7,1 u. 7,2. An der Oberfläche schwarzer Henkel einer Kanne aus weißem Ton. Der Henkel ist einigermaßen rundstabig und plump zurechtgeknetet: Abb. 7,4. Randscherben eines feintonigen grauen, gedrehten Topfes mit eingeglättetem Gittermuster: Abb. 7,5. Eine inzwischen erfolgte Grabung hat unter anderen aufschlußreichen Funden den Bodenteil einer Krause mit Zapfenmarke wie Abb. 5,7 ergeben.

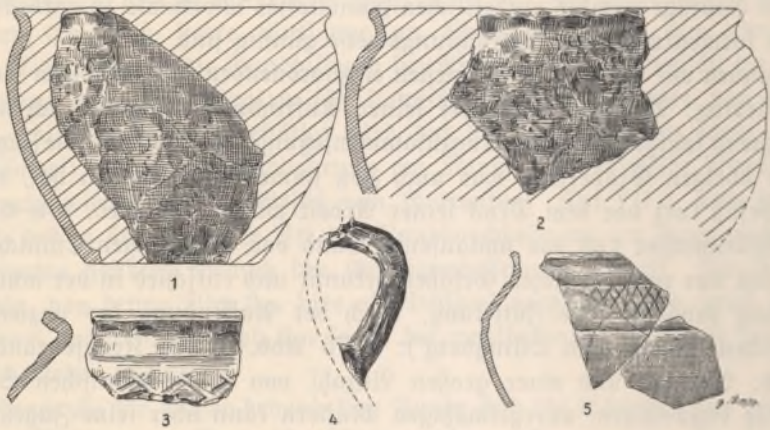


Abb. 7. Pampitz. 1/5

Silingberg Kr. Breslau. Fundstelle im Distrikt 116

Schrifttum: Altschlesische Blätter XII (1937) S. 37 f. — Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, XII (1936) S. 175.

Dank der vorzüglichen Aufmerksamkeit der Arbeitsdienstabteilung 5/112 war es möglich, den Grundriß einer spätgermanischen Hütte im Distrikt 116 in unmittelbarer Nähe eines Trichtergrubenfeldes zu untersuchen. In der rechteckigen Verfärbung lag unter einer Schicht von Lehmbewurfstücken eine durchschnittlich 0,25 m mächtige dunkle Siedlungsschicht, die eine Anzahl sehr hartgebrannter Scherben von gedrehten Gefäßen enthielt. Ein kleiner Herd am Grunde der Verfärbung war rechteckig aus Bruchstücken von zum Teil runden, während der Bearbeitung zerplatzten Granitmahlsteinen errichtet.

Oberteil einer gedrehten Krause. Der Rand ist umgelegt und an der Umbiegungsstelle schwach verdickt. Auf dem Rande zwei umlaufende schmale Furchen. Die Schulter ist verziert mit einer Reihe senkrechtgestellter Zahnstockeindrücke, darunter ein umlaufendes Linienbündel und darunter wieder zwei umlaufende Wellenbänder: S. 75 Abb. 34. Ferner Scherben einer ähnlichen Krause mit schräg ausladendem Rand, und Scherben eines roten gedrehten, sehr hartgebrannten Gefäßes mit Fischgrätenmustern.

Ein besonderes Kennzeichen der vorgelegten Funde bildet der Mangel an Metallgerät, so daß eine zeitliche Ansetzung unserer Irdenware im Hinblick auf Metallbeigaben ausscheidet. Auch die aus Schlesien und seinen Nachbarländern bekannten Grabfunde mit Irdenware sind nur ein schwacher Ersatz, da sie nur wenige Formen von Tongefäßen der hier vorliegenden Art enthalten. Immerhin zeigen sie, die seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts bis in das 5. Jahr-

hundert hinein (von Sacrau über Jernau, Königsbruch und Groß Sürding bis Guttentag) u. a. feintoniges gedrehtes Geschirr in reichem Maße aufweisen, daß sich diese Ware für die Zeitbestimmung wenig eignet. Daher scheidet diese, auch in unseren Funden vorkommende Gattung für die folgenden Erörterungen von vornherein aus.

Es ist demnach erforderlich, festzustellen, ob nicht an dem übrigen, durch Krausen, Flaschen, Töpfe und Schüsseln gekennzeichneten Tongeschirr unseres, in seinem Gepräge ziemlich einheitlichen Fundstoffes Merkmale zu entdecken sind, die einer formenkundlichen Betrachtungsweise günstig sind.

Beginnen wir mit dem am leichtesten einzuordnenden weitmündigen Topf von Groß Sürding: Abb. 1,1. Schon bei seiner Auffindung vermutete ich nach der kennzeichnend spätgermanischen Tonzusammensetzung des Gefäßes seine Zugehörigkeit zum übrigen Gräberfeld, was auch Zotz immer angenommen hat, trotzdem er das Gefäß kurz vor dem Druck seiner Arbeit wieder ausschied. Die Eigenart seiner Wellenmuster und das umlaufende Band von vierzinkigen Einstichen war damals fast nur von slawischen Gefäßen bekannt und entschied in der mündlichen Erörterung zunächst seine Zuteilung. Nach der Auffindung der unzweifelhaft germanischen Krause vom Silingberg[6]): S. 75 Abb. 34, des Krausenrandes von Nimptsch: Abb. 2,1, und einer großen Anzahl von spätgermanischen Scherben mit ebenso engwelligen, unregelmäßigen Mustern kann aber seine Zugehörigkeit zum spätwandalisch-gepidischen Gräberfeld, in dem er gefunden ist, nicht mehr zweifelhaft sein, und das um so weniger, als er auf Formen zurückgeht wie etwa Altschlesien I 91 Abb. 8, und ebenso noch in den Gefäßen von Guttentag: Taf. VII 8, wie in dem weitmündigen frühslawischen Topf von Gustau S. 79 Abb. 1,5 wiederzuerkennen ist. In das beginnende 5. Jahrhundert rückt damit wohl auch der Fund vom Silingberg und zwar durch das Randstück eines zweiten Topfes, dem entsprechende Formen des Gräberfeldes von Groß Sürding a. a. O. S. 36 Abb. 30,2 u. Taf. XII 6 ähnlich sind. Eine nur wenig jüngere Einordnung erfährt ferner der Fundstoff aus dem Töpferofen von Nimptsch. Einige seiner Irdengefäße, z. B. Abb. 3,3, wären ohne Kenntnis des übrigen Fundstoffes noch ins 4. Jahrhundert zu verweisen. Aber die große Menge völlig neuartiger Formen, die bisher in sämtlichen gut einzustufenden Funden des 4. Jahrhunderts fehlen, machen eine jüngere Ansetzung notwendig; so die Krausen Abb. 3,1–3, die mit ihren zwar noch verdickten, aber zum Teil schon aufgerichteten Rändern eine jüngere Abwandlung der Grundform der Krause darstellen. Die ursprünglich vorhandene Verbindung mit dieser Grundform ist bei den bauchigen Töpfen Abb. 2,14, 15, 17, 18 schon ganz verlorengegangen. Bei Abb. 2,11 u. 19 findet sich schon eine vorher nicht bekannte Profilierung der oberen Gefäßwand durch umlaufende wulstähnliche Gebilde. Völlig neu ist auch das Auftreten eines einhenkligen

[6]) Schon v. Richthofen zeigt den Scherben eines ähnlichen Topfes mit Zahnstockmuster a. a. O. 77, Abb. d.

Kruges mit ausladendem Rand: Abb. 1,4, der stark an die plumpe Nachbildung einer Henkelkanne gotischer Art (wie Zeißholz Kr. Hoyerswerda, Liegnitz usw.) erinnert, wenn hier nicht sogar Beziehungen zu fränkisch-alamannischen Gefäßformen spürbar werden[7]). Eine Fortführung des in der Kaiserzeit schon vorhandenen weitmündigen bauchigen Topfes bringen die Gefäße Abb. 2,14, 15, 17, wobei Abb. 2,15 die Verbindung mit den älteren Stufen darstellt. Abb. 2,14 u. 17 können nach der Art ihres Wellenmusters kaum mehr ins 4. Jahrhundert gehören. Die Ausführung von Abb. 2,14 zeigt sogar schon mit dem ursprünglich sicher vorhandenen Gefäßfuß starke Anklänge an Kleinitzer Gefäße wie etwa S. 63 Abb. 7. Eigenartig ist die Randbildung bei Abb. 2,18. Sie ermöglicht die völkische Einordnung eines ursprünglich für slawisch gehaltenen Topfes von Guhrau: Abb. 2,21, die noch dadurch bestätigt wird, daß das Gefäß wie das schon genannte von Kasawe[8]), doppelte Durchbohrung am Rand zeigt. Dieselbe Durchbohrung finden wir wieder in dem Gefäß von Guttentag: Taf. VII 5, und stellen somit fest, daß es sich bei dieser Art der Randdurchbohrung um einen auch bei den Ostgermanen geübten Brauch der Gefäßausbesserung handelt. Die Form der Schüsseln, von denen Abb. 2,19 hier als Beispiel vorgelegt wird, zeigt weitesten Spielraum, während in Abb. 2,16 sogar die wohlbekannte Fußschale der Kaiserzeit nachzuleben scheint.

Jünger als die bisher behandelten Funde sind die Scherben aus dem Burgwall der Altstadt von Nimptsch. Wieder nehmen Krausen oder krausenähnliche Töpfe den breitesten Raum ein. Zeigte aber der Fundstoff aus dem Töpferofen noch mancherlei Erinnerungen an das 4. Jahrhundert, so ist davon nun weder in den Formen, noch in der Tonbeschaffenheit viel übrig geblieben. Abb. 2,1 u. 2 sind hier als die formenkundlich ältesten Stücke zu nennen. Der Rand ist noch verdickt, zeigt aber schon ungewohnte Profilierungen. Bemerkenswert ist wiederum das Auftreten von umlaufenden Zahnstock- oder Kammstichmustern bei Abb. 2,1. Die fortschreitende Profilierung des Randes jedoch, die bei Abb. 2,8 u. 9 zur Ausbildung einer Randlippe führt, findet im Fundstoff des Töpferofens keine Entsprechung mehr. Ganz neuartig ist das Aufkommen von umlaufenden kantigen Wulstringen an krausenähnlichen Töpfen: Abb. 2,8 u. 9. Es ermöglicht nunmehr die Einstufung des Randstückes eines im Gegensatz zu den eben genannten handgemachten Topfes von Grandingen: Abb. 2,10, dessen leicht verdickter, ebenfalls profilierter Rand den gezogenen Vergleich bestätigt. Scherben weitmündiger Töpfe: Abb. 2,5–7, gleichen denen aus der Töpferofensiedlung.

Der aus dem Burgwall von Nimptsch geborgene Fundstoff leitet dann über zu den teilweise noch jünger anmutenden Formen von Olbersdorf. Die hier vorgelegten Krausenbruchstücke: Abb. 5,1 u. 4, scheinen auf den ersten Blick ältere

---

[7]) So z. B. Trierer Zeitschrift XI (1936) Beiheft Taf. I 2 und Beilage 2 unten (Hussong). — Siehe auch Veeck, Die Alamannen in Württemberg Taf. XIV 32.

[8]) Altschlesien I 91, Abb. 8.

Formen darzuſtellen, doch zeigt die Dünnwandigkeit ihrer Ausführung und ihre Profilierung, ſowie die Eigenart des Tones, daß hier offenbar nur ein Wiederaufleben der Grundform vorliegt. Überdies weiſt die eigenartige Krauſen-Neubildung aus Nimptſch: Abb. 4, die nun in Olbersdorf ähnlich vorliegt: Abb. 5,2 u. 5,5, zu den Bruchſtücken Abb. 5,1 namentlich in der Ausbildung der Innenkante des Randes, ſicher mehr Verwandtſchaft auf als die Grundform der Krauſe. Die ſchon im Gräberfeld von Groß Sürding beobachtete Aufrichtung des Krauſenrandes macht weitere Fortſchritte: Abb. 5,2, 5, 8, 11. Als Verzierungen treten in zunehmendem Maße umlaufende eingeſtochene Dreiecke, einzeilige Wellenlinien und Wellenmuſter in girlandenförmiger Ausführung auf: Abb. 5,2 u. 5. Bemerkenswert iſt die leicht umgebogene Randbildung: Abb. 5,3, 6. Ein flaſchenähnliches, grobes, gedrehtes Gefäß mit Gurtfurchen: Abb. 5,9, ſteht vereinzelt da. Bei den weitmündigen bauchigen Töpfen: Abb. 6,1–3, 7–8, ſind als formenkundlich jüngſte Erſcheinungen Abb. 6,7 u. 8 anzuſehen. Ihre trotz Anwendung der Drehſcheibe ungewöhnlich grobe Machart, die, zum Teil vielleicht ungewollt, eine waagerechte Wulſtung der Oberfläche zur Folge hat, ſowie die grob eingeriſſenen Furchenmuſter rechtfertigen die jüngere Anſetzung des Fundplatzes. Nur die Eigenart des Tones, der ganz kennzeichnend ſpätgermaniſch iſt, ermöglicht ein Auseinanderhalten dieſer Formen von entſprechenden aus Kleinitz und Guſtau. Aus den Schüſſeln Abb. 6,1–6, die ſich in gedrehter und ungedrehter Ausführung unverändert ſeit der Kaiſerzeit halten, fällt das Bruchſtück einer Schüſſel mit waagerecht umgelegtem gerieften Rand und Riefen am Gefäßoberteil völlig heraus: Abb. 6,6. Die bisher einzige Entſprechung für dieſen Schüſſelrand findet ſich bei einigen Gefäßen des Friedhofs von Forſt Guttentag: Taf. VIII 11, und rechtfertigt wiederum die ſpäte zeitliche Anſetzung. Von hervorragender Bedeutung iſt, daß unter den Funden von Olbersdorf eine Zapfenmarke an einem Gefäßboden ſichtbar wird: Abb. 5,7; ein gleichartig mit Zapfenmarke verſehener Gefäßboden liegt neuerdings auch aus Pampitz vor. Unter die hier beſprochenen Funde müſſen auch die beiden Nenkersdorfer Krauſen Abb. 3,1–5 eingereiht werden. Ihre genauere zeitliche Anſetzung erſchwert leider das Fehlen von kennzeichnenden Beifunden. Immerhin iſt ſicher, daß ſie jüngere Ableitungen von Krauſen des 4. Jahrhunderts darſtellen und dieſen zeitlich ziemlich fern ſtehen; ſcheint ſich doch ſchon in der Randbildung der Krauſe Abb. 3,1 und des Gefäßes von Guttentag: Taf. IX 4 Mitte, eine gewiſſe Formenverwandtſchaft auszudrücken. Beachtung verdient ſodann, daß bei der Krauſe Abb. 3,1 zum erſten Male in Schleſien der nach innen abgeflachte Rand auftritt, der im allgemeinen als Kennzeichen der gotiſchen Irdenware gilt; auffällig iſt auch, daß die Wellenlinie auf der Krauſe ſpiralig um den Gefäßkörper herumläuft, wie es die früheſten Gurtfurchen des ſlawiſchen Tongeſchirrs gleichfalls vereinzelt zeigen[9]).

[9]) Kurtz, Slawiſche Bodenfunde in Schleſien S. 2 f.

Das Vorherrschen grober rundlicher Töpfe mit ausgebogenem Rande, deren Gestalt im Laufe der Völkerwanderungszeit offensichtlich auf die Entwicklung der Krause stark abgefärbt hat, ist in unseren Funden besonders augenfällig; jedoch treten diese rohen Töpfe auch in den schon länger bekannten Fundplätzen der spätwandalischen Irdenware reichlich auf. Konnten sie — verziert und unverziert — bereits aus Nimptsch und Guhrau: Abb. 2,14 – 15, 17 – 18, 21 und Abb. 4, sowie ähnlich aus Olbersdorf: Abb. 5,3, 5 – 6, 8, Abb. 6,1 – 3, 7 – 8 zahlreich nachgewiesen werden, so treten sie auch in Pampitz: Abb. 1,2 – 3 u. 7,1 – 2 in verschiedener Größe und Machart auf. Namentlich Abb. 1,2 zeigt gut, wie Krause und weitmündiger Topf bisweilen ineinander übergehen, während Abb. 1,3 beinahe schon die Form des späteren frühslawischen Topfes erreicht hat. Auch die Randteile von Olbersdorf: Abb. 5,3 u. 6,1 – 3 erinnern an frühslawische Topfformen, die augenscheinlich in der germanischen Hinterlassenschaft der Völkerwanderungszeit auch anderwärts vorausgenommen sind[10]). Die Vermutung, daß deshalb auch unsere Siedlungsfunde beträchtlich über die Zeit bis 400 hinausreichen werden, drängt sich förmlich dem Beschauer auf.

Besteht im großen und ganzen das Ziel der vorliegenden Arbeit darin, den Zeitraum vom Ende des 4. Jahrhunderts bis in das 6. Jahrhundert hinein durch formenkundliche Auswertung des Fundstoffs in geradlinigem Aufbau zu füllen, wofür in Schlesien und im Ostraum nur datierbare Vergleichsfunde bis etwa 500 zur Verfügung stehen, so fehlen doch zeitliche Verzahnungen mit anderen Fundgebieten nicht ganz. Außer gewissen Übereinstimmungen mit manchen Gefäßformen aus west- und süddeutschen Reihengräbern, deren Bedeutung immer klarer zum Ausdruck kommt, ist hier der Blick nach Südosten zu lenken. So kann z. B. der weitmündige Topf aus Groß Sürding: Abb. 1,1, mit einem solchen aus dem Gräberfelde von Pottschach (Niederösterreich)[11]) verglichen werden. Das Gräberfeld wird in das 5.—7. Jahrhundert gesetzt und bestätigt damit die hier vorgeschlagene Einstufung. Noch wichtiger ist die zeitliche Ansetzung des gepidischen Gräberfeldes von Hódmezővásárhely-Gorsza in Ungarn[12]) auf das 6./7. Jahrhundert. Tonbeschaffenheit und Randbildung der dort vertretenen Töpfe gleichen denen der Formen von Nimptsch und Olbersdorf: Abb. 4 und 5,6 u. 8.

Daß es sich dabei um Vergleichsfunde aus einem gepidischen Gräberfeld handelt, wird angesichts der wohl erwiesenen starken gotisch-gepidischen Einschläge im Gräberfeld von Groß Sürding nicht stören. Von wesentlich größerer Bedeutung für die weitere Klärung der Fragen wird indessen der Friedhof von Guttentag bleiben; beweist er uns doch mit seinem, durch reiche Metallfunde zeitlich festliegendem reichlichen irdenen Geschirr, daß die in vorliegender Arbeit

[10]) Vgl. z. B. Veeck, Die Alamannen in Württemberg, Taf. 14,8 – 24, Taf. 16,24.
[11]) Wiener Anthrop. Mitteil. 61 (1931) Taf. I 3.
[12]) Ebenda 63 (1933) Taf. IV 3—4. (Banner).

nur formenkundlich fortgeführten spätgermaniſchen Formen nun wirklich bis in ſo ſpäte Zeit hineinreichen, daß ſie an Ort und Stelle zur Kenntnis der ſlawiſchen Einwanderer gekommen ſein können.

Sicher werden die hier gewonnenen Ergebniſſe im einzelnen noch mancher Ergänzung und Vertiefung bedürfen, doch läßt ſich heute ſchon folgende, für die ſchleſiſche Frühgeſchichte bedeutſame Erkenntnis gewinnen: die Grundform der Krauſe, die bei uns im 4. Jahrhundert beginnt, reicht bis ins 5. Jahrhundert hinein, aber wohl kaum über deſſen Mitte hinaus. Dafür erlebt ſie nach manchen Abwandlungen im Laufe des 5. Jahrhunderts an deſſen Ende noch einmal eine Wiedergeburt. Krauſen, oder beſſer krauſenartige Töpfe mit dünnwandigem umgelegten oder ſchräg aufgerichteten Rande, beginnen am Anfang des 5. Jahrhunderts und enden offenbar an deſſen Ende. Die Krauſe mit ſchmalem umgelegten Rande: Abb. 5,10, beginnt erſt in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts. Die Krauſe mit umlaufendem kantigem Wulſtring iſt eine Neubildung des ſpäten 5. Jahrhunderts. Hohe, mehr oder weniger grobe Töpfe mit ausladendem Rand und ſchmalem Fuß halten ſich ſeit der ſpäten Kaiſerzeit unverändert weiter. Weitmündige bauchige Töpfe mit ausladendem Rand halten ſich gleichfalls unverändert von der Kaiſerzeit bis zum Schluß des hier dargeſtellten Zeitraumes; ihre jüngeren Ausprägungen jedoch, wie etwa Abb. 5,5, beginnen erſt im ſpäten 5. Jahrhundert.

Die feintonige Ware dagegen iſt wenigſtens vorläufig für jede Erörterung von Zeitfragen ungeeignet, da ſie ſich, ſoweit die aufgefundenen Scherben dies erkennen laſſen, von ihrem erſten Auftreten bis ins 6. Jahrhundert hinein gleichbleibt. Vielleicht iſt es aber ſpäter einmal möglich, unter Berückſichtigung des feinen Geſchirrs aus dem Südoſten auch hier formenkundliche Unterſchiede herauszuarbeiten.

Nach dieſen Feſtſtellungen verteilen ſich die hier aufgeführten Fundorte über den zur Erörterung ſtehenden Zeitraum etwa wie folgt: Groß Sürding, Pampitz und Silingberg: Anfang des 5. Jahrhunderts; Nimptſch Fundſtelle 3 (Töpferofen) und Guhrau: kurz vor Mitte des 5. Jahrhunderts; Nenkersdorf: etwa Mitte des 5. Jahrhunderts; Nimptſch, Fundſtelle 4 (Burgwall) und Grandingen: zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts; Olbersdorf: um oder eher nach 500. Da hier nur ein Teil des reichhaltigen Fundſtoffs gleicher Art verwertet worden iſt — von der Behandlung der Irdenware aus den Siedlungen von Schosnitz Kr. Breslau iſt z. B. noch mancher Aufſchluß zu erwarten —, werden ſpätere Arbeiten ſicher noch manche Anhaltspunkte zur Feſtigung des zeitlichen Schemas liefern. Indeſſen kann wohl ſchon heute als ſicher gelten, daß etwaige Verſchiebungen in der Einſtufung unſerer Funde nur in Richtung einer noch jüngeren Anſetzung verlaufen werden. Hierfür bietet das Reitergrab von Königsbruch, das lange als kennzeichnender Fund des 4. Jahrhunderts galt, jetzt aber nach den Ausführungen von Zeiß (S. 34 ff.) dem 5. Jahrhundert

zuzuschreiben ist, ein lehrreiches Beispiel. Mit Sicherheit aber kommt schon aus unseren Darlegungen zum Ausdruck, daß die vermeintliche, das 5. und 6. Jahrhundert überspannende Siedlungslücke aus neuerem schlesischem Fundstoff überbrückt werden kann und die aus anderen Anzeichen schon immer vertretene Vermutung einer Berührung von Ostgermanen und Slawen auch mit Hilfe der Spatenforschung bestätigt wird.

Der Burgwall von Kleinitz Kr. Grünberg

Ein vorläufiger Bericht

Von Ernst Petersen

Mit Tafel 10

Als unser verewigter Max Hellmich, dessen siebzigster Geburtstag den Anlaß zur Herausgabe des vorliegenden Heftes von „Altschlesien" bilden sollte, vor einigen Jahren im dritten Bande dieser Zeitschrift S. 37 ff. als Frucht seiner jahrzehntelangen Bestandsaufnahme der vor- und frühgeschichtlichen Wehranlagen Schlesiens ein vorläufiges Verzeichnis aller ihm bekannt gewordenen Wehranlagen vorlegte, wies er darauf hin, wie schwer diese eindrucksvollen Bodendenkmäler allein aus ihrer äußeren Erscheinung zu beurteilen sind. Mit Recht erklärte er planmäßige Untersuchungen vor- und frühgeschichtlicher Festungen als die einzig sichere Handhabe, um ihre Zeitstellung zu klären und dadurch jede einzelne Anlage in ihren geschichtlichen Zusammenhängen zu erkennen. An solchen Untersuchungen aber, die bekanntlich sehr kostspielig und zeitraubend sind, fehlte es in unserem Lande noch sehr. Zwar sind wir über die früheste Gruppe der schlesischen Wehranlagen, die Flucht- und Herrenburgen der Lausitzer Kultur, im großen und ganzen leidlich unterrichtet und kennen auf Grund der Grabungen auf dem Breiten Berge bei Striegau auch wenigstens eine jener spätslawischen Kastellaneien des Abschnittes vor der deutschen Wiederbesiedlung, ganz zu schweigen von dem alten Oppeln, dessen Untersuchung geradezu einzigartige Erkenntnisse über Aufbau, Besiedelung und geschichtliche Bedeutung der frühmittelalterlichen Landesburgen Schlesiens zur Zeit der Piasten geliefert hat.

Um so größer aber war die Lücke unseres Wissens über diejenigen Festungen, die in den Jahrhunderten zwischen dem Auszug des Hauptteils der Wandalen und der Angliederung Schlesiens an das Reich der Piasten erbaut worden sind und unsere auf Grund schriftlicher Quellen gar zu geringe Kenntnis dieses völkergeschichtlich so bedeutsamen Zeitraums vertiefen könnten. Hier haben erst glückliche neue Entdeckungen der letzten Jahre Wandel geschaffen, von denen hier einiges berichtet werden soll.

Im Frühjahr 1936 entdeckte anläßlich einer amtlichen Bereisung Kurt Langenheim einen südlich vom Westausgang des Dorfes Kleinitz Kr. Grünberg gelegenen, ziemlich stark abgetragenen Burgwall. Der Wall wird fast

allſeitig von anmoorigem Wieſengelände umgeben und erhebt ſich nur wenig über das umliegende flache Land. Oberflächlich wies er eine dichte Scherbenſtreuung auf, ebenſo wie der öſtlich davon liegende, durch eine ſumpfige Wieſe und mehrere Waſſergräben getrennte Windmühlenberg an der Straße Kleinitz—Boyadel. Unter den Scherben fielen einige aus dem bekannten frühgeſchichtlich-ſlawiſchen Formenkreis ſoweit heraus, daß ſie von Langenheim kurz bekanntgegeben wurden[1]) und die Notwendigkeit unterſtrichen, in Kleinitz eine planmäßige Unterſuchung vorzunehmen, ehe der als Ackerland benutzte Burgwall völlig zerſtört ſei.

So ſetzte denn im September 1936 eine amtliche Grabung ein, die mehrere Wochen dauerte und ein ungeahnt erfreuliches Ergebnis hatte. Nachdem der etwa 100 m im Durchmeſſer große, ziemlich runde, napfkuchenförmige Burgwall von Max Hellmich in bekannt ſorgſamer Art aufgenommen war, wurde unter Leitung des Berichterſtatters mit Unterſtützung der Studenten Walter Klammt und Heinz Löffler längs der von Hellmich zugrunde gelegten Hauptachſe ein Schnitt gezogen, der eine Länge von 82 m und eine obere Breite von 3 m erhielt. Das Ergebnis war in aller Kürze folgendes:

Während das Nordende des Schnittes nur bis zu den inneren Fallſchichten des Walles reichte, wurde im ſüdlichen Teil des Schnittes die Befeſtigung vollkommen geſchnitten. Sie beſtand aus einer offenbar in zwei Bauabſchnitten errichteten Mauer aus tonigem Lehm, der an Ort und Stelle unter dem leichten Flugſande anſteht und auch das Liegende des teilweiſe vertorften Wieſengeländes bildet. Die Mauer lagerte auf einem gut erhaltenen Balkenroſt, der ihr Hinabgleiten in die ſumpfige Umgebung verhindert hat. Holzeinbauten in der Mauer wurden nicht beobachtet, obwohl ſorgfältig auf etwaige Spuren geachtet wurde. Hat vielleicht der Ton der Mauer ſchon ſo viel Feſtigkeit verliehen, daß auf Holz verzichtet werden konnte?

Der Innenraum des Burgwalles lieferte Reſte von dichter Beſiedelung und entſprach mit ſeinen klar erkennbaren zwei Kulturſchichten dem zwiefachen Aufbau der Mauer. Neben mehreren Herdſtellen und Abfallgruben aus der oberen Schicht fanden ſich in der unteren Beſiedlungsſchicht Reſte von zwei in den Schnitt hineinragenden Häuſern rechteckiger Form. Ihre Wände waren in Verfärbungen klar erkennbar und laſſen auf Flechtwände oder aber Stabbau ſchließen, wogegen Bohlenbau auszuſchließen iſt. Schon aus dieſer Feſtſtellung folgt, daß die Grabungen auf dem Burgwall von Kleinitz unbedingt wieder aufgenommen werden müſſen. Nach dem Anſchneiden einer im Südoſten der ganzen Anlage befindlichen leichten Erhebung zeigte ſich ferner, daß dieſe mit einem kleinen Zwiſchenwall umgeben geweſen ſein muß. Dieſer Zwiſchenwall iſt z. T. aus dem Schutt der unteren (älteren) Kulturſchicht auf-

[1]) Altſchleſiſche Blätter XI (1936) S. 189 f.

gehäuft worden. Sein Verlauf ist noch nicht näher ermittelt, da der Schnitt der Grabung des vorigen Jahres in eine torartige Öffnung hineinlief und nur die westliche Wange des Zwischenwalls berührt hat.

Die größte Bedeutung der vorjährigen Grabung liegt nun aber darin, daß eine für frühgeschichtliche Burgwälle ungewöhnliche Menge von Kleinfunden zutage gefördert werden konnte. Das beleuchtet schon der Umstand, daß die Kulturschichten im südlichen Teil des Innenraums die Mächtigkeit von 2,00 m und mehr erreichten! Obendrein war jede von ihnen mit Funden derart gespickt, daß viele Zentner von Scherben, unvorstellbare Mengen von Tierknochen und zahllose Funde aus Stein, Metall, bearbeitetem Geweih und Knochen zu bergen waren. Im einzelnen sind vertreten: Reste von flachen runden Mahlsteinen mit Mitteldurchbohrung, Rest eines auf einer Welle laufenden, durchbohrten, runden Schleifsteins, Dutzende von kleinen Wetzsteinen, von eisernen Messern, von Knochen- und Geweihpfriemen, mehrere Schlittknochen, eine eiserne Sichel, mehrere Spinnwirtel, allerlei Geweihgerät, sowie bearbeitete Abwurfstangen von Hirsch und Reh, usw. usw. Aus Bronze liegen mehrere Drahtringe und das Ende eines bandförmigen Armringes mit Strichmustern vor. Weitaus in der Überzahl aber ist das Tongeschirr, das in geradezu erstaunlichen Mengen aus beiden Kulturschichten zutage gefördert wurde. Vertreten sind zunächst zahlreiche große Tonwannen mit breitem flachem Boden und niedrigem steilem Rand. Sie lagen meist in der Nähe von Herdstellen und Feuerplätzen und waren teilweise in die weißliche Ascheschicht eingebettet. Hinzu tritt eine ungewohnte Menge von Töpfen aller Art, und diese sind es, die dem Kleinitzer Burgwall seine Eigenart verleihen. Rund 20 Töpfe haben sich aus den Scherben bereits wieder herstellen lassen, und ungezählte Scherben von verzierten und unverzierten Gefäßen harren noch der Bearbeitung.

Schon jetzt kann gesagt werden, daß die Grabung auf dem Kleinitzer Burgwall Langenheims ersten Eindruck, daß hier ein besonders eigenartiges Tongeschirr vorliege, voll bestätigt hat. Es sei deshalb aus dem gewaltigen Fundstoff das Wesentlichste der Irdenware schon hier herausgehoben, um einmal den Blick auf die aus ihrer Beurteilung sich ergebenden Fragen zu lenken und zum zweiten die von Langenheim im gleichen Hefte vorgelegte Irdenware aus Gustau Kr. Glogau nach ihrem Formenreichtum hin zu erweitern.

Zur Erläuterung des folgenden Fundberichts sei kurz vorausgeschickt, daß der etwa von N nach S verlaufende Schnitt durch den Burgwall von Kleinitz in Quadrate von 3 m Seitenlänge eingeteilt worden ist, deren Bezeichnung am Nullpunkt von Vermessung und Grabung anfängt. Der Nullpunkt liegt im Süden der Anlage etwa auf der höchsten Erhebung; sämtliche Tiefenmaße sind auf seine Meereshöhe bezogen. Die Quadrate nördlich des Nullpunktes wurden „a, b, c“ usw., die südlich des Nullpunktes „a', b', c'“ usw. bezeichnet. Es folgen die wichtigsten Tongefäße und Topfreste.

Obere Kulturschicht:

1. „b", 1,60 m tief. Bruchstück einer flach gewölbten Tonschale, handgemacht, graubraun, ziemlich fein geschlämmter Ton, ergänzt. Dm. etwa 16,5, H. 4, Wandstärke 1—1,5 cm. Abb. 5.

2. „b–c", „Haus 1"[1a]), etwa 1,50 m tief, am Herd. Großer, im Feuer verzogener und rissig gewordener grauer Topf, eimerförmig. Handarbeit, nur am Rande gedreht; Rand leicht ausgebogen und abgestrichen, kurzer gekehlter Hals mit umlaufender unregelmäßiger Rille; rundliche Schulter, Unterteil etwas eingezogen, ausgeprägte Bodenfläche mit Zapfenmarke, kaum ergänzt. H. 27, M. 31, Bdm. 13,5 cm. Taf. X 8.

3. „b—c", Herdstelle 1, etwa 1,50 m tief. Braun-schwärzlich geschmauchter Randscherben eines handgemachten Topfes, Ton quarz- und glimmerhaltig, außen körnig; Rand steil rundlich abschließend, darunter eine tief eingeritzte rohe Wellenlinie. Abb. 2. Schwarzgrau-dunkelbraunes Randstück eines handgemachten Topfes; der abgestrichene und profilierte Rand und der mit breiten waagerechten Furchen versehene Hals abgedreht; auf der Schulter zwei schmale, ein breiteres Wellenband, beide mehrzeilig. Abb. 1.

4. „b—c", „Haus 1", etwa 1,50 m tief. Roter, schwarz geschmauchter Wandscherben eines handgemachten rohen Topfes mit scharf eingeritzten, rechteckig angeordneten Linien, in denen hier und da kleine Punkte auffallen (stilisierte Zeichnung?) Abb. 4.

5. „q", 1,40 m tief. Graubrauner eiförmiger Topf, handgemacht, Ton körnig, Rand wenig ausgebogen und abgestrichen, Hals steil, Unterteil geschweift, im Boden Zapfenmarke. Wenig ergänzt. H. 22, M. 18,5, Bdm. 9,8 cm. Abb. 8.

6. „q", 1,50 m tief. Graubraun-hellbraun gefleckter, großer eiförmiger Topf mit Neigung zum Doppelkonus, handgemacht. Ausgebogener und abgestrichener Rand, auf dem Boden Zapfenmarke, stark ergänzt. H. 29,3, M. 25, Bdm. 12,5 cm. Ähnlich Abb. 8.

7. „r", 1,40 m tief. Grauer bis graubrauner großer weitmündiger Topf mit steilem, leicht gekehltem Hals und ausgebogenem Rand. Rand glatt abgestrichen und gedreht, sonst Handarbeit; rundliche Schulter, Unterteil eingezogen, Boden ausgeprägt, mit Zapfenmarke; Ton körnig; wenig ergänzt. H. 28, M. 34,5, Bdm. 11,8 cm. Taf. X 10.

8. „a'", 1,15—1,45 m tief. Graubraun-rötlich gefleckter weitmündiger doppelkonischer Topf, Rand abgestrichen und gedreht, innen gefast; im übrigen Handarbeit, auf der Schulter fünf waagerechte, scharf eingerissene umlaufende Rillen, scharfer Umbruch, Unterteil geschweift, im Boden runde Zapfenmarke; Rand fehlt z. T., daher ergänzt. H. 15, M. 16, Bdm. 9,5 cm. Abb. 6.

9. „b'", 1,45 m tief. Großer grauer weitmündiger Topf, größtenteils zusammengekommen, am Rande und an der Schulter stark ergänzt; Rand ausgebogen, rundlich abschließend, gedreht; sonst Handarbeit, Schulterumbruch ausgeprägt, Unterteil stark eingezogen, daran unregelmäßig eingeritzte, zum Boden gerichtete Rillen; kleiner Boden mit Zapfenmarke. H. 21,5, M. 24, Bdm. 9 cm. Abb. 9. Randstück eines grauen, im Feuer rissig gewordenen kleinen Topfes, handgemacht; Rand leicht ausgebogen und abgestrichen. Auf der Schulter eine Verzierung sich kreuzender Schrägfurchen. Abb. 3.

10. „c'", 1,60 m tief. Schwarzgrauer weitmündiger Topf; Rand leicht ausgebogen, rundlich abschließend, handgemacht, rundliche Schulter mit 2—3 umlaufenden Furchen; ausgeprägter Standfuß mit Delle in der Bodenmitte; Rand und Schulter stark ergänzt. H. 12, M. 14, Bdm. 8,5 cm. Abb. 7.

[1a]) Keins der vorher genannten Stabbau- oder Flechtwandhäuser der unteren Schicht, sondern anscheinend nur große Grube.

Abb. 1–9. Irdenware aus der oberen Kulturschicht des Burgwalls von Kleinitz Kr. Grünberg. 1/3

Untere Kulturſchicht:

11. „c/d", Zwiſchenwall, 1,15—1,50 m tief. Schwärzlich-graubraun gefleckter dünnwandiger Topf, Oberfläche körnig. Ausgebogener, dünner, gedrehter Rand, darunter drei waagerecht umlaufende Furchen, ziemlich ſcharfer Umbruch, Boden glatt, Hals und Schulter z. T. ergänzt. H. 15,3, M. 11,6, Bdm. 7 cm. Abb. 10.

12. gleiche Stelle. Schwärzlich-gelbbraun gefleckter, weitmündiger Topf mit Neigung zur doppelkoniſchen Form, Ton körnig; Rand rundlich abſchließend, ausgebogen und gedreht, ſonſt Handarbeit; auf der Schulter drei, z. T. mehr waagerecht umlaufende Furchen, die teilweiſe kaum zu erkennen ſind; Unterteil leicht geſchweift; auf dem Boden Zapfenmarke; wenig ergänzt. H. 15,8, M. 18, Bdm. 8,7 cm. Abb. 15.

13. gleiche Stelle. Graubraun-braun gefleckter, handgemachter, plumper Topf; Ton körnig, Rand leicht ausgebogen, rundlich abſchließend, am Halſe 1—2 ſchwach erkennbare breite, waagerecht umlaufende Furchen, Schulter rundlich, Unterteil geſchweift; am Boden Reſte einer runden Zapfenmarke; Rand und Boden z. T. ergänzt. H. 18, M. 18,5, Bdm. 11,5 cm. Abb. 26.

14. gleiche Stelle. 1,40—1,60 m tief. Graugelbbraune, flach gewölbte Schale aus grushaltigem Ton, handgemacht, kreisrund, Rand z. T. roh abgeſtrichen, kaum ergänzt. Dm. 14,5, H. 3, Dicke 1—1,3 cm. Abb. 11.

15. „i", 1,75—2,00 m tief. Randſtück eines graubraun-ſchwarzgrauen handgemachten Topfes, Oberfläche körnig, Rand leicht ausgebogen und abgeſtrichen; auf dem Halſe drei beim Glätten entſtandene breite waagerechte Furchen; auf der Schulter befinden ſich vier ſechsteilige Sternſtempel, z. T. ganz ſchwach eingedrückt. Abb. 19. Graues bis graubraunes Randſtück eines handgemachten eiförmigen Topfes mit ſteilem abgeſtrichenem Rande. Abb. 20.

16. „i", 2,00—2,20 m tief. Zur Hälfte erhaltene graue weitmündige Schüſſel aus ziemlich fein geſchlämmtem Ton; Rand ſteil, abgeſtrichen und gedreht, ſonſt Handarbeit; am Boden flache Delle, Rand z. T. ergänzt. H. 15,3, M. 20,5, Bdm. 10 cm. Abb. 31.

17. „k", 1,50—1,75 m tief. Schwärzlicher Schulterſcherben mit mehrzeiliger weiträumiger Wellenlinie. Abb. 33_3. Graubrauner Randſcherben eines kleinen Topfes, Rand kaum ausgebogen und rundlich abſchließend, gedreht?; unter dem Rande kommaartige dreiteilige Einſtiche. Abb. 33_1. Randſtück einer braunen Tonſchale. Abb. 33_2.

18. „k", 1,75—2,00 m tief. Reſt eines eiförmigen handgemachten Topfes, Ton körnig, Rand rundlich abſchließend, leicht ausgebogen, Boden und Schulter ſtark ergänzt, Farbe graubraun. H. 15, M. etwa 13,5, Bdm. etwa 7 cm. Abb. 18.

19. „l", 1,75—2,00 m tief. Oberteil eines grauen bis grauſchwarzen Topfes mit ſteilem Hals und leicht ausgebogenem abgeſtrichenem Rand, der gedreht iſt, ſonſt Handarbeit; am Halſe zwei waagerecht umlaufende breite Furchen, ziemlich ſcharfer Umbruch, ziemlich fein geſchlämmter Ton; auf dem Randabſtrich drei feine Rillen einherlaufend. H. noch 10,5, M. 18 cm. Abb. 32.

20. „m", 2,00—2,20 m tief. Hohler grauer Standfuß eines größeren Gefäßes, gut gearbeitet, Handarbeit, Ton ziemlich fein geſchlämmt, im Bruch ſchwarz; ein Stück abgebrochen. Anſatz für das darüber befindliche, verlorene Gefäß deutet auf weitmündige Form. Abb. 22.

21. „o", 1,70 m tief. Brauner Randſcherben eines Topfes mit gedrehtem Halſe, auf dem ein waagerechter Wulſt zwiſchen zwei breiten tiefen Kehlen einherläuft; Rand ausgebogen und ſcharf abgeſtrichen, von der Schulter nach unten verlaufen tief eingeritzte, ſenkrechte Striche. Abb. 29_3. Graubraunes Randſtück eines bauchigen handgemachten Topfes mit kaum ausgebogenem Rand, der abgeſtrichen iſt; auf der Schulter ſenkrechte, tief eingeritzte Striche in weiten Abſtänden. Abb. 29_1. Rötlich-grauer kleiner Wandſcherben, ungedreht,

Abb. 10–18. Irdenware aus der unteren Kulturschicht des Burgwalls von Kleinitz Kr. Grünberg. 1/3

mit halbmondförmigen tiefen Einstichen. Abb. 29,4. Brauner Randscherben, am Rande gedreht, von einem steilwandigen Topf; an der Schulter eine umlaufende Furche; darunter rohe, gegeneinander gestellte einzeilige Wellenlinien. Abb. 29,2.

22. „o", 2,00—2,20 m tief. Graubrauner Rest eines eiförmigen Topfes, handgemacht, leicht ausgebogener Rand, rundlich abschließend; unter dem Rande gewundene Doppellinien, scharf eingeritzt; Rest einer figürlichen Darstellung (?) Abb. 30,1. Randstück eines grauen bis graubraunen Topfes mit gedrehtem steilem Hals, der einen breiten umlaufenden Mittelwulst besitzt; Rand leicht ausgebogen, etwas verdickt und profiliert; auf der Schulter ein aus schrägliegenden welligen Rillen gebildetes Zierband. Abb. 30,3. Randstück eines schwarzgrauen, am Rande gedrehten Topfes mit ausgebogenem Rande, der rundlich abschließt. Ton glimmerhaltig, auf der Schulter mehrzeilige Wellenlinie, darunter Sparren, mit Kamm eingeritzt. Abb. 30,4. Randstück eines schwärzlich-rötlichbraun gefleckten rohen handgemachten Topfes; hart gebrannt, Ton körnig und dünnwandig. Rand abgestrichen, am Halse unregelmäßige, beim Glätten entstandene Furchen. Abb. 30,2.

23. „p", 1,70 m tief. Graubrauner eiförmiger Topf, handgemacht, mit kurzem gekehltem Halse und schwach ausgebogenem Rand; dicht über dem Boden zwei waagerecht umlaufende Rillen; Rand fehlt zur Hälfte, Boden ergänzt. H. 20,5, Md. 20, Bdm. 10,5 cm. Abb. 23.

24. gleiche Stelle. Graugelber, handgemachter, eiförmiger Topf aus körnigem Ton, Rand leicht ausgebogen, rundlich abschließend; auf der Schulter fünf waagerecht umlaufende Furchen, die z. T. nur schwach erkennbar sind; Boden glatt. H. 16,5, M. 13,5, Bdm. 9 cm. Abb. 27.

25. „q", 1,75—2,00 m tief. Graubraunes, grau gflecktes, sehr rohes, handgemachtes rundliches Töpfchen mit ausgebogenem dünnem Rand; Oberfläche körnig und unregelmäßig. H. 6,5, M. 8 cm. Abb. 14.

26. gleiche Stelle. Graubrauner plumper eiförmiger Topf mit leicht ausgebogenem, rundlich abschließendem Rand und eingezogenem Unterteil; handgemacht; am Boden große Zapfenmarke; Rand und Schulter z. T. ergänzt. H. 17,8, M. 17, Bdm. 7,8 cm. Abb. 28.

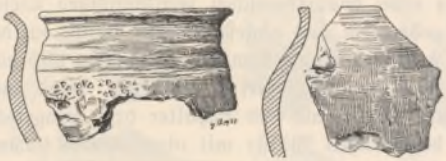
27. „q", 2,00 m tief. Bruchstück vom Fuß eines mittelgroßen rötlich-braunen, innen schwarzen Topfes; Ansatzstellen der Wandung schräg aufsteigend, Ansätze für den Standfuß ziemlich steil. Unten Reste einer waagerecht umlaufenden Rille, darüber waagerecht umlaufender Wulst mit schrägen Einkerbungen. Abb. 21.

28. „b'", 1,75—2,00 m tief. Graubrauner plumper eiförmiger Topf, handgemacht, leicht ausgebogener und abgestrichener Rand; am Boden nachträglich verschmierte Zapfenmarke; wenig ergänzt. H. 16,2, M. 14, Bdm. 8,8 cm. Abb. 17.

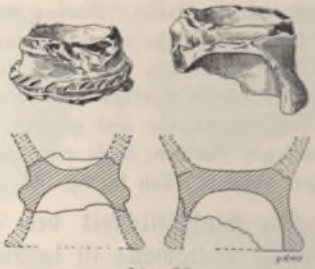
29. gleiche Stelle. Graubrauner gedrungener weitmündiger Topf mit ausgebogenem gedrehtem und abgestrichenem Rand; auf der Schulter waagerecht umlaufende 7 tiefe Furchen, Unterteil geschweift; am Boden kräftige kreisrunde Zapfenmarke; an Boden und Schulter ergänzt, halber Rand fehlt. H. 15, M. etwa 18, Bdm. 10,5 cm. Abb. 13.

30. gleiche Stelle. Grau-gelbbraun gefleckter doppelkonischer Topf mit gedrehtem, weit ausgebogenem, kantig verdicktem Rande; auf der Schulter drei waagerecht umlaufende breite Furchen; scharfer Umbruch; eingezogener Unterteil mit hervortretendem Fuß; im Boden runde Zapfenmarke; Rand, Schulter und Unterteil z. T. ergänzt. H. 13,5, M. 19,2, Bdm. 9,5 cm. Abb. 12.

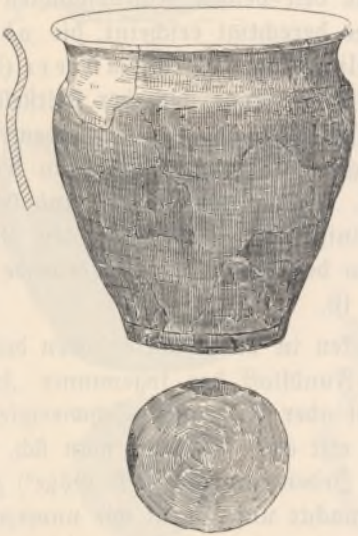
31. „c'", 1,75—2,00 m tief. Zur Hälfte erhaltener graubrauner eiförmiger Topf, annähernd doppelkonisch; Rand und Hals gedreht, Rand leicht ausgebogen und abgestrichen; am Halse zwei waagerecht umlaufende Furchen; am Boden verschobene Zapfenmarke. H. 15,5, M. 12,5, Bdm. 7,5 cm. Abb. 16.



19 – 20

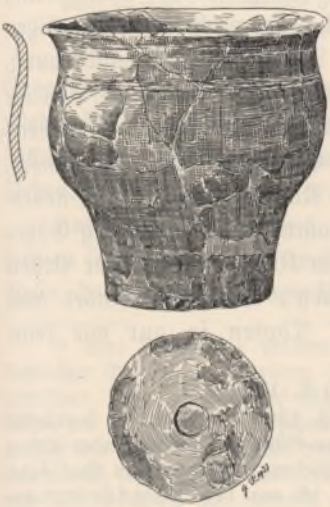


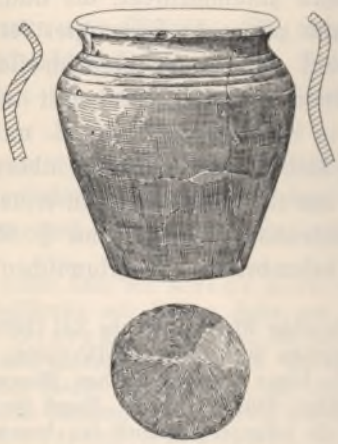
21 – 22



23

24 – 25





26 27 28

Abb. 19 – 28. Irdenware aus der unteren Kulturschicht des Burgwalls von Kleinitz Kr. Grünberg. 1/3

32. gleiche Stelle. Großes Bruchstück eines etwa doppelkonischen weitmündigen Topfes rötlichbrauner Farbe mit leicht ausgebogenem, gedrehtem und abgestrichenem Rand; auf der Schulter drei Reihen von schräg gegeneinander gestellten Kammstempeln. M. etwa 25,5 cm. Abb. 25. Randstück eines graubraunen Topfes mit ziemlich scharfem Umbruch, Rand ausgebogen, abgestrichen und gedreht, innen zwiefach gerillt; auf der Schulter drei waagerecht umlaufende Furchen; diese und die dazwischen befindlichen Wülste mit vierreihigem Kammstempel verziert. Ton körnig. M. etwa 18 cm. Abb. 24.

Die Einheitlichkeit des Tongeschirrs aus den beiden Kulturschichten des Kleinitzer Burgwalls ist so augenfällig, daß es berechtigt erscheint, die obere (d. h. jüngere) Kulturschicht als nur unwesentlich jünger als die untere (d. h. ältere) Kulturschicht anzusetzen und demgemäß die Frage nach der Zeitstellung unseres Burgwalls auf das geborgene Tongeschirr insgesamt zu gründen. Die zusammengesetzten Töpfe wie auch die wichtigsten Scherben lassen nun keinen Zweifel, daß das sogenannte „spätslawische", durch Bodenstempel und Gurtfurchen gekennzeichnete, Tongeschirr in Kleinitz fehlt, abgesehen von einem Wandscherben mit Gurtfurchen, der zu Beginn der Grabung am Nordende des Schnittes in der Ackerkrume herausgekommen ist.

Gefäßformen, Ziermuster und Zapfenmarken in vielen Gefäßböden deuten dagegen darauf hin, daß wir im Kleinitzer Fundstoff das sogenannte „frühslawische" Tongeschirr vor uns haben. Damit aber fangen die Schwierigkeiten in der zeitlichen Beurteilung unserer Funde erst an. Erinnert man sich, daß die Einteilung der frühgeschichtlich-slawischen Irdenware durch A. Götze[2]) zwei ältere Stile vorsieht, deren erster nur handgemachte und so gut wie unverzierte Töpfe mit steilem Rande aufweist, während der zweite die Abdrehung des Randes und mehrere Ziermuster aufnimmt, so will der Fundstoff aus Kleinitz hierzu gar nicht stimmen, da er sich eben so gut aus handgemachten, steilrandigen und unverzierten Gefäßen zusammensetzt, als auch Rand- und Halsabdrehung, ausgebogene Ränder und zahlreiche Ziermuster kennt. Das deutet an, daß die Götzesche Einteilung auf die frühgeschichtlich-slawische Irdenware Schlesiens offenbar nicht anwendbar ist, und steht damit in Einklang, daß auch Knorr, von den Verhältnissen in Brandenburg, Mittel- und Norddeutschland her, neuerdings Änderungen der bisher meist allgemein übernommenen Gliederung Götzes für notwendig erachtet hat[3]). Aber wenn man seine in Kürze erscheinende Arbeit oder das unlängst erschienene Büchlein von H. Kurtz[4]) durchsieht, findet man doch unter den dort behandelten „frühslawischen" Töpfen so gut wie keine

[2]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde XII (1901) S. 17 ff.

[3]) Jahrbuch für historische Volkskunde III/IV (1934) S. 129 ff.; ausführlich begründet Knorr seine Auffassungen in seiner demnächst in der „Mannus-Bücherei" erscheinenden Arbeit „Die slavische Keramik zwischen Elbe und Oder". Durch die Liebenswürdigkeit des Verfassers, dem hierfür an dieser Stelle besonders gedankt sei, konnte ich vor der Niederschrift dieses Berichts die Korrektur der Arbeit bereits einsehen.

[4]) H. Kurtz, Slawische Bodenfunde in Schlesien, Breslau 1936; vgl. hierzu die Besprechung G. Knorrs im Mannus 28 (1936) S. 565 ff.

Abb. 29–33. Irdenware aus der unteren Kulturschicht des Burgwalls von Kleinitz Kr. Grünberg. 1/5

Gegenstücke[5]) zu unseren Formen von Kleinitz. Sie nehmen vielmehr in ihrer Mehrzahl innerhalb der frühgeschichtlich-slawischen Irdenware eine Sonderstellung ein und besitzen daher für deren zeitliche Gliederung eine besondere Bedeutung.

Unter den in Kleinitz zum ersten Male in Schlesien vertretenen Gefäßformen spielt eine große weitmündige, eimerartige Form: Taf. 10 eine besondere Rolle, deren eingezogener Unterteil bei Abb. 9 wirr eingeritzte Striche trägt.

[5]) Eine Ausnahme machen unter dem bei Knorr a. a. O. lediglich gestreiften frühslawischen Geschirr unverzierte Gefäßteile mit steilem Hals von Riewendt Kr. Westhavelland, sowie zwei Töpfe von Seebeck Kr. Ruppin, die mit waagerecht umlaufenden Rillen auf der Schulter versehen und unseren Töpfen: Abb. 13, 15 ähnlich sind; von diesen weichen die Seebecker Stücke freilich in der Randbildung ab. Die Töpfe von Seebeck setzt Knorr auch schon in die spätslawische Keramik. Bei Kurtz a. a. O. können nur zwei Töpfe aus Mertschütz Kr. Liegnitz (Taf. I 4) und Krzanowitz Kr. Oppeln (Taf. I 3) in eine gewisse Beziehung zu Kleinitzer Formen gebracht werden; indessen gehören sie schon in die Gruppe des münzdatierten Topfes von Gustau Kr. Glogau (Altschlesien II 133 Abb. 3), d. h. in das 10. Jahrhundert.

Man ist geneigt, solche Töpfe trotz der auf ihren Böden vorhandenen Zapfenmarken mit den rohen Töpfen der wandalischen Zeit in Zusammenhang zu bringen, die wir seit dem 2. Jahrhundert bis zu den völkerwanderungszeitlichen Funden aus Schlesien in Menge kennen und bei denen wir häufig auch die Verzierung mit eingeritzten Linien beobachten können[6]). Hervorgehoben sei, daß diese weitmündigen rohen Töpfe auch in den jüngsten, bereits weit in das 5. Jahrhundert hineinreichenden Funden, die meist noch nicht veröffentlicht sind, regelmäßig erscheinen und eine äußerst langlebige Form darstellen. Da sie in Sedschütz und Niesdrowitz mit Runeninschriften versehen sind, die nur aus der germanischen Kulturwelt zu erklären sind, besteht keinerlei Möglichkeit mehr, diese Gefäßform für eine angebliche slawische Unterschicht während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in Anspruch zu nehmen[7]). Einen weiteren Hinweis auf Verwandtschaft des Kleinitzer Tongeschirrs mit der Irdenware der wandalischen Zeit gibt das mehrfache Auftreten von Gefäßen mit ausgeprägten Standfüßen, das unser Topf: Abb. 7 und die Bruchstücke: Abb. 21 und 22 bekunden; der schräg gekerbte Wulst bei Abb. 21 ist übrigens mehrfach an jüngsten wandalischen Topfresten Schlesiens belegt und stützt unsere Herleitung. Schon Langenheim verwies sodann bei der Bekanntgabe der ersten Scherben von Kleinitz[1]) auf die waagerecht umlaufenden Furchen, die sich nach Abschluß der Grabung als ein in Kleinitz vorherrschendes Ziermuster erwiesen haben, und führte zum Vergleich eine ähnlich gestaltete Schüssel mit körniger Oberfläche aus Groß Sürding Kr. Breslau[8]) und ein Gegenstück hierzu aus Vorpommern an. Offensichtlich ist hier eine im feintonigen gedrehten Geschirr der Völkerwanderungszeit beliebte waagerechte Fasenbildung[9]) auf gröberen Ton übertragen und hat sich in die frühgeschichtlich-slawische Zeit hinein vererbt.

In die gleiche Richtung scheint auch eins der bemerkenswertesten Fundstücke aus Kleinitz, nämlich der Scherben mit der sechsteiligen Stempelverzierung: Abb. 19 zu weisen. Dieser, der unteren Kulturschicht des Walles entnommene Scherben trägt eine Verzierung, die wir in Schlesien namentlich von den bekannten Krausen der spätwandalischen Zeit kennen[10]), außerdem aber auch in

[6]) Einige Beispiele: 3. Jahrh.: Altschlesien I 243 Abb. 23 und 28 (Alt Wohlau), II 253 Abb. 2_2 und Taf. XVIII 2–3 (Stroppen), Seger-Festschrift (Altschlesien V) 381 Abb. 2 (Runentopf von Sedschütz), Altschlesien VI 237 Abb. 3–4 (Gr. Strehlitz-Neudorf), Taf. XXVI (Runentopf von Niesdrowitz). 4. Jahrh.: Altschlesien I 91 Abb. 4_8 (Kasawe), I 245 Abb. 29 (Nährschütz). 5. Jahrh.: Altschlesien VI 262 Abb. 8_1 (Schosnitz), VI 270 (Mirkau, großer Topf).

[7]) Dies versuchte erst kürzlich wieder J. Kostrzewski in seinem Aufsatz „Prasłowiańczyzna" (Urslawentum) im Kalender des „Ilustrowany Kuryer Godzienny" in Krakau v. Jahre 1935; vgl. dort bes. S. 66 Abb. 2.

[8]) L. Zotz, Die spätgermanische Kultur Schlesiens im Gräberfeld von Groß Sürding, 1935, Taf. XII 5 und S. 33 Abb. 28_{5-6}; vgl. auch Boege in diesem Heft.

[9]) Vgl. Zotz a. a. O. Taf. XIII 1 und XIV 1; Boege a. a. O. Abb. $2_{11,13}$ und 6_{6-7}.

[10]) Altschlesien I 87 Abb. 1 (Ellguth Kr. Grottkau), Mannus 6. Erg.-Bd. (1928) S. 79 Abb. 3i, S. 85 Abb. 6e (Krappitz Kr. Oppeln und Groß Strehlitz OS.). Weitere Stempelmuster stammen von verschiedenen noch unveröffentlichten spätwandalischen Fundplätzen Schlesiens.

der früheren Provinz Posen auf Scherben der Völkerwanderungszeit finden[11]). Da innerhalb des frühgeschichtlich-slawischen Tongeschirrs auch in der spätslawischen Irdenware Stempelmuster unter wikingischem Einfluß Eingang finden[12]), fragt es sich, ob unser Scherben nicht auch mit dieser Gruppe in Verbindung zu bringen ist. Dem widerspricht aber seine rohe, von den späteren Topfresten mit Stempelverzierung vollkommen abweichende Machart (reine Handarbeit!) und auch die Form der Stempel selbst. Beachtung verdient zudem, daß vor einigen Jahren auf dem Burgwall von Seyde (Jedwabno) Kr. Thorn in einer der drei ältesten Schichten von Kostrzewski ein Scherben ausgegraben und auch veröffentlicht wurde[13]), der inmitten seiner Umgebung ebenso alleinstand wie unser Stück unter den Funden von Kleinitz. Auch dieser Gefäßrest ist mit Sternstempeln verziert und trägt darunter ein Wellenband; mit Kleinitz verbindet ihn der abgedrehte Hals und Rand und die breiten, waagerecht umlaufenden Furchen über der Schulter, deren entsprechende Wülste mit Kerben verziert sind. Solche Kerben besitzt unser Bodenstück: Abb. 21, während der Scherben mit umlaufenden Wülsten am Halse: Abb. 24, Kammstempel als Verzierung aufweist. Im ganzen zeigt der Scherben von Seyde eine wesentlich vollkommenere Machart als der von Kleinitz und dürfte etwas später als dieser entstanden sein, aber auch er gehört wohl nicht in die Gruppe der stempelverzierten Wikinger-Töpfe. Kostrzewski leitet ihn a. a. O. von Gefäßen der Völkerwanderungszeit Gotlands[14]) ab, die Stempelmuster tragen und erwägt seine Ansetzung in das 6. Jahrhundert, wenn er auch auf das Vorkommen wesentlich jüngerer Gefäßreste in der zugehörigen Fundschicht seines Burgwalls aufmerksam macht. So war begreiflich, daß der Scherben von Seyde zur Ansetzung der dort nachgewiesenen älteren Kulturschichten auch von deutscher Seite als unzureichend abgelehnt wurde[15]). Auf dem Burgwall von Kleinitz liegen die Umstände aber wesentlich günstiger; hier scheinen Verbindungslinien von verschiedenen Formen und Ziermustern des Tongeschirrs zur wandalisch-ostgermanischen Irdenware der Völkerwanderungszeit greifbar zu sein. Diese Anschauung stützt auch die Verzierung des Randscherbens aus Quadrat b' der oberen Kulturschicht: Abb. 3. Seine sich kreuzenden Schrägfurchen wirken unverkennbar wie eine Ableitung jener eingeglätteten Rautenmuster, die von der feintonigen gedrehten Irdenware der Völkerwanderungszeit auch außerhalb

[11]) Kostrzewski, Wielkopolska[2] S. 210 Abb. 768 (Latkowo Kr. Hohensalza).

[12]) Über diese auch in Schlesien vertretene Gattung vgl. Altschlesien VI 304ff. Taf. 32 (Langenheim); s. ferner Festschrift Kiel (1936) S. 109ff. (Richthofen).

[13]) J. Kostrzewski, Grodzisko w Jedwabnie w pow. toruńskim. Slavia occidentalis X (1931) S. 244ff., vgl. bes. S. 260 Abb. 14.

[14]) B. Nerman, Die Völkerwanderungszeit Gotlands (1935) Textfigur 59, 63, 80, 83, Taf. 27, 296, 299, Taf. 29, 305.

[15]) Ostland-Berichte VI (1932) S. 152ff.

Schleſiens genügend bekannt ſind[15a]) und, wie der von Boege S. 53 Abb. 7,3 bekanntgegebene Scherben aus Pampitz zeigt, auch ſchon in der ſpätgermaniſchen Zeit auf gröbere Gefäßformen übernommen wurden, wo ſie eine unſerem Scherben ſehr ähnliche Ausbildung erhalten haben.

Verbindungslinien laufen aber offenſichtlich auch noch in anderer Richtung; um dies zu zeigen, ſei noch eine Gruppe von Töpfen unſeres Burgwalls kurz behandelt, die entweder ausgeprägt doppelkoniſche Form beſitzt oder zum mindeſten eine Neigung zur doppelkoniſchen Form erkennen läßt. Mehrfach verbindet ſich damit eine Verzierung des Halſes oder der Schulter mit waagerecht umlaufenden Furchen oder Rillen. Innerhalb der frühgeſchichtlich-ſlawiſchen Irdenware aus Schleſien iſt dieſe Gefäßgruppe etwas völlig Neues; aus der Umgebung unſeres Landes iſt ſie in Objejerze Kr. Obornik (frühere Provinz Poſen)[16]), ſehr ähnlich unſerer Abb. 6 u. 15 nachgewieſen, aus Brandenburg bildet Knorr[17]) einen ähnlichen Topf aus Riewendt Kr. Weſthavelland ab. Knorr deutet a. a. O. auch mit Recht an, daß dieſe Form auf den „fränkiſchen Doppelkonus" zurückgehen dürfte. In der Tat verſtärkte ſich dieſer Eindruck bei der Suche nach Vergleichsſtücken zu unſeren doppelkoniſchen Töpfen immer mehr, als das Tongeſchirr der fränkiſch-alamanniſchen Reihengräber an die Reihe kam[18]). Nicht ſelten weiſen dieſe fränkiſchen Töpfe auch das von unſerem Kleinitzer Scherben: Abb. 19 bekannte Stempelmuſter auf. So ſpricht mancherlei dafür, für das Tongeſchirr von Kleinitz auch Einflüſſe des fränkiſch-alamanniſchen Kreiſes in Rechnung zu ſtellen. Damit aber ſtellt ſich für unſeren Burgwall ganz von ſelbſt die Beziehung zu jenem hochbedeutſamen ſchleſiſchen Fundplatz her, dem „Schmiedeberg" bei Guſtau Kr. Glogau, deſſen Funden eine Arbeit K. Langenheims in dieſem Hefte S. 76 ff. gewidmet iſt. Prüfen wir an Hand des vorgelegten Tongeſchirrs von Kleinitz kurz nach, ob es die Verwandtſchaft zu den Töpfen von Guſtau wahrſcheinlich macht.

Das Tongeſchirr von Guſtau hat mit Kleinitz gemein, daß es mehrere handgemachte, jedoch am Rande abgedrehte Töpfe enthält; kennzeichnend iſt für dieſe ein meiſt deutlich abgeſetzter Hals, der mehrfach in der Mitte einen ſchwach hervortretenden, breiten umlaufenden Wulſt aufweiſt. Dieſe Halsbildung iſt nun auch unter den Funden von Kleinitz einige Male vertreten, ſo auf den Scherben: Abb. 1 und 19, vor allem aber Abb. 30,3, wo auch die mehrzeiligen, faſt zickzackartigen ſchmalen Wellenbänder in der gleichen Art wie in Guſtau

---

[15a]) Altſchleſien I Taf. XXII 4; Prähiſt. Zeitſchr. X (1918) Taf. V 9; Mannus 4. Erg.-Bd. Taf. XVII 3; Z otchłani wieków VIII (1933) S. 32 Abb. 3,1–2, IX (1934) S. 30 Abb. 9.

[16]) Koſtrzewſki, Wielkopolska² Abb. 788.

[17]) Jahrbuch für hiſtoriſche Volkskunde III/IV (1934) S. 135 Abb. 5.

[18]) Nur einige Beiſpiele: Werner, Münzdatierte auſtraſiſche Grabfunde (1935) Taf. 3C, 15 (Selzen Grab 12, 2. Hälfte 6. Jahrh.); Taf. 6B, 3–4 (Bruchſal, 6. Jahrh.); Taf. 9A, 32 (Köln-Müngersdorf Grab 91b, Anfang 7. Jahrh.); Taf. 15C, 4 (Gammertingen, Anfang 7. Jahrh.); Taf. 36A, 26 (Oberolm Grab 59, 2. Hälfte 7. Jahrh.).

vorkommen. Auch bleibe nicht unerwähnt, daß wir aus Kleinitz in großen Mengen eine meines Wissens bisher in Schlesien unbekannte Form runder flachgewölbter Tonschalen kennen (vgl. Abb. 5, 11, 33,2), die offensichtlich mit den bekannten eisernen Schalen der frühgeschichtlich-slawischen Kultur (z. B. Altschlesien II 143 Abb. 60) engstens verwandt ist. Da diese Eisenschalen mehrfach in Gustau vorkommen, ist hier ein weiterer Berührungspunkt zwischen Kleinitz und Gustau gegeben.

Mit dieser Feststellung mündet die Frage nach der Zeitstellung des Tongeschirrs von Kleinitz in die für Gustau zu ermittelnde Ansetzung zwar ein, es zeigt sich aber darüber hinaus, daß in Kleinitz eine Reihe von Anhaltspunkten vorliegen, die die auf Grund der Eisengegenstände gewonnenen Datierungsmöglichkeiten der Gustau-Kleinitzer Fundgruppe noch erweitern. Denn die in Kleinitz meines Dafürhaltens mit Händen zu greifenden engen Beziehungen zur spätwandalisch-ostgermanischen Irdenware Schlesiens und seiner östlichen Nachbargebiete führen ganz unabhängig von den Gustauer Funden zu der begründeten Annahme, daß der Fundstoff des Kleinitzer Burgwalls in eine Zeit gehört, in der die Überlieferung der völkerwanderungszeitlichen Töpferei noch fortlebte. Da nun aber neuerdings immer deutlicher wird, daß ostgermanische Bevölkerungsreste zwischen unterer Oder und unterer Weichsel noch bis in das 7. Jahrhundert hinein gelebt haben müssen[19]) — in Schlesien können wir wenigstens bis zum Beginn des 6. Jahrhunderts mit Ostgermanen rechnen[20]) —, gelangen wir damit für die Fundgruppe von Gustau-Kleinitz zu einer mutmaßlichen Ansetzung in das 7. Jahrhundert. Zu dem gleichen Ergebnis kommt K. Langenheim mit Rücksicht auf die in Gustau gefundenen eisernen Lanzenspitzen in seinem schon genannten Aufsatz. Mit gutem Grunde ist an dieser Stelle die Behandlung der Zeitstellung unserer Funde vorwiegend auf den neuerdings so zahlreichen und reichhaltigen schlesischen Bestand an Tongeschirr der Völkerwanderungszeit aufgebaut worden, soweit sich nicht Beziehungen zum fränkisch-alamannischen Gebiet deutlich ergaben. Indessen bleibt vor allem noch zu prüfen, inwieweit der Fundstoff des Donaubeckens geeignet ist, noch weitere Anhaltspunkte zur Ansetzung und formenkundlichen Herleitung der Gustau-Kleinitzer Fundgruppe zu liefern. Hier mögen unter gepidischen und awarischen Funden noch manche Vorformen für unsere Tongefäße liegen.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß unsere von der landläufigen Auffassung abweichende Zeitbestimmung für die Gustau-Kleinitzer Fundgruppe zunächst überraschen muß, wenn man bedenkt, daß wir auch in Schlesien bisher die sogenannten „frühslawischen" Bodenfunde mindestens um ein Jahrhundert

[19]) Mannus 28 (1936) S. 19 ff. (Petersen); vgl. ferner den in diesem Hefte enthaltenen Aufsatz von H. Zeiß, S. 34 ff.

[20]) Das zeigen vor allem die glücklichen Funde in Nimptsch; vgl. „Jomsburg", Völker und Staaten des Ostens, 1937, Heft 1, S. 11 ff. (Petersen); vgl. auch die Arbeit von W. Boege, S. 44 ff. dieses Heftes.

ſpäter anzuſetzen pflegten, als hier vorgeſchlagen wird. Es braucht auch nicht betont zu werden, daß hinſichtlich des Kleinitzer Fundſtoffs die Zeitſtellung nicht genügend ſchlüſſig nachgewieſen werden konnte, weil die bisherige Unterſuchung leider keine zeitbeſtimmenden Metallfunde geliefert hat; für Guſtau liegen in dieſer Beziehung die Verhältniſſe günſtiger, aber auch dort könnte man allenfalls noch eine Anſetzung in das beginnende 8. Jahrhundert erwägen, ſo lange nicht formenkundlich beſonders empfindliche Fundſtücke zutage kommen. Mit dem 8. Jahrhundert läßt aber auch Knorr[21]) den älteſten keramiſchen Stil frühgeſchichtlich-ſlawiſcher Art beginnen, nachdem er die alte Einteilung von A. Götze einer ins einzelne gehenden Nachprüfung unterzogen hat. Und nicht wenige Züge der Guſtau-Kleinitzer Fundgruppe deuten darauf, daß hier eine zeitlich noch vor Götzes Stil I liegende Irdenware vorliegt. Immerhin aber bleibt auffällig, daß die offenſichtlich enge Beziehung der Guſtau-Kleinitzer Fundgruppe zur wandaliſch-oſtgermaniſchen Töpferei der Völkerwanderungszeit bisher anderswo nicht ſichtbar geworden iſt, es ſei denn, daß wir die von A. Beſtehorn[22]) vermuteten ähnlich engen Zuſammenhänge zwiſchen dem Tongeſchirr des Burgwalls von Phöben in Brandenburg und älteren ſwebiſch-altgermaniſchen Tongefäßen als richtig vorausſetzen dürfen. Ein Urteil über dieſe Frage ſteht mir nicht zu, da ich den Fundſtoff nicht vom Augenſchein kenne; allerdings hat man den Eindruck, als erbringe das Kleinitzer Tongeſchirr eine Beſtätigung für Beſtehorns Anſicht. Muß man nicht bei Betrachtung der rundlich-weitmündigen Töpfe aus Kleinitz: Abb. 25 u. 31, unwillkürlich an ſpäte Nachfolger einer ſwebiſchen Schalenurne denken? Auf alle Fälle dürfte unſere oben geäußerte Vermutung, daß die Kleinitz-Guſtauer Fundgruppe mit Rückſicht auf ihre Beziehungen zu den oſtgermaniſchen Volksreſten der Völkerwanderungszeit und zum Kreiſe der fränkiſch-alamanniſchen Reihengräber auch ſchon ins 7. Jahrhundert gehören kann, recht wahrſcheinlich ſein.

Sollte aber dieſe Auffaſſung ſich beſtätigen und eine dringend wünſchenswerte, eingehende Bearbeitung der frühgeſchichtlich-ſlawiſchen Kultur Schleſiens das Verbreitungsgebiet der Guſtau-Kleinitzer Fundgruppe über größere Gebiete Schleſiens erweitern, ſo wäre das von grundlegender Bedeutung für die frühgeſchichtlich-ſlawiſche Zeit überhaupt. Schon Langenheim deutete in Altſchleſien VI 309 wie auch in dieſem Heft kurz an, daß das bisher meiſt in Böhmen angeſetzte Reich des fränkiſchen (!) Kaufmanns Samo ſich womöglich auch über Teile von Schleſien erſtreckt hat und ſich daraus dann die Beziehungen zum fränkiſch-alamanniſchen Kulturgebiet verſtünden; wenn man dabei nicht an Samo ſelbſt denken mag, ſo käme auch ein anderer Führer einer, für jene Zeit bezeugten fränkiſchen Handelsgeſellſchaften in Betracht. Ebenſo bedeutſam aber iſt das doch wohl an den Kleinitzer Gefäßformen bereits deutlich gewordene Nachleben oſt-

[21]) Knorr, Die ſlaviſche Keramik zwiſchen Elbe u. Oder (zuſammenfaſſender Überblick).
[22]) Deutſche Urgeſchichte der Inſel Potsdam S. 138 Abb. 23—24.

germanischer Irdenware bis in das 7. oder etwa auch 8. Jahrhundert hinein. Damit wird nicht nur die in der Vorgeschichtsforschung des Ostens bisher unerklärte Lücke zwischen dem Erlöschen der ostgermanischen und dem Auftauchen der frühgeschichtlich-slawischen Kultur ausgefüllt, sondern vor allem das Aufkommen des Slawentums in ein ganz neues Licht gerückt. So wie im Donauraum nach einer viel geäußerten Ansicht die Slawen offenbar unter stärkstem politischem und kulturellem Einfluß, ja lange Zeit unter der Oberhoheit der Awaren gestanden haben, scheinen sie nördlich der Karpathen in einer ganz ähnlichen Abhängigkeit von Germanen gelebt zu haben[23]), wenn uns für die Erkenntnis dieses Zustandes allerdings auch kaum schriftliche Quellen zur Verfügung stehen. Hoffen wir, daß künftige Funde eine Aufrollung des angedeuteten Fragenkreises auf breiterer Grundlage ermöglichen!

Abb. 34. Verzierter Krausenteil aus der spätgermanischen Siedlung am Siling. 1/4
Nach: Altschlesische Blätter 1937, S. 38

[23]) Es bedarf keiner Begründung, daß die hier angedeuteten Gedankengänge vollkommen von der durch Kostrzewski und andere polnische Forscher vertretenen Anschauung verschieden sind. Anzuerkennen bleibt, daß Kostrzewski damit auf dem richtigen Wege war, wenn er ostgermanische und frühgeschichtlich-slawische Tongefäße miteinander verglichen hat; allerdings hat er so schlagende Übereinstimmungen, wie sie jetzt aus Schlesien bekannt geworden sind, nicht vorweisen können. Der Versuch, aus den Ähnlichkeiten in der Irdenware eine slawische „Unterschicht" während der germanischen Zeit wiederzuerkennen, wird aber endgültig durch die neuen Funde von Kleinitz zunichte. Denn gerade Gefäße mit Standfuß und Ableitungen der rohen wandalischen Töpfe, zu denen die oberschlesischen Runentöpfe gehören, sind so unbestreitbar germanisch, daß der starke Einfluß des Germanentums auf das Slawentum dadurch erneut offenbar wird.

Ein wichtiger frühslawiſcher Siedlungsfund vom „Schmiedeberg“ bei Guſtau Kr. Glogau

Von Kurt Langenheim

Mit Tafel 10—11

Guſtau iſt für die Frühgeſchichte Schleſiens ein wichtiger Fundplatz, ſtammt doch von hier einer der bekannten Hackſilberfunde[1]). Dieſem Fund kommt beſondere Bedeutung zu, da das Gefäß, in dem das Silber vergraben war, wieder zuſammengeſetzt werden konnte. Es iſt das älteſte ſlawiſche Gefäß Schleſiens, dem durch die Begleitfunde eine genauere Zeitſtellung gegeben werden kann. Es gehört der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts an[2]).

Der Fund, der im folgenden vorgelegt werden ſoll, iſt nun, wie ich glauben möchte, noch bedeutungsvoller. Es werden durch ihn die Fragen nach der ſlawiſchen Landnahme, ſowie nach der Entſtehung der frühſlawiſchen Tonware überhaupt und die Frage der zeitlichen Anſetzung dieſer Begebenheiten in ein neues Licht geſtellt.

Die Geſchichte der Auffindung dieſes ſo wichtigen Fundes und ſeine weiteren Schickſale, bis er vor kurzem in ſeiner Geſamtheit nach Breslau kam, ſowie die verſtändnisvolle Zuſammenarbeit von Bauer und Grundſtückbeſitzer, Heimatforſcher, Heimatmuſeum und amtlicher Bodendenkmalpflege rechtfertigen neben der Bedeutung des Fundes für die Geſchichte der frühſlawiſchen Zeit ein näheres Eingehen auf die Fundgeſchichte.

In den Ortsakten des Landesamtes findet ſich ein Auszug aus den Schleſiſchen Heimatblättern IV (1910—11) S. 307 ff. Der Aufſatz eines ungenannten Verfaſſers berichtet über die Abtragung eines Burgwalles in Guſtau. Beim Beackern der Fläche ſeien dann mehrere Gefäße, Lanzenſpitzen, eiſerne Teller uſw. gefunden worden. Nachforſchungen bei der Gutsherrſchaft klärten den Verbleib des Fundes nicht. Er galt deshalb als verſchollen. Da meldete Ende April 1934 unſer Pfleger in Glogau, Oberrealſchullehrer Krauſe, daß dem Heimatmuſeum aus Guſtau eine eiſerne Lanzenſpitze und eine ſlawiſche „Urne“ geſchenkt ſeien. Der Schenker dieſer Funde war Bauer A. Standke. Als Fundſtelle wurde der „Schmiedeberg“ genannt. Dieſer Name, der bereits in dem eben erwähnten Bericht genannt wird, lenkte die Aufmerkſamkeit erneut auf den alten Bericht über den verſchollenen Fund. Eine Nachfrage bei Herrn Krauſe ergab zunächſt, daß Bauer Standke noch eine weitere Lanzenſpitze im Beſitz hatte. Ein Beſuch im Auguſt 1936 in Guſtau bei Herrn Standke klärte dann die Angelegenheit. Die in dem Vortragsbericht aufgezählten Funde ſtammten von ſeinem Acker und waren von ihm und ſeinem Bruder, dem Rektor

[1]) Altſchleſien II (1929) S. 133 ff. (H. Seger).

[2]) a. a. O. S. 152.

Standke in Forst, gefunden worden. Die Fundstelle ist ein nunmehr völlig verschwundener kleiner Burgwall, der bereits um 1861 oder 1862 von dem Vorgänger des Vaters des jetzigen Besitzers abgetragen wurde. Nach und nach sind dann beim Beackern des Landstückes die Gefäße und Eisensachen gefunden worden. Zum Teil lagen sie eng beieinander; die eisernen Schalen haben dem Bericht nach als Deckel gedient oder lagen in einem Gefäß. Das ebenfalls zutage gekommene Getreide wurde nur zum Teil in den Gefäßen, zumeist jedoch lose daneben gefunden. Es handelt sich um Roggen. Außerdem fanden sich zwei große Mahlsteine, von denen einer als Pflasterstein endete, während der andere sich noch in Glogau befindet. Drei heile Gefäße, zwei Lanzenspitzen, die zwei Eisenteller, den Kesselhaken u. a. nahm dann Rektor Standke später mit nach Forst (Lausitz) und schenkte die Funde dem dortigen Heimatmuseum. Die Glogauer Lanzenspitze, sowie die noch in Gustau befindliche, gehörten mit einer dritten, die nun in Forst war, zu einem geschlossenen Fund, der kurz nach dem Kriege beim Pflügen auf der alten Fundstelle gemacht wurde. Alle drei Lanzenspitzen lagen etwa 0,30 m tief dicht aneinander gepackt.

Es galt nun, den ganzen Fund wieder zusammenzubringen. Durch das freundliche und verständnisvolle Entgegenkommen des Forster Heimatmuseums und seines Leiters Rektor i. R. Standke gelang es, den Fund aus Forst nach Breslau zurückzuerhalten. Das Museum Glogau übermittelte ebenfalls seine Stücke vom Schmiedeberg dem Breslauer Landesamt. Auch Herr Standke, Gustau, überließ dem Landesamt die noch in seinem Besitz befindliche Lanzenspitze und weitere Scherben und Bruchstücke von Gefäßen, die zum Teil noch zusammengesetzt werden konnten. Im Herbst vorigen Jahres nun ackerte der Sohn des jetzigen Besitzers, angeregt durch die Nachforschungen auf dem Schmiedeberg, etwas tiefer als gewöhnlich und stieß erneut auf Funde. Es wurden geborgen Reste von mehreren Gefäßen und einige kleine Eisenschälchen.

Die Fundstelle ist heute ein kleines Ackerstück, das ringsum von bewaldeten Steilhängen begrenzt, eine kleine Bergkuppe ganz ausfüllt. Die beackerte Fläche, auf der der abgetragene Burgwall gelegen hat, hat Seitenlängen von etwa 60—80 m. Eine Spur des Walles ist heute nicht mehr zu erkennen. Nur bei frisch gepflügtem Acker zeigt sich auf den Abhängen der Kuppe ein halbkreisförmiger dunkler Streifen, während die Kuppe selbst hellgelben, sandig-lehmigen Boden aufweist. Eine Aufnahme des Berges nach Höhenlinien würde den Verlauf des Walles nicht mehr erfassen können. Nur eine Untersuchung mit dem Spaten könnte vielleicht noch die Ausdehnung des Burgwalles und seinen Grundriß klären. Die Funde sind nach Mitteilung von Bauer Standke nicht auf der Kuppe, sondern am Ost- und Südhang zutage getreten.

Der „Schmiedeberg" — so genannt, weil man dort, wohl bei Abtragung des Walles, viel Holzkohle fand — liegt westlich vom Dorf und nur 250 m nordnordwestlich von einem anderen Burgberg, der bereits seit Jahrzehnten

bekannt[3]) ist. In der Nähe dieses Burgberges — als solcher ist er auch auf der Generalstabskarte 1 : 100 000 und auf dem Meßtischblatt 1 : 25 000 verzeichnet — fand sich 1895 am Rande des sogenannten „Altar Grundes" in einer Kiesgrube der eingangs erwähnte Hacksilberfund. Das enge Zusammenliegen dieser drei Fundstellen kann nicht zufällig sein. Hier müssen bisher noch ungeklärte Beziehungen zwischen den einzelnen Orten vorliegen. Hinzu kommt, daß etwa 600 m Luftlinie nordnordwestlich vom „Schmiedeberg" auf dem Dalkauer Berge wiederum ein kleiner slawischer Burgwall liegt, der in eine spätbronzezeitliche illyrische Burg eingebaut ist. Von all diesen slawischen Fundstellen ist nun der „Schmiedeberg" nach Ausweis der Funde weitaus die älteste.

Der Fund vom Schmiedeberg besteht heute aus acht ganzen, zum Teil heilen Gefäßen und mehreren großen Bruchstücken von solchen; außerdem fanden sich zum Teil in und bei den Töpfen vier eiserne Lanzenspitzen, ein Kesselhaken mit zwei Ringen, zwei größere und 5—7 kleine Eisenschalen, verkohltes Getreide, reichlich Holzkohle und zwei durchbohrte Mahlsteine.

1. Terrinenförmiges Gefäß, H. 15,0, Mündung 18,0, Boden 11,4 cm. Unterteil handgemacht, Rand und Hals abgedreht. Die nach außen strebende breite Randlippe trägt umlaufende Furche. Wandungsstärke 0,8 cm. Hals ist leicht kegelförmig, deutlich abgesetzt und mit leichtem Wulst versehen. Auf der Schulter über der größten Weite eine eingeritzte Verzierung: gleichlaufendes unregelmäßig wellenförmiges fünffaches Band aus Furchen wie Zusammenfassungsklammern. Nach unten hängen daran in unregelmäßigen Abständen senkrechte kurze Eindrücke, einzeln oder in Gruppen. Schwarzbraun fleckig, hartgebrannt, glatte Oberfläche, aus Scherben zusammengesetzt (Abb. 1,5).

2. Schalenförmiges Gefäß, H. 13,5, Mündung 19,5, Boden 8,2 cm. Handgemacht, Rand und Hals abgedreht. Rand nach außen biegend, senkrecht abgestrichen mit leichtem unteren Wulst. Gefäß unverziert. Boden mit leichter runder, nicht im Mittelpunkt stehender Eindellung. Schwarzbraun fleckig, hartgebrannt, glatte feinkörnige Oberfläche. Ton fein gemischt mit wenig groben Bestandteilen, Bruch durchgehend schwarz. (Abb. 1,4).

3. Kleines doppelkegelförmiges Gefäß mit senkrechtem Rand, H. 7,9, Mündung 10,5, Boden 8,4 cm. Vom Rand ist nur ein kleines Stück, das Oberteil nur teilweise erhalten. Auf Hals und Schulter zwei bis vier unregelmäßige engzeilige Wellenlinien, gezogen mit breitem, nicht glattem Spachtel. Handgemacht, Rand und Schulter abgedreht. Bodenfläche mit tiefer, nicht in der Mitte sitzender, runder Bodendelle, von leichtem Wulst umgeben. Daneben zwei Eindrücke und gerade Wülste, wohl von den Nagelköpfen und Brettern der Töpferscheibe. Hartgebrannt, glatte, leicht körnige Oberfläche, gelbbraun mit schwarzem Fleck. Ton ohne grobe Bestandteile, Bruch schwarz (Abb. 1,1).

4. Hohes becherförmiges Gefäß, H. 15,8, Mündung 11,3 cm. Randlippe leicht nach außen biegend und schräg abgestrichen. Handgemacht, Hals und Rand abgedreht. Auf dem Hals leichte Wülste und deutliche Drehspuren. Auf der Schulter unregelmäßige Wellenlinie mit sechsfachem Kamm eingefurcht. Rötlich braun mit schwarzen Flecken, Boden mit leichtem Randwulst, sonst glatt (Abb. 1,2).

5. Hohes becherförmiges Gefäß, H. 17,8, Mündung 15,0, Boden 8,9 cm. Handgemacht, Rand und Hals abgedreht, Rand schräg nach außen biegend und gerade abgestrichen. Hals deutlich von Schulter und Randlippe abgesetzt, mit erkennbaren Dreh-

[3]) Altschlesien III (1931) S. 43.

ſpuren. Auf der Schulter unregelmäßige Wellenlinie mit dreifachem Kamm eingefurcht. Rötlich braun, nicht hart gebrannt. Ton mit groben Beſtandteilen, körnige, nicht glatte Oberfläche. Bruch graubraun. Wandſtärke ungleich zwiſchen 0,3 und 0,8 cm ſchwankend, Boden flach, ohne Zeichen (Abb. 1,5).

6. Bodenteil eines Gefäßes, Bodendurchmeſſer 9,2 cm. Boden mit rundem Eindruck, der mit leichtem Wulſt umgeben iſt. Rotbraun, glatte Oberfläche, mäßig hart gebrannt, Ton ohne grobe Beſtandteile, Bruch durchgehend ſchwärzlich. Wandungsſtärke 0,8 cm.

Abb. 1. Guſtau, Schmiedeberg. 1/5

7. Bodenteil eines Gefäßes, Bodendurchmeſſer 11,0, Wandungsſtärke 1,0 cm. Der Boden iſt unregelmäßig flach und weiſt in der Mitte einen länglichen Eindruck von 1,4 × 0,4 cm Größe auf. Am Bodenrand iſt ein weiterer Eindruck von rundlicher Form zu bemerken. Ton mit groben Beſtandteilen, Oberfläche rauh und grobkörnig. Brand hart.

8. Randſcherbe eines Gefäßes mit nach außen gebogener rundlich endender Randlippe, handgemacht, nicht abgedreht. Unter dem Hals ein Gittermuſter aus dreifachen dünnen Furchen (Abb. 1,8).

9. Mehrere Scherben, davon zwei Randſtücke mit oberer Abdrehung, Halsſtück von einem Gefäß wie Nr. 5 und mehrere Mittelſcherben, bis auf eine unverziert. Dieſe trägt ein tannenzweigförmiges, wohl waagerechtes Muſter aus kurzen ſcharfen Einſtichen. Die Scherbe iſt hart gebrannt und von leicht körniger Oberfläche (Abb. 1,6, 7, 9).

10. Schwach doppelkegelförmiges Gefäß mit ausladender glattgeſtrichener Randlippe. H. 13,4, Mündung 14,5, Boden 7,5 cm. Handgemacht, Rand und Hals abgedreht, mit deutlichen Drehſpuren. Graubraun, unverziert. Unterteil mit deutlichen Glätteſpuren einer ſenkrechten Abſtreichung. Bodenfläche nicht völlig erhalten, anſcheinend mit leichter Mitteldelle. Oberfläche glatt bis leicht körnig, nicht ſehr hart gebrannt (Abb. 2,4). Im Gefäß lagen drei kleine Eiſenſchälchen, die Roſtſpuren hinterließen.

11. Bruchſtück eines weitmündigen Topfes, H. 13,3 cm. Rand und Hals ſind abgedreht, ſonſt Handarbeit. Auf dem Hals deutliche Drehfurchen und ein leichter

Wulst; die ausladende Randlippe ist senkrecht abgestrichen und zeigt im Innern eine dreifache Fasung. Die Schulter, als leichter Wulst gebildet, ist mit drei Reihen schräger Einstiche eines fünfzahnigen Kammes in wechselnder Richtung verziert. Der Boden zeigt leichten Randwulst und ist sonst glatt. Gelblich bis graubraun. Feinkörnige Oberfläche (Abb. 2,1).

12. Mehrere große Bruchstücke eines weitmündigen Topfes. Hals und Rand abgedreht, sonst handgemacht. Auf dem Hals Drehfurchen und leichte Wülste als Verzierung. Auf der größten Weite ein umlaufendes Band aus senkrechten flüchtigen Eindrücken, darunter flache unregelmäßige Furche mit unscharfem Spachtel gezogen. Das zugehörige Bodenstück zeigt ein rundes erhabenes, innen wieder eingesenktes Zeichen außerhalb der Mitte. Bodenfläche selbst leicht hoch gewölbt. Grobkörniger Ton, rauhe Oberfläche, nicht hart gebrannt. Bruch rötlich braun (Abb. 2,3).

13. Bruchstücke eines großen weitmündigen Gefäßes, oberer Dm. etwa 30 cm. Handgemacht, nur Rand abgedreht. Auf der größten Weite zwei dreifache, unregelmäßige Wellenlinien mit breitzinkigem Gerät flach eingeritzt. Darunter auf dem Bauch waagerechte Abstreich — nicht Dreh! — spuren. Am Rande schwärzlich, der Bauch rötlich braun (Abb. 2,5).

14. Hohes eimerförmiges Gefäß mit leicht ausladendem und schräg abgestrichenem Rand. H. 24,0, Mündung 19,5, Boden 10,4 cm. Handgemacht, der Rand zeigt Abstreich-, nicht Abdrehungsspuren. Auf der Schulter und der größten Weite drei umlaufende lockere Reihen von senkrechten Einstichen eines fünfzahnigen Kammes. Oberteil schwärzlich, Unterteil rötlich braun. Grobkörniger Ton und rauhe Oberfläche. Rauhe Standfläche, in ihr, fast in der Mitte, eine kleine ganz glatte runde Delle mit leichtem Randwulst (Taf. XI 5).

15. Bruchstücke eines hohen eimerförmigen Gefäßes (ergänzt), H. 27,8, Mündung 18,5, Boden 12,2 cm. Der niedrige Hals und der wenig ausladende Rand sind abgedreht, sonst handgemacht. Auf der Schulter zwei Reihen schräger umlaufender Einstiche eines fünfzahnigen Kammes. Oberteil schwärzlich, Unterteil rötlich braun, rauhe Oberfläche, Ton mit groben Bestandteilen. Bodenfläche ist rauh und zeigt, nicht in der Mitte, eine kleine glatte runde Marke (Taf. XI 6).

16. Mehrere Randscherben, alle mit Abdrehungsspuren. Davon trägt die größte unter dem Hals mit leichtem Wulst auf der Schulter eine unregelmäßige Wellenlinie mit siebenfachem Kamm hergestellt. Diese Scherbe ist 12,0 × 7,0 cm groß (Abb. 2,2).

17. Mehrere Mittelscherben, unverziert und ein Bodenstück mit rauher Standfläche. Diese zeigt nicht in der Mitte eine kleine runde glatte Marke mit leichtem Randwulst. Bodendm. 10,5 cm.

18. Eiserne Lanzenspitze, L. 21,5, davon Blatt 14,3, größte Blattbreite 2,9, Tüllenmündung 2,3 cm. Die Schärfe des Blattes geht nur bis zur größten Breite; von hier geht der Blattrand in spitzdreieckiger Form sich verdickend in den Tüllenhals über. Der Ansatz des Tüllenhalses ist deutlich durch einen Absatz auf der Blattschneidenseite gekennzeichnet. Der Blattquerschnitt ist doppel-dachförmig. Die Tülle ist achtfach gefast. Die Tüllenansätze unter der Blattschneide sind verschieden hoch und etwas gegeneinander versetzt. Die Enden des Befestigungsnagels für den Schaft sind als runde Knöpfe ausgebildet (Abb. 3,2).

19. Eiserne Lanzenspitze, L. 32,4, davon Blatt 25,2, größte Blattbreite 3,5, Tüllenmündung 2,4 cm. Das Blatt ist lanzett- bis weidenblattförmig und im Durchschnitt schwach doppel-dachförmig. Etwa 3 cm oberhalb des Überganges der Blattschärfe in die Tülle verdickt sich der Blattrand spitz-dreieckig. Auf dem Tüllenhals befinden sich kleine kurze Querwülste. Die Tülle ist sechsfach gefast, die Löcher des Schäftungsnagels sind ausgebrochen (Abb. 3,1).

20. Eiserne Lanzenspitze, leicht verbogen, L. 31,5, davon Blatt 23,5, größte Blattbreite 3,7, Tüllenmündung 2,1 cm. Von der größten Blattbreite geht die Schneide in spitz-dreieckiger Form in die Tülle über. Blatt und Tülle sind durch einen deutlich abgesetzten Tüllenhals getrennt. Die Tülle ist achtfach schwach gefast (Abb. 3,3).

Abb. 2. Gustau, Schmiedeberg. 1/5

21. Eiserne Lanzenspitze, durch Rost stark beschädigt. L. 21,9, davon Blatt 13,7, größte Blattbreite 3,0, Tüllenmündung 2,0 cm. Die Schneiden des Blattes gehen in spitz-dreieckiger Form in den Tüllenhals über. Die Tülle ist anscheinend achtfach schwach gefast. Sie ist auf einer Seite geöffnet, doch ist es unsicher, ob sie als Schlitztülle anzusprechen ist (Abb. 3,1).

22. Eiserner Kesselhaken, L. 15,3, Br. 8,3 cm. Der senkrechte Arm ist in der oberen Hälfte gedreht und endet in einer Öse, die oben ausgebrochen ist. In der Öse ist ein Ring von 4,3 cm festgerostet, in ihm hängt ein weiterer Ring von 5,0 cm Dm. Der waagerechte Arm ist flach ausgeschmiedet und endet in einer rechtwinkligen Aufbiegung, deren Spitze wiederum nach innen eingebogen ist (Abb. 3,5).

23. Eiserne Schale, ohne Standfläche, Randdurchmesser 13,9, H. 2,0, Dicke der Wandung 0,1—0,2 cm. Der Rand ist zum Teil schartig und an einer Stelle eingerissen. Im Innern der Schale sind Abdrücke von Getreidekörnern zu erkennen (Abb. 3,6).

24. Eiserne Schale, ohne Standfläche, Randdurchmesser 14,3, H. 2,5—2,8, Wandungsstärke 0,1 cm. Rand schartig und eingerissen. Im Innern ist die alte Oberfläche zum Teil abgerostet, an einer noch erhaltenen Stelle zeigt sie deutliche Abdrücke von Getreidekörnern (Abb. 3,10).

25. Bruchstück einer eisernen Schale, 7,2 × 6,2 cm groß. Die Ober- und Unterseite ist mit engmaschigen kleinen runden Eindrücken bedeckt (von Hirsekörnern oder Mohn?) (Abb. 3,8 u. Taf. XI 2).

26. Bruchstücke von zwei kleinen Schälchen, Dm. 5,7, H. etwa 1,0 cm. Die Ober- und Unterseiten sind mit dichten kleinen runden Eindrücken versehen (Abb. 3,6—7 u. Taf. XI 1 u. 3).

27. Zwei zusammengerostete kleine eiserne Schälchen, Dm. 6,0, H. 1,7 cm, mit starken Rostblasen (Taf. XI 4a, b).

28. Kleine eiserne Schälchen, Dm. 5,7, H. 0,8 cm, mit starken Rostblasen. Diese drei Schälchen lagen in dem schlichten Gefäß (Abb. 2,4).

29. Kleines eisernes Schälchen, Dm. 5,5, H. 1,1 cm mit starken Rostblasen.

Den Hauptteil des Fundes machen die Gefäße und Scherben aus. Unterziehen wir also zunächst die Keramik einer genaueren Betrachtung.

Bei flüchtigem Hinschauen wird man die Töpfe vielleicht für slawisch halten. Wellenlinien und Bodenzeichen könnten dafür sprechen. Auch die fast durchgehend festzustellende Abdrehung von Hals und Rand stehen dieser Deutung nicht entgegen. Es könnte sich um Formen handeln, die in Götzes zweiten Stil gehören[4]). Dazu würde auch gut passen, daß nirgends die in der spätslawischen Keramik herrschenden scharf eingetieften Gurtfurchen auftreten. Für eine Zuweisung der Keramik an die Slawen darf vielleicht auch noch auf die mehrfach auftretenden kleinen negativen Bodenzeichen hingewiesen werden. Sehen wir uns die verschiedenen Gefäße und Scherben in ihrer Machart, Formgebung und Verzierung jedoch eingehender an, so fallen recht viele Eigenarten auf, die eine einfache Zuweisung der Keramik an die Slawen nicht erlauben.

Beginnen wir bei der Verzierung, so muß zunächst festgestellt werden, daß das Vorkommen von Wellenlinien durchaus kein Anlaß ist, die Gefäße als slawisch anzusehen[5]). Die in Gustau vorkommenden Wellenlinien unterscheiden sich außerdem durchaus von den Wellenlinien auf echten Slawentöpfen. Die Gustauer Verzierungen haben ihre nächsten Vergleichsstücke innerhalb der spätgermanischen Krausengruppe der Völkerwanderungszeit[6]). Besonders das große weitmündige Gefäß: Abb. 2,5, ist hier zu nennen. Völlig unslawisch wirkt auch die wellenlinienartige Verzierung des Topfes: Abb. 1,5. Auch die Einstiche mit Kämmen wie auf den Gefäßen Taf. XI 5 und 6 sind durch mehrfaches Auftreten auf

---

[4]) Die Stileinteilung für die slawische Keramik konnte A. Götze auf der Schwedenschanze bei Riewendt Kr. Westhavelland erarbeiten. Vgl. seinen Bericht in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde XII (1901) S. 17ff.

[5]) Vgl. hierzu die Arbeiten von B. v. Richthofen, Zur Verbreitung und Volkszugehörigkeit der frühgeschichtlichen Tongefäße mit Bodenzeichen und Wellenlinien, Mannus XXV (1933) S. 115ff.

[6]) Vgl. hierzu die Arbeit von W. Boege im gleichen Heft, S. 44ff.

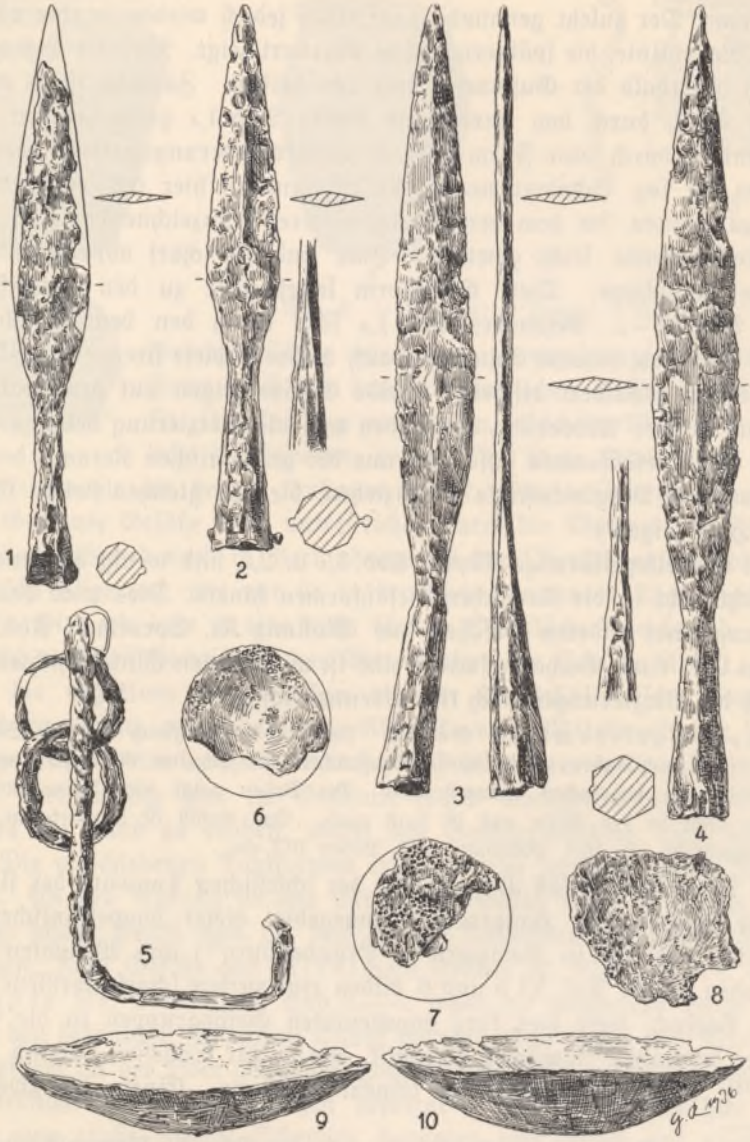


Abb. 3. Gustau, Schmiedeberg. 1/3

Gefäßen der Krausengruppe als spätgermanisch belegt[7]). Gehen wir zur Betrachtung der Gefäßformen über, so fällt es schwer, hier etwa bezeichnend slawische Formen auszuscheiden. Allein die hohen eimerförmigen Gefäße Taf. XI 5 und 6, sowie das kleine doppelkegelförmige Gefäß Abb. 1,1 könnten vielleicht

[7]) W. Boege a. a. O. Abb. 1,1.

ſlawiſch ſein. Der zuletzt genannte Topf trägt jedoch wiederum eine völlig unſlawiſche Wellenlinie, die ſpätgermaniſche Eigenart zeigt. Mehrere Hauptformen laſſen ſich innerhalb der Guſtauer Töpfe ausſcheiden. Zunächſt iſt es ein weitmündiger Topf, durch das unverzierte Gefäß Abb. 1,4 gekennzeichnet. Dieſes Gefäß erinnert durch ſeine Form ſtark an völkerwanderungszeitliche germaniſche Urnen, an die ſog. Schalenurnen[8]). Anſchließend iſt hier das verzierte Gefäß Abb. 1,1 zu nennen, bei dem bereits ein weiterer kennzeichnender Zug auffällt: der ſenkrechtſtehende leicht gewulſtete Hals und die ſcharf abſtehende und abgeſtrichene Randlippe. Dieſe Gefäßform leitet über zu den becherförmigen Töpfen: Abb. 1,2–3. Beſonders Abb. 1,3 fällt durch den deutlich abgeſetzten Hals und durch die betonte Randlippe auf, während dieſe ſtrenge Profillinie bei Abb. 1,2 etwas gemildert erſcheint. Beide Gefäße zeigen auf dem Hals leichte Wülſte, die bei der Abdrehung entſtanden und als Verzierung belaſſen wurden. Auch für dieſe Gefäßformen laſſen ſich aus der germaniſchen Keramik des 6. und 7. Jahrhunderts Vergleichsſtücke heranziehen, die den gleichen ſteilen ſcharf abgeſetzten Hals zeigen[9]).

Zwei doppelkegelförmige Töpfe: Abb. 1,1 u. 2,4, ſind wenig ausgeprägt und paſſen nicht recht in die ſlawiſchen Gefäßformen hinein. Dies wird deutlich bei Betrachtung eines anderen Gefäßes aus Mallmitz Kr. Sprottau: Abb. 4,1. Es wurde am Ufer eines Baches gefunden und iſt mit dünnen Sinterſchichten bedeckt, die jedoch die Verzierungen noch klar erkennen laſſen.

Doppelkegelförmiges Gefäß. Der Rand ſetzt gleich auf der Schulter an und biegt leicht nach außen, er iſt ſchräg abgeſtrichen, die Schulter iſt verziert mit ſteilem Winkelmuſter aus ſechsfachen Kammſtrichen. Der Boden zeigt eine kleine runde glatte Eindellung, nicht in der Mitte und iſt ſonſt rauh. Das Gefäß iſt handgeformt, nur der Rand iſt abgedreht. H. 16,0, Mündung 15,5, Boden 10,7 cm.

Das Mallmitzer Gefäß iſt innerhalb der ſchleſiſchen Tonware der ſlawiſchen Zeit nicht häufig. Das Hauptverbreitungsgebiet dieſer doppelkoniſchen Töpfe liegt weiter nördlich in Pommern[10]), Brandenburg[11]) und Weſtpolen[12]). Die beiden hohen Eimer Taf. XI 5 und 6 bilden eine weitere ſcharf umriſſene Gruppe.

Ein Verſuch, dieſe hier kurz angedeuteten Gefäßgruppen in die Formenreihen der bekannten ſlawiſchen Keramik, wie ſie für Schleſien kürzlich H. Kurtz aufſtellte[13]), einzureihen, führt zu keinem Ergebnis. Einzig die zwei eimer-

[8]) Vgl. etwa W. Matthes, Die Germanen in der Prignitz, Mannusbücherei Bd. 49, Taf. 61, Abb. 349 aus Kuhbier, Grab 166.

[9]) Vgl. J. Banner, Der gepidiſche und ſlawiſche Friedhof von Hódmezövásárhely-Gorzſa, Mitt. d. Anthrop. Geſ. Wien, Bd. 63, 1933, S. 376 ff. und Taf. IV, 3 u. 5.

[10]) O. Kunkel, Pommerſche Urgeſchichte in Bildern, Taf. 104, 2 u. 3 und Wł. Łęga, Kultura Pomorza, Taf. I und II.

[11]) H. Knorr im Deutſchen Kulturwart III (1936) Märzheft, Taf. 6,1, Gefäß von Plattkow Kr. Lebus und A. Götze a. a. O. S. 21 Abb. 4–5.

[12]) J. Kostrzewſki, Wielkopolska w czasach przedhistorycznych, Abb. 788 und 790.

[13]) H. Kurtz, Slawiſche Bodenfunde in Schleſien, 1936, S. 1–17; Abb. 1.

Abb. 4. 1 Mallmitz; 2 Lunke; 3 Alteichen. 1/5

förmigen Töpfe wären hier unterzubringen und etwa ihrer Form nach mit dem frühslawischen Gefäß von Krzanowitz Kr. Oppeln[14]) zu vergleichen. Auch in Westpolen sind ähnliche Gefäßformen bekannt[15]). Diese Töpfe sind jedoch erheblich kleiner als die beiden Gustauer Eimer. Das unslawische Gepräge der meisten Gustauer Gefäße wird unterstrichen durch die Machart der Töpfe. Der zumeist harte Brand weist in Verbindung mit der Oberflächenbehandlung spätgermanische Züge auf, wie wir sie in der schon genannten Krausengruppe antreffen[16]). Hier wie dort ist eine leicht körnige Oberfläche bezeichnend.

Wohl rein frühslawisch ist das Gittermuster der Scherbe Abb. 1,8. Ebenso werden die negativen Bodenzeichen als für die frühslawische Tonware bezeichnend angesehen, wenn derartige Abdrücke vom Mittelpunkt der drehbaren Unterlage auch bereits in spätgermanischen Funden vereinzelt auftreten[17]).

So scheinen sich hier im Gustauer Fund Spätgermanisches und Frühslawisches die Hand zu reichen, wobei das Spätgermanische wohl überwiegen dürfte. Die verschiedenen Topfformen erlauben eine formenkundliche Reihe aufzustellen. An den Anfang sei das unverzierte Gefäß Abb. 1,4 gestellt, es folgt dann das schöne Gefäß Abb. 1,5, dem sich die becherförmigen Töpfe Abb. 1,2—3 anschließen. Zwei Gefäße aus Alteichen (früher Kl. Tschirne) Kr. Glogau und Lunke Kr. Militsch: Abb. 4,2—3, setzen die begonnene Reihe fort, die dann in den bekannten slawischen Eitopf mündet. Das Gefäß von Alteichen entstammt einem an der Oder gelegenen großen Burgwall, in dem sich vielleicht die mittelalterliche Kastellanei Beuthen verbirgt[18]). Es fanden sich hier bei Erdarbeiten eine große Anzahl Scherben, darunter auch Stücke mit quadratischen Gitterstempeln.

[14]) G. Raschke, Ergebnisse der Oberschlesischen Urgeschichtsforschung. Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 8 (1931) S. 64, Abb. 78. — Vgl. auch H. Kurtz, a. a. O. Taf. 1,3.

[15]) J. Kostrzewski a. a. O. Abb. 787.

[16]) Vgl. hierzu W. Boege a. a. O. und das dort angeführte Schrifttum.

[17]) W. Boege a. a. O. Abb. 5,7. Negative Bodenzeichen auf germanischen Gefäßböden fanden sich kürzlich in Olbersdorf Kr. Frankenstein, sowie in Pampitz Kr. Brieg.

[18]) M. Hellmich, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1923, Karte 8 und Text dazu. — Altschlesien III (1931) S. 43.

Eiförmiges Gefäß, Unterteil ergänzt, handgeformt, Rand und Hals abgedreht. Randlippe nach außen biegend und scharf abgestrichen. Auf der Schulter unregelmäßige enge Wellenlinie, mit vierzinkigem Kamm gezogen. Rotbraun hartgebrannt, glatte bis feinkörnige Oberfläche. H. (ergänzt) 17,0, Mündung 13,0 cm (Abb. 4,3).

Das zweite hier herangezogene Gefäß von Lunke entstammt einer sandigen Anhöhe und wurde beim Sandschachten gefunden. Eine amtliche Untersuchung stellte Siedlungsspuren fest.

Eiförmiges Gefäß, handgeformt, auch der Rand nicht abgedreht! Die Randlippe ist schräg nach außen abgestrichen. Auf dem Hals bis zur größten Weite ganz unregelmäßige enge Wellenlinien, deren Verlauf nicht verfolgt werden kann. Oberfläche rauh und körnig. Der Ton enthält grobe Bestandteile. H. 15,2, Mündung 11, Boden 7 cm (Abb. 4,2).

Als früher Vertreter dieser slawischen Eitöpfe ist hier der eingangs bereits erwähnte Gustauer Münztopf zu nennen. Er gehört der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts an. Besteht unsere formenkundliche Reihe zu Recht, so ergibt sich damit bereits ein Hinweis für das Alter der Gustauer Keramik: sie muß sicher vor dem 10. Jahrhundert liegen. Die Reihe beginnt mit einem unverzierten Gefäß: Abb. 1,4, das in seiner Form an germanische Urnen der frühen Völkerwanderungszeit erinnert. Um so mehr fällt es auf, daß dieser Topf eine Bodenmarke aufweist, eine Tatsache, die vielfach für einen Beweis frühslawischer Zeit gehalten wird. Der harte Brand und die leicht körnige Oberflächenbehandlung erlauben jedoch, das Gefäß deutlich von frühslawischer Ware zu unterscheiden. Als zweites Gefäß der Reihe wurde der weitmündige Topf: Abb. 1,5, genannt. Eine klare Entwicklung aus einer Form, wie sie Gefäß Abb. 1,4 zeigt, ist nicht zu belegen. Auch bei diesem Gefäß muß auf den harten Brand und die leicht körnige Oberfläche hingewiesen werden. Ein Bodenzeichen fehlt. Die ganz eigenartige Verzierung wirkt durchaus unslawisch. In allen Einzelheiten, wenn auch kaum in der Gesamterscheinung, erinnert der Topf an die spätgermanische Krausengruppe, wo gleiches beobachtet werden kann[19]). Die beiden becherförmigen Töpfe Abb. 1,2—3 schließen sich hier an, weniger in der Gefäßform, als durch die gleiche, hier etwas höhere Halsbildung. Die engen mehrzeiligen mit einem Kamm gezogenen Wellenlinien könnten slawisch sein, kommen jedoch in gleicher Ausbildung schon auf spätgermanischen Töpfen vor[20]). Während der Topf Abb. 1,3 noch die scharfe Absetzung des Halses zeigt, ist dieser bei Abb. 1,2 etwas verwaschener. Diese Entwicklung geht nun bei den Töpfen von Alteichen und Lunke weiter und leitet dann zum Gustauer Münztopf über, der somit als das Endglied dieser Entwicklungsreihe erscheint. Sie ist also klar an spätgermanisches Formen- und Verzierungsgut anzuknüpfen, das wir am besten in der Krausengruppe des 5. Jahrhunderts vor uns haben. Die Gustauer Gefäße wären demnach in die Zeitspanne zwischen dem 5. und dem 10. Jahrhundert einzuordnen.

---

[19]) Vgl. W. Boege a. a. O. Abb. 2,14; 5,2.

[20]) Vgl. W. Boege a. a. O. Abb. 1,1; 3,5; 4.

Durch die glücklichen Beifunde an Eisensachen ist es nun möglich, zu einer genaueren zeitlichen Ansetzung der Gustauer Keramik zu gelangen. Es sind die Lanzenspitzen, die uns hier weiterhelfen. Bereits bei Besprechung der wikingischen Funde in Schlesien konnte ich auf eine Form von Lanzenspitzen hinweisen, die vermutungsweise der Merowingerzeit, also dem 6. und 7. Jahrhundert, zugewiesen wurde[21]). Die Gustauer Lanzenspitzen, ganz besonders die recht gut erhaltenen drei Stücke, die zusammenliegend in Furchentiefe beim Pflügen ausgeackert wurden, zeigen eine Form, die sie ganz klar neben die westdeutschen Lanzenspitzen des 6. und 7. Jahrhunderts aus den fränkischen[22]), alamannischen[23]) und bajuwarischen[24]) Reihengräbern stellt. Dafür sprechen außer der schlanken Blattform besonders die allmählich sich verbreiternden Schneidenseiten, die in spitzdreieckiger Form in die Tülle übergehen. Gerade diese Einzelheit konnte ich an vielen westdeutschen Stücken der merowingischen Zeit beobachten. An der Lanzenspitze: Abb. 3,2, ist sodann auch die besondere Betonung der Befestigungsniete zu beachten, die wohl mit bekannten Formen dieser Zeit in Westdeutschland in Verbindung zu bringen ist[25]). Auch der Steg am Schneidenansatz auf dem Tüllenhals bei der Spitze: Abb. 3,4, ist bemerkenswert, ebenso die deutliche Halsbildung an der dritten Spitze. Die vierte Spitze ist nur schlecht erhalten, zeigt aber doch den gleichen Typ. Wenn auch Lanzenspitzen im allgemeinen nicht besonders formenkundlich empfindlich sind, so geben uns diese mehrfachen Beziehungen zu den Lanzenspitzen der Merowingerzeit doch genügend Handhaben, die Gustauer Lanzen ebenfalls dieser Zeit zuzuschreiben.

Abb. 5 Lanzenspitze von Christianstadt Kr. Sorau. 1/3

Auch für die einer anderen Formengruppe angehörende Lanzenspitze von Oberglogau Kr. Neustadt OS. wurde bereits auf die Merowingerzeit hingewiesen[26]). Außer der zu den Gustauer Formen gehörenden Spitze von Groß Grädit Kr. Glogau gehört noch ein weiteres Stück aus dem Christianstadter Forst Kr. Sorau (Mark Brandenburg) hierher (Abb. 5). Die Spitze wurde 1927 bei Arbeiten mit dem Untergrundpflug im Jagen 193 gefunden.

---

[21]) Altschlesien VI (1936) S. 290ff. und S. 302 mit Anm. 102a.

[22]) Aus den vielen Vergleichsstücken greife ich heraus eine Lanzenspitze von Nenning-Bübingen Kr. Saarbrücken. Trierer Zeitschr. III (1928) Jahresbericht S. 194, Abb. 23.

[23]) Es sei auf die Tafeln bei Veeck, Die Alamannen in Württemberg verwiesen.

[24]) Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld von Reichenhall, Taf. VIII 271 oder das gleiche Stück Taf. 28, aus Grab 271.

[25]) Altertümer unserer heidnischen Vorzeit I, Heft 1, Taf. VI, 28 aus Lupfen bei Oberflacht.

[26]) Altschlesien VI (1936) S. 273ff. Abb. 9 (Langenheim).

Lange schlanke Lanzenspitze, mit leicht verdicktem Blatt, im Querschnitt rechteckigem Tüllenansatz und Rest der Tülle, die abgebrochen ist und ursprünglich erheblich länger gewesen sein dürfte. L. 24,0, Blattbreite 2,7, Tüllendurchmesser 1,7 cm.

In allen Einzelheiten schließt sie sich den Gustauer Lanzenspitzen völlig an. Eine genaue Durchsicht der Museumsbestände wird sicher auch von anderen Stellen noch weitere Beispiele dieser Formen zutage fördern.

Recht eigenartig und in dieser Reichhaltigkeit noch nicht beobachtet ist das Vorkommen von Eisenschalen. Den zwei größeren stehen sieben kleinere gegenüber (Taf. XI 1-4). Gleichen die ersteren in der Größe etwa Untertassen, so sind die kleineren am besten mit starkgewölbten Uhrgläsern in Vergleich zu bringen. Aus Schlesien sind von mehreren Fundplätzen zahlreiche derartige Eisenschalen bekannt[27]). Die kleine Form ist jedoch noch nicht beobachtet worden. Einmal kommt eine der größeren Schalen in Verbindung mit einem Hacksilberfund vor und soll dem Münztopf als Deckel gedient haben[28]), sonst entstammen die schlesischen Funde Siedlungen. Zumeist sind sie in ganzen Sätzen zusammen gefunden worden. Während Grempler sie nach völkerkundlichen Vergleichen mit dem Brotbacken in Verbindung bringt[29]), erblickt Kurtz in ihnen ein Zahlungsmittel und möchte sie als eine Art von Roheisenbarren ansprechen[30]). Die Gustauer Eisenschalen geben nun dadurch, daß auf ihrer Oberfläche ganz deutliche Getreidekorn-Abdrücke erhalten sind, einen Fingerzeig für ihre Benutzung: es wird auf ihnen vielleicht Getreide geröstet sein. Diese Annahme schließt sich bis zu einem gewissen Grade der alten Gremplerschen Vermutung an. Ungeklärt bleiben hierbei jedoch zunächst die kleinen Schälchen. Aber auch auf ihnen sind mehrfach Abdrücke von kleinen Körnern, etwa von Hirse oder Mohn erhalten. Ob man gar an kleine Räucherschälchen denken darf, auf denen Mohn verbrannt wurde? Von Wichtigkeit ist, daß in dem ungefähr gleichzeitigen Burgwall von Kleinitz mehrere derartige Schälchen aus Ton gefunden wurden[31]).

Der Kesselhaken aus Gustau scheint das älteste Stück seiner Art aus Schlesien zu sein. Kurtz nennt solche aus den Burgsiedlungen vom Breiten Berg bei Striegau und von Oppeln[32]). Er setzt diese erst in das 13. Jahrhundert. Ihre Anwendung denkt er sich nur in Verbindung mit Metallkesseln. Es ist jedoch durchaus möglich, daß auch Tongefäße — an Schnüren hängend — mit Hilfe eines Kesselhakens über dem offenen Feuer verwendet wurden. Ein Kugeltopf

---

[27]) Vgl. Altschlesien II (1929) S. 143 (H. Seger) sowie die neuere Zusammenstellung von H. Kurtz a. a. O. S. 33f. Dieser Liste ist noch der Fundort Nimptsch hinzuzufügen, wo zwei eiserne Schalen gefunden sind. Die Stücke sind anscheinend verschollen.

[28]) Peisterwitz Kr. Ohlau. Altschlesien II (1929) S. 143 (H. Seger). Der Hacksilberfund ist nach 1003 anzusetzen.

[29]) Korrespondenzblatt der Anthropolog. Gesellschaft 1889, S. 153.

[30]) Kurtz, a. a. O. S. 33 bis 34.

[31]) Vgl. die Arbeit E. Petersens in diesem Heft S. 59ff., Abb. 5.

[32]) Kurtz, a. a. O. S. 40.

des 8. Jahrhunderts aus einem fränkiſchen Gräberfeld von Hohenfels zeigt unter dem Rand Durchbohrungen, durch die Schnüre gezogen worden ſind. Mit ihnen konnte der Kugeltopf aufgehängt werden[33]). Es wäre alſo denkbar, daß auch Töpfe in der Guſtauer Siedlung auf dieſe Art mit unſerem Keſſelhaken über einem offenen Feuer benutzt wurden.

Faſſen wir die Ergebniſſe der bisherigen Unterſuchungen kurz zuſammen, ſo ergibt ſich folgendes Bild: die Keramik erſcheint als ein Gemiſch von germaniſchem Erbgut mit mehr oder weniger ſtarken ſlawiſchen Zügen, d. h. Eigenarten, wie wir ſie in der frühſlawiſchen Tonware kennen. Die Guſtauer Gefäße gehören der Zeitſpanne zwiſchen dem 5. und dem 10. Jahrhundert an. Die Lanzenſpitzen können wir nach den ſtarken Übereinſtimmungen mit weſtdeutſchen Stücken des 6. und 7. Jahrhunderts genauer feſtlegen, während die übrigen Eiſenſachen bisher für ſpätere Formen angeſehen wurden und durch die Begleitfunde erſtmalig ſo früh angeſetzt werden.

Dieſe Verhältniſſe in Guſtau, wo wir ein germaniſch-ſlawiſches Gemiſch vor uns ſehen, aus dem ſich dann das eigentlich früh- bis mittelſlawiſche Formengut zu entwickeln ſcheint, werden durch die zahlreichen keramiſchen Funde von dem kleinen Burgwall bei Kleinitz Kr. Grünberg, die E. Peterſen in dieſem Heft S. 59 ff. vorlegt, beſtens beleuchtet und beſtätigt. Dort wie hier ſind zahlreiche Übereinſtimmungen in Form und Verzierung mit germaniſcher Tonware zu beobachten[34]), und an beiden Stellen erſcheinen weſtdeutſche Einflüſſe. In Guſtau ſind es die Lanzenſpitzen, in Kleinitz iſt es eine Gefäßform, die ihre beſten Vergleichsſtücke in merowingerzeitlichen Friedhöfen findet[35]).

Dieſes Gemiſch von unſlawiſchen und frühſlawiſchen Zügen in einer Altſachengruppe iſt nun noch an andrer Stelle in Schleſien zu beobachten. Hier ſind die Beſtandteile der Miſchgruppe jedoch ganz andere. An die Stelle germaniſcher Eigenarten treten hier awariſche. Auch das Verhältnis der Miſchung iſt ein anderes, weil hier die ſlawiſchen Beſtandteile überwiegen. Es handelt ſich bei dieſer Gruppe, auf die an dieſer Stelle nur kurz eingegangen werden kann, um einige Gefäße aus früh- bis mittelſlawiſchen Gräberfeldern von Nimptſch Kr. Reichenbach und Jungfernſee (fr. Kottwitz) Kr. Breslau (Taf. X 1—7).

---

[33]) Trierer Zeitſchr. XI (1936) S. 75 ff. Taf. III 1 in der ſehr wichtigen Arbeit L. Huſſong's über die frühmittelalterliche Keramik aus dem Trierer Bezirk.

[34]) Auf derartige Zuſammenhänge hat ſchon ſeit längerer Zeit J. Koſtrzewſki und beſonders ſein Schüler W. Łęga mehrfach hingewieſen. Dieſe polniſche Arbeiten ſollten den Beweis für eine ſlawiſche Unterſchicht liefern, die von einer nur dünnen germaniſchen Oberſchicht verdeckt ſei. Die ähnlichen Züge einmal germaniſcher dann bronzezeitlicher, alſo wohl illyriſcher, und ſchließlich ſlawiſcher Topfformen ſollte eine völkiſche Kontinuität des „Urſlawentums" anzeigen. Dieſer Beweis kann nicht als geglückt angeſehen werden. Die hier erneut feſtgeſtellten ähnlichen Züge zwiſchen frühſlawiſcher und ſpätgermaniſcher Tonware ſind in ganz anderer Richtung zu deuten.

[35]) E. Peterſen in dieſem Heft S. 59 ff., Abb. 6 u. 15.

Bei Anlage des neuen Bahnhofes in Nimptsch stieß man 1895 auf slawische Siedlungsspuren und auf ein Gräberfeld. Es stammen von diesem Friedhof viele Gefäße, die sich durch ihre teils reiche, teils geringe Verzierung von der üblichen frühslawischen Tonware unterscheiden (Taf. X 2, 3, 5, 6).

In Jungfernsee wurde 1907 bei Sandschachtungen ein slawischer Friedhof entdeckt und konnte zum Teil untersucht werden. Zwei Gefäße dieser Fundstelle, als Einzelfunde bezeichnet, zeigen nun im Gegensatz zu den sonstigen mittel- bis spätslawischen Funden eigenartige Form und Verzierungen, die sie aus dem allgemeinen slawischen Rahmen herausheben (Taf. X 1 u. 4).

Die Vergleichsstücke zu diesen Gefäßen finden wir in Gräbern aus Ungarn[36]), der Slowakei[37]) und aus Österreich[38]). Diese südöstlichen Friedhöfe sind zum Teil durch awarische Bronzebeigaben ins 7. bis 8. Jahrhundert datiert. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir als Entstehungszeit unserer schlesischen Gefäße ebenfalls das 7. oder 8. Jahrhundert annehmen. Es wäre demnach die Gustau-Kleinitzer Keramik etwa gleichzeitig mit den Nimptsch-Jungfernseer Gefäßen, eine Tatsache, die für die Entstehung des slawischen Stiles, dann aber auch für die Frage nach der Art und Zeit der slawischen Landnahme von nicht geringer Bedeutung sein dürfte.

Es ergibt sich die Folgerung, daß die ersten Slawen einmal noch Germanen bei ihrer Einwanderung angetroffen haben und von ihnen sehr viele keramische Einzelheiten übernahmen, wie es die Funde von Gustau und Kleinitz zeigen. Zum anderen sind slawische Stämme erst ins Land gekommen, nachdem sie, im Südosten von Schlesien unter awarischer Herrschaft stehend, Einzelzüge der awarischen Tonware übernommen hatten.

Das etwa gleichzeitige Auftreten der beiden so verschiedenen keramischen Gruppen scheint zunächst schwer verständlich. Vielleicht ist es möglich, hier durch Heranziehen geschichtlicher Nachrichten Klarheit zu schaffen. Ich meine die für die frühslawische Zeit so äußerst wichtige Notiz Fredegars[39]) über das Auftreten des Franken Samo im mittleren Donauraum.

Zum Jahr 623 berichtet der Chronist im Kapitel 48, daß sich ein Franke namens Samo mit mehreren Kaufleuten zu einer Handelsfahrt ins Land der Slawen zusammenschließt. Diese Slawen befanden sich gerade in einem Aufstand gegen ihre langjährigen Bedrücker, die Awaren. Samo schließt sich mit seinen Mannen den Slawen an. Er hilft ihnen, und sie erringen einen wunderbaren Sieg. Darauf wird Samo von den dankbaren Slawen zum König gewählt und „herrschte" — wie es heißt — „35 Jahre lang glücklich". In mehreren siegreichen

---

[36]) Aus dem reichlich vorhandenen Vergleichsstoff greife ich heraus: T. Horvath, Die Awarischen Gräberfelder von Üllö und Kiskörös. Archaeologia Hungarica XIX (1935) besonders Taf. 39, 4.7, 32–40 und Taf. 41, 12–19.

[37]) J. Eisner, Slovensko v pravěku, 1933, Taf. 89 u. 90.

[38]) E. Beninger, Germanenzeit in Niederösterreich, S. 141 Abb. 62.

[39]) Die Chronik Fredegars und der Frankenkönige, in: Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Übersetzung von O. Abel, Berlin 1849.

Schlachten wußte Samo sich gegen die Awaren zu behaupten. Im Bericht für das Jahr 630 im Kapitel 68 kommt Fredegar wieder auf Samo und sein Reich zu sprechen. Er erzählt, daß anscheinend fränkische Kaufleute auf ihrer Handelsfahrt im Reiche Samos von den Slawen umgebracht und ausgeraubt seien. Es kommt deshalb zu einem diplomatischen Zwischenspiel, bei dem der Gesandte des Frankenkönigs Dagobert, Sycharius, eine wenig rühmliche Rolle spielt. Diesen Verhandlungen folgt ein Krieg, den Dagobert im Verein mit Alamannen und Langobarden gegen Samo führt. Während die Langobarden und Alamannen siegreich waren, erleidet Dagobert in einer dreitägigen Schlacht bei der Wogastisburg, anscheinend einem Hauptort des Samoreiches, die wohl richtig mit Burberg bei Kaaden im Egertal gleichgesetzt wird[40]), eine entscheidende Niederlage. Auch für die Jahre 631 und 632 berichtet Fredegar, Kapitel 74 und 75, noch von siegreichen Einfällen der Slawen aus Samos Reich in thüringisches und fränkisches Gebiet. Später aber wird Samo nicht mehr erwähnt. Es ist nur noch von den Slawen, die Fredegar stets Wenden nennt, die Rede. Nach der Bemerkung über die Regierungsdauer Samos muß er etwa bis 658 gelebt haben.

Uns interessiert in diesem Zusammenhang hauptsächlich folgendes: Es werden für das zweite Viertel des siebenten Jahrhunderts mehrfach westdeutsche Handelsgenossenschaften auf Kauffahrteifahrt im Lande der Slawen erwähnt. Eine Handelsgenossenschaft, eben die des Samo, ist besonders erfolgreich. Ihr Führer Samo wird König der Wenden. Sein Reich ist wohl hauptsächlich in Böhmen zu suchen, während die umliegenden Länder sicher zu seinen Einflußgebieten gehört haben. Wir erfahren von Fredegar, Kapitel 68, daß der Sorbenherzog Dervanus nach dem Sieg Samos bei Wogastisburg 630 aus fränkischer Oberhoheit zu Samo abfällt, dessen Einflußgebiet sich dadurch nördlich über das Erzgebirge ausdehnt.

In diesem Zusammenhang sind nun einige Funde des 7. Jahrhunderts aus Samos anzunehmendem Herrschaftsbereich von großer Bedeutung, da sie einmal die dürren schriftlichen Nachrichten glücklich ergänzen können und zum andren als Niederschlag der „fränkischen" Handelstätigkeit zu werten sind.

Außer den fränkisch-alamannischen Fundstücken aus Gustau und Kleinitz sei hier für Schlesien an die Funde von Groß Grädiz Kr. Glogau erinnert[41]). In Böhmen sind es die neue prächtige Reiterscheibe von Hainspach aus dem Rumburger Zipfel[42]) und eine 11,5 cm lange mit feinem Rautenmuster verzierte bronzene Riemenzunge, die E. Petersen kürzlich aus der Gegend von Prerau bekanntgab[43]). Merowingerzeitlicher Einfluß ist auch in der Slowakei zu spüren. So fanden sich auf dem großen awarisch-frühslawischen Gräberfeld von Theben-

[40]) E. Schwarz, Wogastisburg, Sudeta IV 154ff.
[41]) Altschlesien VI (1936) S. 273ff. Abb. 8,2 u. 11 (Langenheim).
[42]) Sudeta XI (1935) S. 110–122 (J. Kern und H. Zeiß).
[43]) Sudeta XII (1936) S. 39ff. Abb. 9.

Neudorf in der Gegend Preßburgs mehrere Skramasaxe und eine kennzeichnende Hakenlanzenspitze[44]). Man darf hoffen, daß weitere Forschung gerade aus Böhmen und Mähren noch mehr derartige Funde ans Tageslicht bringen wird. So stehen also die fränkisch-alamannischen Einflüsse in Schlesien für das 7. Jahrhundert durchaus nicht vereinzelt da, sondern bilden nur die Endglieder einer, wenn auch noch dünnen Kette von gleichen Funden.

Die Nimptsch-Jungfernseer Gefäßgruppe nun mit den südöstlichen Eigenarten ist vielleicht im Gefolge der Slawenbefreiung vom awarischen Joch durch Samo nach Schlesien gelangt. Die Nestorchronik[45]) berichtet in ihren einleitenden Teilen, daß die Slawen von der Donau aus in ihre Sitze gekommen seien. Diese Nachricht scheint sich gerade auf die für uns in Frage kommenden Gebiete zu beziehen[46]). So steht also das Auftauchen dieser vorläufig nur in Mittelschlesien belegten Gruppe vielleicht in mittelbarem Zusammenhang mit dem Auftreten Samos. Wir hätten demnach mit einer slawischen Landnahme von Süden her für Teile Schlesiens zu rechnen. Aus anderer Richtung und wohl etwas früher müssen die in Gustau und Kleinitz aufgespürten Slawen ins Land gekommen sein. Hier haben wir wohl eine aus dem Osten kommende Einwanderung anzunehmen.

Die Gustauer Funde sind nach den oben angestellten Untersuchungen und nach den Nachrichten, die uns Fredegars Chronik überliefert, sowie in Verbindung mit den sonstigen merowingerzeitlichen Funden Böhmens in das 7. Jahrhundert zu setzen. Da die starken germanischen Überlieferungen in der Keramik, wie die formenkundliche Reihe zu zeigen scheint, im Abklingen begriffen sind und das erste Auftauchen rein frühslawischer Verzierungsweisen, wie das Gittermuster des einzelnen Randscherbens: Abb. 1,s, festzustellen ist, sehen wir uns genötigt, die zeitlich sicher einheitlichen Gustauer Funde bereits als frühslawisch anzusehen. Eine weitergehende zeitliche Festlegung des Fundes ist vorläufig noch nicht möglich, wenn auch vielleicht rein gefühlsmäßig mit der ersten Jahrhunderthälfte gerechnet werden kann.

Das Auftreten der Slawen in Schlesien ab 600[46a]) etwa ist in letzter Zeit bereits mehrfach erwogen worden. Das Datum steht auch durchaus im Einklang mit den schriftlichen Überlieferungen. Es ist auch schon an die Möglichkeit gedacht worden, daß die Slawen etwa im Gefolge der von den Ostvölkern westwärts ausweichenden Germanen ins Land kamen[47]). In diese Richtung können jedenfalls

---

[44]) J. Eisner, a. a. O. Taf. 91 u. S. 318.

[45]) Die altrussische Nestorchronik. In Übersetzung herausgegeben von R. Trautmann, Leipzig 1931, S. 3, 5 ff. und S. 6, 18 ff.

[46]) Es werden a. a. O. die Mähren, Tschechen, weißen Chorwaten, die Serben (ob vielleicht die Sorben?) und Karantanier (in den Ost-Alpen) erwähnt, also alles slawische Stämme im Süden und Südwesten von Schlesien.

[46a]) Vgl. hierzu jetzt den zusammenfassenden Bericht E. Petersens in der Zeitschrift Jomsburg 1937, Heft 1, S. 57 ff.

[47]) Vgl. das bei Petersen angeführte Schrifttum a. a. O. S. 66.

die Funde von Kleinitz und Guſtau deuten. Die Nimptſch-Jungfernſeer Töpfe geben uns Anlaß, eine weitere Einwanderungswelle aus dem Süden anzunehmen. Dieſe Ergebniſſe bilden jedoch noch durchaus hiſtoriſches Neuland, das zunächſt nur zögernd und mit einer gewiſſen Unſicherheit betreten wird. Sicherlich wird uns weitere Forſchung hier noch Klärung bringen müſſen. Hoffen wir auf neue glückliche Funde!

Der Burgwall von Poppſchütz Kr. Freyſtadt

Von Martin Jahn

Mit Tafel 12—14

Der niederſchleſiſche Landrücken zieht ſich weſtlich von Glogau, den Oberlauf auf der linken Seite begleitend, als eine für das nordſchleſiſche Flachland beachtenswerte Kette von Erhebungen, die Dalkauer Berge genannt, dahin. Auf einer der vielen bewaldeten Kuppen, etwa 600 m ſüdöſtlich vom Gute Ober Poppſchütz, befindet ſich ein kleiner Burgwall, der mit Recht wegen ſeiner reizvollen Lage und ſeines guten Erhaltungszuſtandes als einer der ſchönſten Schleſiens gilt. Mitten in faſt reinem Kieferwald gelegen, iſt der 152,8 m hohe Gipfel des Höhenrückens von Laubbäumen, meiſt Birken, beſtanden (Taf. XII 1), die jetzt jede Ausſicht verſperren, während man zur Burgzeit ſicher von dieſem hohen Punkte aus weite Ausſchau, insbeſondere nach Norden, halten konnte. Nach Süden fällt das Gelände ſteil zu einem tiefen Talgrund ab; es war daher für eine Befeſtigungsanlage gut geeignet. Man brauchte nur Weſt-, Nord- und Oſtſeite der Kuppe noch durch Wall und Graben zu ſchützen, um eine treffliche kleine Höhenfeſte zu erhalten. Klein iſt ſie freilich, denn nur etwa 40 m mißt der oſtweſtlich gerichtete Längsdurchmeſſer des ovalen Burgwalls. Die Nord-Süd-ausdehnung der Anlage beträgt gar nur 25 m. Obwohl die Burgmauern nicht aus Stein aufgeführt waren, obwohl nur noch Erdwälle von der alten Anlage übriggeblieben ſind, obwohl keine geſchriebene Urkunde von dem befeſtigten Platze kündet und nach Aufgabe der Burg hier nie wieder eine Siedlung angelegt wurde, obwohl alſo die Burgſtätte viele Jahrhunderte hindurch in völliger Abgeſchiedenheit ein verträumtes Daſein führte, blieb die Kenntnis von der früheren Bedeutung des Ortes bei der Bevölkerung erhalten. Es ſoll damit nicht geſagt ſein, daß ein Jahrtauſend lang ſich dieſe Kenntnis von Geſchlecht zu Geſchlecht verpflanzt habe. Aber der offene Blick des Landmannes erkannte, daß dieſe Erdwälle auf der Höhe nicht natürlichen Urſprungs ſein konnten, er deutete ſie richtig als zerfallene Reſte einer alten Burg, und ſo hieß die Stelle im Volksmund „Burgsberg“, lange ehe die wiſſenſchaftliche Forſchung ſich ihrer annahm. Gerade Reſte von befeſtigten Anlagen auf Höhen haben ja auch ſonſt recht häufig den Namen Burgberg vom Volke erhalten.

Es ist ein wertvolles wissenschaftliches Verdienst des Schlesischen Altertumsvereins, sich seit Jahrzehnten unablässig für die Aufnahme und Erforschung der schlesischen Burgwälle eingesetzt zu haben. In den letzten 40 Jahren hat sich Vermessungsrat Hellmich, dem diese Schrift in dankbarer Erinnerung gewidmet ist, dieser Aufgabe mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Zähigkeit gewidmet und das große Werk der Vermessung der schlesischen Burgwälle zum Abschluß gebracht. Ihm verdanken wir auch die genaue Aufnahme des Poppschützer Walles, die hier zum ersten Mal veröffentlicht werden kann. Mit der Zusammenstellung der schlesischen Burgwälle, wie überhaupt der schlesischen Fundstellen, beschäftigte sich der Altertumsverein schon seit seiner Begründung im Jahre 1858. Dr. R. Drescher veröffentlichte 1866—1867 in Schlesiens Vorzeit ein großangelegtes Verzeichnis aller bis dahin bekanntgewordenen Fundorte mit kurzen Angaben über die Art der jeweils gehobenen Funde. Obwohl dieser junge, überaus fleißige Gelehrte durch seinen frühzeitigen Tod verhindert wurde, sein Werk mit der geplanten Behandlung der Burgwälle abzuschließen, verdanken wir ihm den ersten Hinweis auf den Poppschützer Wall im Schlußteil seines Fundkataloges: „Auf einem isolierten Hügel dicht bei Ober Poppschütz, welcher der Burgberg genannt wird, befinden sich deutliche Überreste eines heidnischen Ringwalles“[1]). Im Auftrage des Altertumsvereins nahm 1874 Lehrer und Stadtrat J. Zimmermann in Striegau die Tätigkeit Dreschers in trefflicher Weise wieder auf. Er schuf nicht nur die „Vorgeschichtliche Karte von Schlesien“, die der Schlesische Altertumsverein 1878 als eine der ersten in Deutschland veröffentlichte, sondern betrieb auch planmäßig die Untersuchung der schlesischen Schanzen, Ringwälle und Burgberge[2]). Er veranlaßte 1875 die ersten Ausgrabungen auf dem Poppschützer Burgberg, indem er den Lehrer des Dorfes Poppschütz, Hugo Lauterbach, auf den Burgwall aufmerksam machte. Dieser erwirkte vom Besitzer des Gutes Ober Poppschütz, Oberamtmann Robert Knoch, die Erlaubnis zu Nachgrabungen, die er 1875 durchführte. Den Lohn für den dabei beschäftigten Arbeiter zahlte der Altertumsverein, Oberamtmann Knoch stellte eine Zeitlang außerdem noch einen seiner Leute für die Untersuchung zur Verfügung. Im Wallkessel wurde eine mit Holzkohlen stark durchsetzte Stelle im Umfange von einigen Quadratmetern aufgedeckt. Unter der schwarzen Schicht stieß Lauterbach in hellerem Boden auf Tongefäßscherben und unter diesen wieder auf eine vollständig mit Kohle vermischte Schicht, die ein Lager von verkohltem Getreide bedeckte. Die gefundenen Getreidearten: Roggen, Hirse, Weizen und Hafer waren von einander „durch dünne Bretter“

[1]) R. Dreſcher, Schleſ. Vorzeit I, Bericht 8 (1867) S. 92 Nr. 511. – Dieſe Angabe übernimmt 1869 Oskar Schuſter, Die alten Heidenſchanzen Deutſchlands S. 99 Nr. 294.

[2]) J. Zimmermann, Berichte über die im Auftrage des Vereins für das Muſeum ſchleſiſcher Altertümer ausgeführten Unterſuchungen einiger Ringwälle, Schanzen und Burgberge in Mittel- und Niederſchleſien. Schleſ. Vorzeit II (1874) S. 206ff.

getrennt und lagen auf — an der Oberseite verkohlten — Eichenbohlen. Die Untersuchungen ergaben mindestens 3 Scheffel[3]) Roggen, 1 Scheffel Hirse, ¾ Scheffel Hafer und ½ Scheffel Weizen, ohne daß das Getreidelager völlig ausgebeutet wurde. Auch Erbsen konnten nachgewiesen werden. Verkohlte Gelenkknochen, ein zweischneidiges Eisenstück und zahlreiche Scherben waren die weitere Ausbeute[4]).

Von dieser Ausgrabung befinden sich folgende Fundstücke im Breslauer Museum:

Drei Tongefäßscherben, davon ein Randstück eines hartgebrannten, weitmündigen Gefäßes mit Drehrillen, dessen ausladender Rand abgestrichen ist. Unter dem Rande sechs Horizontalfurchen. Von diesem Gefäß ist bei der Wiederaufdeckung des alten Grabungsloches 1926 noch ein weiteres Randstück (Inv. Nr. 1554 : 27) gefunden worden. Hälfte eines hohen Hohlfußes, hartgebrannt, von roher Machart; Form für die slawische Zeit ungewöhnlich. Der dritte Gefäßteil stammt von einem steilhalsigen grauen Topf mit rauher Oberfläche, der in seiner Gestaltung noch schlechter in die slawische Zeit paßt. Inv. Nr. 7081.

Einige Stücke Holzkohle. Inv. Nr. 7081.

Mehrere Klumpen zusammengebackener, verkohlter Hirse (Panicum miliaceum L. = Rispenhirse). Inv. Nr. 7081.

Verkohlter Roggen. Inv. Nr. 7081.

Einige verkohlte Erbsen (Pisum sativum var. microspermum). Inv. Nr. 7081.

Ferdinand Cohn führt bei der Behandlung der Poppschützer Sämereien im Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1884, S. 103 f. folgendes an: „Bei einer Ausgrabung" — es ist die Grabung von Lauterbach gemeint — „kamen 7 Fuß unter der Oberfläche außer Tonscherben auch Haufen durcheinander liegender verkohlter Stangen und Balken zum Vorschein, wie vom Einsturz eines brennenden Hauses, darunter ein gediehlter verkohlter Boden, ebenfalls von Eichenholz, auf welchem mehrere Metzen verkohltes Getreide lagen, außerdem die Klinge eines zweischneidigen Schwerts, das Stück eines Pferdekopfs und Überreste eines verkohlten Gegenstandes, der als Sieb bezeichnet wird." Die drei zuletzt erwähnten Fundstücke sind in der Breslauer Sammlung nicht katalogisiert worden.

Aus der Sammlung des Lehrers und Stadtrats Zimmermann in Striegau gelangten folgende drei Gefäßscherben, die Pfingsten 1875 auf dem Poppschützer Burgwall gefunden worden sind, ins Breslauer Museum:

---

[3]) Ein preußischer Scheffel faßt etwa 55 Liter.

[4]) Vgl. die beiden 1875 in Schles. Vorzeit III 20 f. veröffentlichten Berichte des Lehrers Lauterbach an den Schlesischen Altertumsverein. — In Schles. Vorzeit VI 97 erwähnt H. Soehnel 1894 in einem zusammenfassenden Bericht über die schlesischen Burgwälle, daß sich Proben von den Poppschützer Getreidefunden im Besitz des Landmessers Grundey, damals in Breslau, befinden. — Bei den späteren fachwissenschaftlichen Untersuchungen der aufbewahrten Getreidereste aus Poppschütz ist Weizen nicht mehr nachgewiesen worden, außer den oben angeführten Pflanzenarten dagegen noch Leinsamen und eine Menge von Unkrautsamen. Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1884, S. 103 f. — Vgl. auch G. Buschan, Vorgeschichtliche Botanik, Breslau 1895, S. 54, 60 f., 200 f., 241 f., 258. — F. Pax und Käthe Hoffmann, Alte Kulturpflanzen aus Schlesien. Botanische Jahrbücher, herausgegeben von A. Engler, Bd. 50, 1914, Supplementband S. 595, 597, 603 f. — F. Pax und Käthe Hoffmann, Prähistorische Pflanzen aus Schlesien und der Ober-Lausitz. Botanische Jahrbücher Bd. 52, 1915, S. 348 f.

Dünnwandiges Oberteil eines hartgebrannten, gedrehten Gefäßes mit weit ausladendem, abgestrichenem Rand und zwei Wellenlinienbändern auf der gewölbten Schulter. — Stück eines dickeren gelben Gefäßes mit abgestrichenem Rande. — Hartgebranntes Bodenstück. Inv. Nr. 7 : 95.

Bei den damaligen geringen Mitteln des Altertumsvereins und dem völligen Mangel an Ausgrabungserfahrungen war die Art der Durchführung einer Untersuchung durch Ortsansässige ohne Teilnahme von Vertretern des Breslauer Museums verständlich. Man begnügte sich im allgemeinen mit der Anregung und wirtschaftlichen Unterstützung einer Ausgrabung, sowie der Entgegennahme der Fundberichte und Fundstücke. Obwohl nun die Grabungsergebnisse in Poppschütz durch die Aufdeckung eines alten Getreidelagers von besonderem Belange, ja fast einzigartig waren, ließ man es bei den Ergebnissen bewenden und lehnte die Unterstützung von weiteren Grabungen auf dem Burgwall ab. Wir müssen diesen Entscheid heute deshalb begrüßen, weil die Kenntnisse der Ausgrabenden damals nicht entfernt ausreichten, um den schwierigen Aufgaben einer Burgwallgrabung gerecht zu werden, und man in der Hauptsache erreicht hatte, was mit den damaligen Mitteln erreicht werden konnte. Die mit jeder Ausgrabung verbundene Zerstörung eines Bodendenkmals hätte bei umfassenderen Untersuchungen wahrscheinlich eine spätere Klärung der offengebliebenen Fragen durch weitere Grabungen unter fachmännischer Leitung so gut wie unmöglich gemacht.

Auf diesen ersten Versuch, den Geheimnissen des Poppschützer Burgberges nachzuspüren, folgte eine Pause von einem halben Jahrhundert, obwohl der Altertumsverein die Erforschung der schlesischen Burgwälle nie aufgegeben hatte. Aber die Fortschritte der Forschung und der Ausgrabungstechnik lehrten immer deutlicher, daß nur größere, mit erheblichen Kosten verbundene Untersuchungen von besonders geschulten Fachleuten bei Burgwällen zweckentsprechend sind, die naturgemäß nur an verhältnismäßig wenigen Stellen durchgeführt werden konnten, dort aber sehr wertvolle Aufschlüsse über Aufbau, Alter und Zweck dieser Anlagen erbrachten. Nach diesen Erfolgen des Spatens an anderen Burgwällen wurde der Wunsch immer dringender, dem eigenartigen Getreidelager auf dem Poppschützer Berge mit dem ganzen Rüstzeug neuzeitlicher Grabungstechnik nachzuspüren. Dem tatkräftigen Eingreifen des Neusalzer Heimatmuseums unter der Leitung des Hüttendirektors Glaeser in Neusalz und dem großen Entgegenkommen des Rittergutsbesitzers Knoch in Ober Poppschütz ist es zu verdanken, daß das Breslauer Museum in einer Zeit schwierigster wirtschaftlicher Verhältnisse diesem Wunsche durch eine größere Grabung mit sechs bis acht Arbeitern vom 5. bis 23. Juli 1926 nachkommen konnte. Die erste Grabungswoche, in der sämtliche Schnitte und Grabungsflächen festgelegt und ausgehoben wurden, leitete Prof. Seger, die zweite, in der die tieferen Schichten freigelegt und alle zeichnerischen Aufnahmen durchgeführt wurden, der Verfasser. Museumsassistent Hoffmann unterstützte beide Grabungsleiter und beendigte

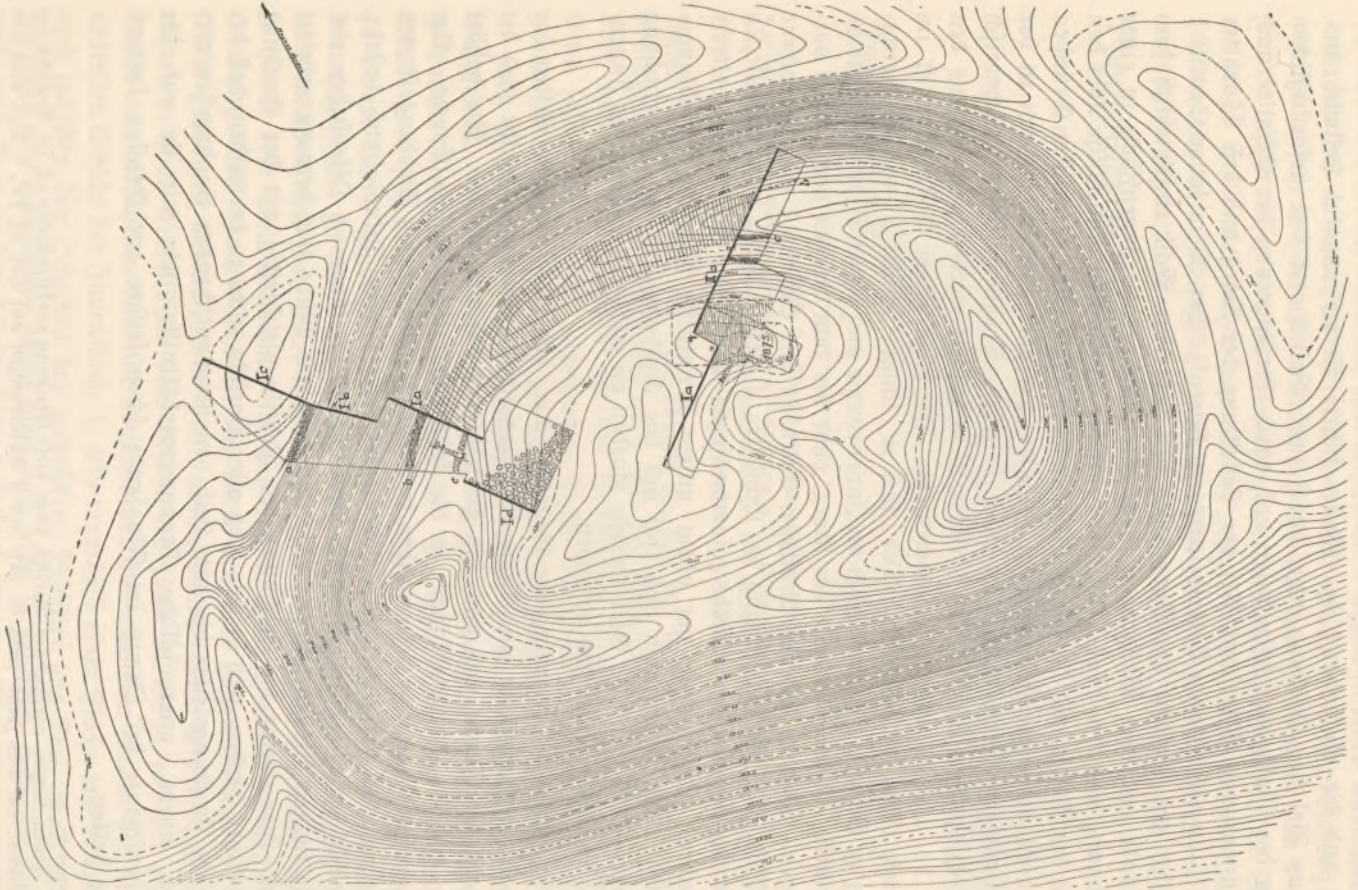


Abb. 1. Der Burgwall von Poppschütz Kr. Freystadt. 1 : 500. Die beiden Grabungsflächen (Schnitt I und II) sind eingetragen.
Ia, b, c, d = Lage der Teile des Profils von Abb. 2. a = Steinkranz; b = Vorderfront; c = Rückfront der Mauer, deren Verlauf zwischen den Schnitten gestrichelt ist. Im Schnitt II ist der mutmaßliche Umfang eines Hauses gestrichelt angedeutet

selbständig die Untersuchungen. Die größeren Vermessungen der Grabungsflächen und die Aufnahmen des Walles führte Vermessungsrat Hellmich aus.

Das Ziel der Grabung war, durch zwei Wallschnitte den ursprünglichen Aufbau der Wallmauer festzustellen und durch Verlängerung der Schnitte nach dem Innenraume Alter und Art der Besiedlung der Burg und den Charakter des 1875 angeschnittenen Getreidelagers zu klären[5]). Der 25 m lange Schnitt 1 durchfährt am Westteil des Burgwalles den gesamten Wall einschließlich dem Vorgelände und dem Wallgraben sowie die anschließende Innenfläche in einer Ausdehnung von 5 m (Taf. XII 2). Er erbrachte die klarsten Aufschlüsse über den Aufbau des Walles und die beiden Besiedlungsschichten. Aus technischen Gründen ist er nicht in einem gleichmäßigen Zuge durchgeführt worden, sondern in der unregelmäßigen Grundfläche, die Abb. 1 zeigt. Trotzdem konnte zeichnerisch ein durchgehender Profilschnitt 1 (Abb. 2) hergestellt werden, der sich aus den Teilen 1c, 1b, 1a und 1d zusammensetzt. Die Lage dieser Teilstrecken ist im Grundriß (Abb. 1) vermerkt. Der 22,5 m lange Schnitt 2 verläuft rechtwinklig zu Schnitt 1 hauptsächlich im Innenraume und schneidet den Wall etwas schiefwinklig an der Nordseite der Burg, ohne bis zum Graben nach außen vorzudringen. Auch er hat aus ähnlichen Gründen wie Schnitt 1 eine gebrochene Fluchtlinie. Die Profilzeichnung des Schnittes 2 zerfällt daher in zwei Teile 2a und 2b, die sich aber ohne Mühe zusammensetzen lassen. Der Schnitt 2 erweiterte entsprechend seiner Lage vor allem unsere Kenntnisse über die Besiedlungsverhältnisse im Innenraum und traf auf das Grabungsloch der Untersuchung des Jahres 1875 (Abb. 1). Getreidereste wurden an mehreren Stellen des Innenraumes in beiden Schnitten gefunden.

Ein wertvolles Ergebnis der Grabung war, daß sich unter den Resten der Befestigungsanlage noch eine ältere Siedlungsschicht befindet. In ihr sind die Mehrzahl der Funde und auch die Getreidereste entdeckt worden. Sie gehört ebenso wie die Burgwallschicht in die frühgeschichtlich-slawische Epoche. Am Walle mußte bis zu 3 m tief gegraben werden, um die untersten Siedlungsspuren freizulegen. Da der anstehende Boden aus recht feinem Diluvialsand besteht, untermischt mit Geröllen, fielen die Profilwände bei längerem Offenstehen ein, und die tiefsten Stellen konnten überhaupt nur mit Mühe klar herausgearbeitet werden. Hier mußte die Zeichnung des Profils gleichzeitig mit der Grabung durchgeführt werden, und es war trotz aller Vorsicht nicht zu vermeiden, daß der zeichnende Grabungsleiter bis zum Leib von herabrutschenden Sandmassen verschüttet wurde, unerquickliche Grabungsverhältnisse, wie wir sie auf der Schwedenschanze bei Oswitz im Flugsande schon früher zur Genüge kennengelernt hatten.

---

[5]) Einen kurzen vorläufigen Bericht über diese Grabung veröffentlichte ich im Grünberger Hauskalender auf das Jahr 1928 S. 33f. mit 4 Abbildungen auf Taf. III, IV. – Vgl. auch den Zugangsbericht in Altschlesien III 102 mit Abb. 10.

Im Schnitt 1 konnte auf dem anstehenden Sande in einer Ausdehnung von mehr als 7 m unter der Vorderfront der Mauer und an der Außenböschung noch die alte Oberfläche in Form einer bräunlich-schwärzlichen Humusdecke von 6—20 cm Stärke nachgewiesen werden. Sie läßt gut erkennen, daß die natürliche Böschung an dieser Stelle viel flacher war als die jetzige, die erst durch beträchtliche Aufschüttungen beim Festungsbau so stark erhöht worden ist. Doch die ersten Siedler begnügten sich mit der von der Natur gegebenen Höhe. Am Rande der Kuppe

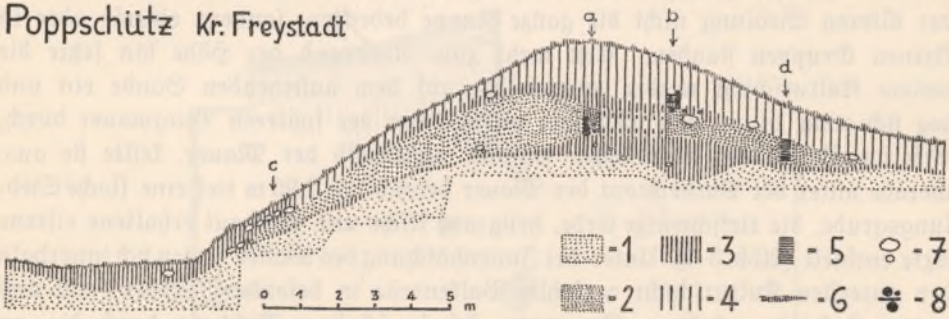


Abb. 2. Profil des Burgwalles im Schnitt I.
a = Vorderfront, b = Rückfront der Mauer; c = Steinkranz; d = Pfostenloch in der Mauerrampe. — 1 = anstehender Sand. 2 = aufgetragener Sand. 3 = alte Siedlungsschicht und erste Fallschicht der Mauer. 4 = zweite Fallschicht der Mauer. 5 = Pfostenloch. 6 = alte Oberfläche (Humus) auf 1. 7 = Steine. 8 = verkohlte Hölzer der Mauerfronten

legten sie ihre Häuser an. So kommt es, daß die Kulturschicht der älteren Besiedlungszeit sich im Wallkessel meist mit der Humusschicht völlig vermischt hat oder daß Siedlungsgruben die alte Humusdecke durchschneiden und zerstören. Eine solche tief in den anstehenden Sand eingegrabene Siedlungsgrube liegt genau unter dem Balkenwerk der Rückfront der Burgmauer und bezeugt damit in ganz einwandfreier Weise das größere Alter dieser Siedlung gegenüber der Burgschicht. Sie enthielt eine ganze Anzahl slawischer Gefäßscherben, angebrannte Tierknochen und Getreidereste. Ja, ganz unten auf der Sohle der Grube fand sich noch ein fast vollständiger Topf. Wir haben es also mit einer zu einem Hause gehörigen Anlage mit Resten der Mahlzeiten und des Gebrauchsgeschirrs zu tun. Die gleiche Kulturschicht der alten Siedlung ließ sich auch im Wallkessel stets unter den Kultur- und Fallschichten der Burg feststellen, so hinter dem Wall im Schnitt 1d und auf der ganzen, auf 6 m verbreiterten Grabungsfläche (Innenfläche 1), tief unter dem hier angetroffenen, zur Burgschicht gehörigen Steinpflaster. Diese untere Kulturschicht ist im Gegensatz zur oberen reich an Einschlüssen von Gefäßresten (Abb. 3). Nicht weniger als sechs Nester von verkohltem Getreide verschiedener Getreidearten fanden sich in dieser untersten Schicht der Innenfläche 1, also innerhalb einer Fläche von 30 qm, z. T. noch zwischen den Scherben der zerdrückten Behälter aus Ton. Auch verkohlte Holzreste von Hausbalken lagen hier, doch nicht so zahlreich, daß man die Ausmaße und Grenzen der Häuser hätte erkennen können. Kleine Pfostenlöcher, die

ſich im anſtehenden Boden dieſer Fläche abhoben, ergaben ebenfalls keinen Hausgrundriß. Soviel bezeugen aber alle dieſe Spuren, daß innerhalb der Innenfläche 1 eine Hausſtelle gelegen hat.

Bevor wir uns mit den oberen Schichten des Schnittes 1 beſchäftigen, wollen wir die im Schnitt 2 aufgedeckten Teile der unteren Siedlungsſchicht betrachten. Der ſüdliche Teil dieſes Schnittes 2 wies auf etwa 7 m Länge keine untere Kulturſchicht auf und war völlig fundleer, ein Beweis, daß die Häuſer der älteren Siedlung nicht die ganze Kuppe bedeckten, ſondern einzeln oder in kleinen Gruppen ſtanden. Erſt mehr zum Nordrand der Höhe hin ſetzte die untere Kulturſchicht wieder unmittelbar auf dem anſtehenden Sande ein und zog ſich etwa 14 m lang abermals völlig unter der ſpäteren Burgmauer durch. Erſt am Rande des natürlichen Abfalls, außerhalb der Mauer, keilte ſie aus. Gerade unter der Vorderfront der Mauer befand ſich 2,90 m tief eine flache Siedlungsgrube, die tiefſchwarze Erde, hellgraue Aſche und zwei gut erhaltene eiſerne Äxte enthielt (Abb. 5-6). Unter der Innenböſchung des Walles hatten ſich innerhalb der unterſten Kulturſchicht verkohlte Balkenreſte in beſonders großer Zahl und gutem Zuſtande erhalten. Sie zogen ſich in ſchräger Richtung durch die an dieſer Stelle 4 m breite Grabungsfläche, deutlich eine zuſammengeſtürzte Hauswand kennzeichnend (Abb. 4). Das Bild wurde durch die darüber lagernden Holzreſte der abgeſtürzten Rückfront der Mauer verwirrt. Leider reichte die Zeit nicht mehr aus, die unterſte Hausſchicht völlig freizulegen. Künftige Grabungen werden an dieſer Stelle die Möglichkeit haben, klare Hausgrundriſſe mit den Reſten der Holzwände herauszuarbeiten. In der Profilwand des Schnittes 2 ſtand innerhalb dieſer Hausſtelle unmittelbar auf dem anſtehenden Boden unter einem Holzbalken ein größerer Teil eines Tongefäßes. Südlich von dieſer Holzlage verſtärkte ſich die alte Kulturſchicht bis zu 0,40 m. Offenbar haben wir es hier mit dem Inneren eines Hauſes zu tun. Dafür ſprechen auch ein Lager von Hirſe und — an zwei Seiten von Holzplanken eingefaßt — ein Lager von Gerſte, die beide nur 1,5 m voneinander entfernt gefunden wurden. 1 m ſüdlich dieſer beiden Getreideneſter tiefte ſich eine Grube in den anſtehenden Boden, die eine Anzahl Scherben enthielt. Auf der anderen Seite dieſer Stelle der Grabungsfläche 2 ſtieß der Spaten auf eine neuzeitliche Störung, die ſich ſchon vor der Grabung als Vertiefung im Wallkeſſel bemerkbar machte. Sie hatte einen Durchmeſſer von etwa 3 m und ging erſtaunlicherweiſe bis zu einer Tiefe von 3,5 m herab. Ziegelſteine und andere neuzeitliche Einſchlüſſe ließen keinen Zweifel, daß die Grube erſt in neueſter Zeit entſtanden iſt. Da ſie nur 2 m von dem eben erwähnten Gerſtelager entfernt und innerhalb derſelben Hausſtelle (vgl. Abb. 1) liegt, dürfen wir mit Sicherheit annehmen, hier auf die Grabung des Lehrers Lauterbach vom Jahre 1875 geſtoßen zu ſein, die gleichfalls zwiſchen Holzſpuren auf Getreidemaſſen getroffen war. Außerdem wird dieſe Annahme noch dadurch beſtätigt, daß bei der Ausräumung der Grube ein Randſtück desſelben Ton-

gefäßes gefunden wurde, von dem schon Lauterbach 1875 ein Randstück entdeckt und dem Breslauer Museum eingesandt hatte. Nach den Angaben Lauterbachs befanden sich seine Getreidelager tiefer als 2 m; er muß also auf einen Getreidekeller geraten sein, denn in der Umgegend reichte die Kulturschicht des Hauses nirgends so tief. Die größere Tiefe des Lauterbachschen Getreidelagers erklärt wohl auch die bessere Erhaltung seiner Holzumkleidung, denn nach Lauterbach lagen die einzelnen Getreidearten durch dünne Bretter sorgfältig voneinander

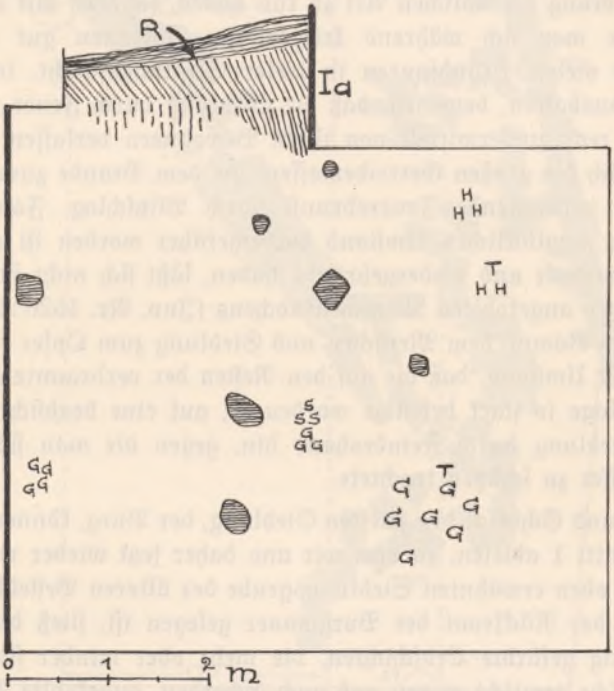


Abb. 3. Innenfläche des Schnittes I.
Siedelungsschicht unter dem Steinpflaster mit Pfostenlöchern und Getreideresten.
G = Getreidereste. H = Hirse. T = Topf, der Getreide enthielt. S = Gefäßscherben. R = Rückfront der Mauer

getrennt auf drei Finger starken Eichenbohlen. Auch die Menge des von Lauterbach gefundenen Getreides muß nach seinen Angaben größer gewesen sein als die unserer Untersuchungen.

In beiden Schnitten gehen die Siedlungsspuren bis dicht an die Außenböschung der Höhe heran und ziehen sich anscheinend wie ein Kranz um die ovale Kuppe herum, während die Mitte der Höhe frei von Häusern blieb. Von Befestigungsspuren war in dieser älteren Siedlung bisher nichts zu entdecken. Es ist auch, wenigstens im Schnitt 2, kaum mehr Platz für eine solche vorhanden, da die Hausreste bis an die Böschung reichen. Allem Anscheine nach war die ältere Siedlung noch nicht oder nur ganz leicht umwehrt. Sie bildete wohl an dieser

abgelegenen Stelle eine Zufluchtsstätte für eine kleinere Gemeinde, die sich in unsicheren Zeiten hier hinauf flüchtete und von diesem hohen Versteck mitten im Walde die Bewegungen des Feindes beobachtete. Daß die Hauptmasse des Inhalts der älteren Siedlungsschicht aus Tongeschirrteilen, Tierknochen und auffallend viel Getreide besteht, also aus Zeugnissen für Verpflegung mit Nahrungsmitteln, während Handwerkszeug, Waffen und sonstiger Hausrat bis auf die beiden Äxte fehlen, spricht durchaus dafür, daß wir es hier nicht mit einer ständigen Siedlung der üblichen Art zu tun haben, sondern mit einer Zufluchtsstätte, in der man sich während kriegerischer Notzeiten gut verproviantiert aufhielt. Die vielen Brandspuren in dieser Siedlungsschicht, insbesondere die verkohlten Hausbalken, beweisen, daß die Siedlung durch Feuer zerstört worden ist und wohl recht unvermittelt von ihren Bewohnern verlassen werden mußte. So erklären sich die großen Getreidemassen, die dem Brande zum Opfer gefallen sind. Ob die vernichtende Feuersbrunst durch Blitzschlag, Fahrlässigkeit oder einen anderen unglücklichen Umstand herbeigeführt worden ist oder ob Feinde das Versteck entdeckt und niedergebrannt haben, läßt sich nicht sicher entscheiden. Der Fund eines angekohlten Menschenknochens (Inv. Nr. 1526 : 27) spricht wohl mehr für einen Kampf, dem Menschen und Siedlung zum Opfer fielen. Vielleicht deutet auch der Umstand, daß die auf den Resten der verbrannten Siedlung neuerrichtete Anlage so stark befestigt worden ist, auf eine beabsichtigte Zerstörung der ersten Siedlung durch Feindeshand hin, gegen die man sich bei der Neubesiedlung besser zu schützen trachtete.

Aufbau und Schicksal der zweiten Siedlung, der Burg, können wir am besten aus dem Schnitt 1 ablesen, zu dem wir uns daher jetzt wieder wenden (Abb. 2). Oberhalb der oben erwähnten Siedlungsgrube der älteren Besiedlungsepoche, die gerade unter der Rückfront der Burgmauer gelegen ist, stieß die Grabung auf verschiedenartig gefärbte Erdschichten, die mehr oder minder stark mit Brandresten und Asche gemischt waren und auch Scherben, angekohlte Tierknochen und verkohlte Getreidereste enthielten. Es war deutlich zu erkennen, daß es sich um Teile der älteren, verbrannten Siedlungsschicht handelte, die sich aber zumeist nicht mehr in ursprünglicher Lagerung befanden. Vielmehr haben die Erbauer der Burg als Fundament der Burgmauer längs des Höhenkuppenrandes eine etwa ½ m starke Erdschicht aufgetragen und das dazu notwendige Material dem verbrannten Schutt der älteren Siedlung entnommen. So entstand diese stark mit älteren Siedlungsbestandteilen gemischte spätere Auftragung, die nur unter der Burgmauer anzutreffen war. Auf dieser erhöhten Grundlage errichteten die neuen Bewohner die eigentliche Mauer. Vorder- und Rückfront dieser Wehranlage wurden aus 10 bis 20 cm Durchmesser haltenden Eichenstämmen gebildet, die in der Richtung der Mauer übereinandergeschichtet waren. Lagen von meist schwächeren Querhölzern schlossen Vorder- und Rückfront zu einem festen Verbande zusammen. Im Schnitt 1 waren an der Vorderfront noch zwei, an der

Rückfront gar vier Lagen der verkohlten Längs- und Querbalken in ursprünglichem Zusammenhange erhalten. In dieses Holzgerippe der 3 m breiten Mauer wurde Erde gefüllt, die z. T. noch Reste der älteren Schicht — Scherben, Tierknochen und Getreide — enthielt.

Um der Holzerdemauer eine bessere Standfestigkeit zu geben, wurde sie in ihrem untersten Teile auch außerhalb der Fronten mit Erde umkleidet. Diese

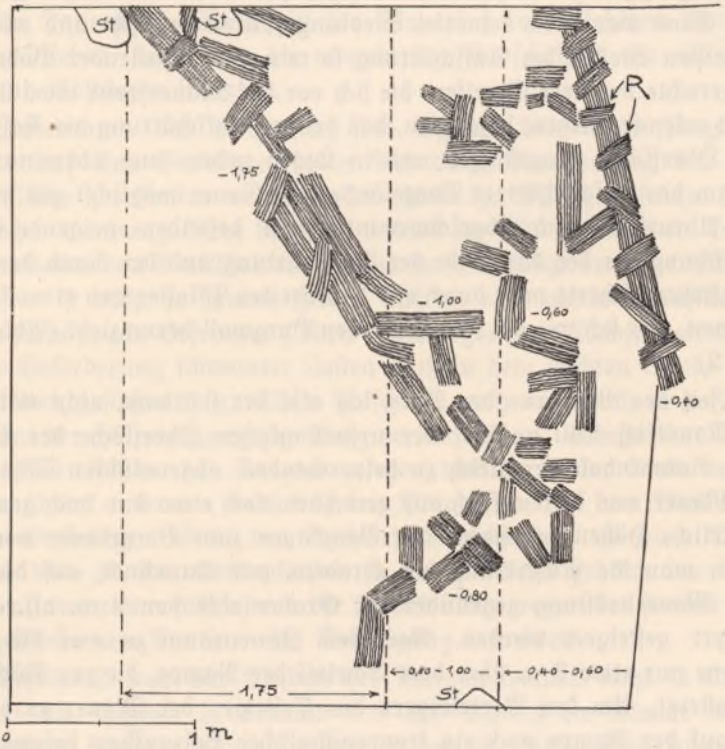


Abb. 4. Ausschnitt aus der Grabungsfläche II bei der Rückfront der Mauer (R) mit abgestürzten Holzteilen der Mauer und in tieferer Lage mit Resten von hölzernen Hauswänden.
Die Zahlen geben die Tiefenlage der Holzreste in Metern an. St = Stein

zu den Mauerfronten hin immer stärker werdenden Erdaufschüttungen sind an der dem Feinde zugekehrten Vorderfront der Mauer viel breiter und höher als an der Rückfront, wo sie nur eine 0,50 m hohe und 3 m lange Rampe bilden. Die Aufschüttung an der Vorderfront erreicht dagegen eine Höhe von 1,60 m und zieht sich in 7 m Länge die Böschung hinab, nach unten zu ganz allmählich auskeilend. Diese gewaltige Anschüttung diente nicht allein zur Sicherung des Mauerfußes, sondern vor allem zur Erhöhung der Festungsanlage. Der von der Natur gegebene Höhenunterschied zwischen Höhenrand und dem 10 m abliegenden Vorgelände beträgt, wie die alte Oberflächenschicht deutlich zeigt, nur 3 m. Das

genügte nicht, um einem anstürmenden Feind vor der Mauer nennenswerte Hinderung zu bereiten. So schritt man zur künstlichen Erhöhung der Grundlage der Mauer um ½ m und zur Erhöhung des nächsten Vorgeländes um 1,60 m. Die für diese Aufschüttung notwendige Erde holte man hauptsächlich aus dem 9 bis 14 m vor der Mauer gelegenen Gelände, in dem man einen flachen Sohlgraben bis zu einer Tiefe von 0,60 m aushob. Dadurch erreichte man eine weitere Vergrößerung des Höhenunterschiedes. Der dem Grabenstreifen entnommene Sand war durch keinerlei Siedlungsspuren gemischt und wirkte daher an den meisten Stellen der Aufschüttung so rein wie anstehender Boden. Allein vier waagerechte dunklere Streifen, die sich vor der Mauerfront etwa 2,5 m weit im Schnitt erkennen ließen, bezeugten, daß bei der Aufschüttung die Rasenplaggen der alten Oberfläche ausgestochen und in Lagen neben- und übereinandergelegt wurden, um das aufgeschüttete Vorgelände der Mauer möglichst gut zu festigen. Die zum Abrutschen und Abgeschwemmtwerden besonders neigende Stelle der neuen Böschung, an der das Ende der Aufschüttung und der Rand des Grabens zusammenstoßen, sicherte man durch ein 1 m breites Pflaster von etwa kopfgroßen Geröllsteinen, das sich wie ein Kranz um den Burgwall herumzieht (Abb. 1 unter a und Abb. 2).

Zur Zeit des Bestehens der Burg lag also der sichtbare, nicht mit Erde zugedeckte Mauerfuß 1,60 m über der ursprünglichen Oberfläche der Bergkuppe. Nach dem Rauminhalt der gleich zu besprechenden, abgerutschten Schuttschichten muß die Mauer, von diesem Fuß aus gerechnet, noch etwa 4 m hoch gewesen sein. Der natürliche Höhenunterschied der Bergkuppe zum Vorgelände von 3 m ist also, wenn man die Austiefung des Grabens mit einrechnet, auf die stattliche Höhe der Mauerbrüstung gegenüber der Grabensohle von 9 m, also dem dreifachen Wert, gesteigert worden. Nach dem Innenraum zu war die Höhe der Mauerkrone nur etwa 3 m über dem Scheitel der Rampe, die zur Rückwand der Mauer ansteigt. Um den Verteidigern das Ersteigen der Mauer zu erleichtern, muß sich auf der Rampe noch ein treppenähnlicher Holzaufbau befunden haben. Für einen Stützpfosten dieses Holzbaues ist das 0,55 m tief in die Rampe eingegrabene, 0,25 m starke Pfostenloch ausgehoben worden, das gerade in der Profilwand, 2 m hinter der Mauer angeschnitten wurde (Abb. 2).

Die für den kleinen Platz verhältnismäßig starke und hohe Festungsmauer sollte den Schutzsuchenden größere Sicherheit bieten als die erste Ansiedlung. Und doch ist auch diese Feste durch Feuer zerstört worden, wie die völlige Verkohlung der erhaltenen Teile des Holzgerüstes der Mauer bezeugt. Während des Brandes stürzte der oberhalb der Erdaufschüttung gelegene Teil der Mauer zusammen und rollte die Böschung hinab. Eine von Holzkohlestückchen durchsetzte schwarze Fallschicht zieht sich vom vorderen Mauerteil als breites Band hinab und läßt sich über den Steinkranz am Grabenrand hinweg bis zur Grabensohle verfolgen. Ebenso stürzten die brennenden Massen der Rückfront der Mauer nach

dem Innenraum zu die Rampe hinab und bildeten hier eine breite, schwarze, mitunter auch Steine enthaltende Fallschicht. Über der äußeren und inneren schwarzen Fallschicht lagert bis zur jetzigen Erdoberfläche eine mehr gelbliche, wenig geschwärzte Schicht, die offenbar erst nach dem Brande entstand, indem allmählich der sandige Mauerkern durch Regengüsse solange heruntergewaschen wurde, bis der Erdwall einen natürlichen Böschungswinkel erreicht hatte. In diesem Zerfallszustande bietet sich jetzt die Festung dem Auge des Besuchers, und nur im Innern des Walles ist der Mauerfuß in verkohltem Gerüst wohlverwahrt geblieben, soweit ihn die umgebenden Erdschichten vor völligem Verbrennen und Abstürzen sicherten.

Im Innenraum der Burg stieß der Spaten bei der Verlängerung des Schnittes 1 auf eine Steinlage, deren Art durch Erweiterung des Schnittes zur Innenfläche 1 erkundet werden sollte (Abb. 1). Die südwestliche Hälfte der 30 qm großen Grabungsfläche bedeckte in 0,15 bis 0,35 m Tiefe ein fast lückenloses Steinpflaster von Geröllsteinen, die bis zu ½ m Länge erreichten (Taf. XII 2). Das Pflaster ist nicht so sauber gelegt, daß es eine platte Oberfläche bildet. Immerhin kann es als Befestigung eines Fahrweges gute Dienste geleistet haben. Denn eine Beförderung schwererer Lasten muß in dem leichten Sande sicher auf Schwierigkeiten gestoßen sein. Allem Anscheine nach muß auch in der Richtung des Pflasters der Hauptzugang zur Burg verlaufen sein. Unmittelbar südlich des Schnittes 1 hat offenbar das Burgtor gelegen, weil vor dieser Stelle der Graben auszusetzen scheint und eine Erdbrücke das Vorgelände mit dem Wall verbindet. Künftigen Grabungen bleibt der Nachweis vorbehalten, ob diese Annahmen richtig sind und ob das Steinpflaster zu einem Wege gehört, der durch das Tor in den Innenraum führte und der insbesondere wegen der starken Steigung vom Vorgelände zum Tor hin eine Befestigung erforderte.

Im Schnitt 2 war der Aufbau der Burgwallmauer nicht so klar zu erkennen wie im Schnitt 1. Einmal traf der Schnitt die Mauer nicht rechtwinklig, sondern schräg zu ihrem Verlauf, so daß die Profilbilder verzerrt waren, dann rutschten gerade die Mauerschichten im Profil, bevor sie gezeichnet werden konnten, ab. Der entscheidende Grund aber für das ungünstige Bild, das Schnitt 2 bot, war der schlechtere Erhaltungszustand der Mauer in diesem Wallteil. Das Feuer, das die Burg zerstörte, hat hier offenbar weniger gewütet als in dem von Schnitt 1 getroffenen Mauerstück. Die Holzkonstruktion der Mauer verkohlte daher viel weniger, sondern vermoderte. Verwittertes Holz hinterläßt aber weit geringere Spuren in der Erde als Holzkohle. An der Vorderfront der Mauer fanden sich im Schnitt gar keine verkohlten Holzreste. Die Rückfront war stärker verkohlt. Im Profil des Schnittes tritt dies zwar nicht in Erscheinung, aber im Schnitt selbst traf man auf deutliche Reste verkohlter Hölzer. In 0,40 bis 0,60 m Tiefe kam eine Lage von Langhölzern der Rückfront mit den aufliegenden Stümpfen der Querhölzer zutage (Abb. 4).

Durch in den Innenraum abgestürzte verkohlte Balkenstücke der Mauerrückwand wurde das Bild freilich etwas verwischt. Nach dem Mauerkern zu hörten die Holzkohlereste bald auf, weil offenbar der Brand nur die Rückfront voll zu erfassen vermochte.

Das aufgeschüttete Mauerfundament besteht im Schnitt 2 in stärkerem Maße als beim Schnitt 1 aus hellem, kaum gemischtem, fundleerem Sande, der aus dem für den Graben bestimmten Vorgelände geholt wurde. Erst über dieser Schicht lagert eine braune, mehrfach mit Holzkohleresten durchsetzte Erdschüttung, die offenbar aus abgetragenen Teilen der alten Siedlungsschicht besteht. Auf dieser Grundlage, die z. T. wieder von reinem Sande überdeckt war, wurde die Mauer errichtet. Die eine Besteigung der Mauer erleichternde Rampe war wiederum aus hellem Sande aufgeführt. Schließlich wird alles von den Fallschichten der Mauer überlagert, die wiederum, insbesondere an der Außenböschung, viel weniger Brandspuren zeigen als die entsprechenden Schichten im ersten Wallschnitt. Irgendwelche besondere Aufschlüsse über die Verhältnisse im Innenraum der Burg bot der Schnitt nicht.

Im Gegensatz zu dem Fundreichtum der älteren Siedlungsschicht sind die Schichten der Burg und die Fallschichten so gut wie fundleer. Ganz vereinzelt traf die Grabung auf einen Gefäßscherben in den Trümmern der Burg. Dazu kommt, daß eine eigentliche Siedlungsschicht mit Haus- und sonstigen Wohnresten aus der Zeit des Bestehens der Burg im Innenraum des Burgwalles nicht nachweisbar war. Nur die Steinpflasterung auf der Einfahrt zur Burg zeugte von dem Schaffen der Burgenerbauer im Burginnern. Alles dies spricht dafür, daß die Burg kaum lange benutzt worden ist. Vielleicht ist sie schon unmittelbar nach ihrer Herstellung in Flammen aufgegangen, noch ehe die Innenbauten vollendet oder bezogen worden waren. Zum mindesten kann der Burgenbrand für die Bewohner, falls schon welche oben waren, nicht so überraschend gekommen sein wie die Feuersbrunst in der älteren Siedelung. Sie müssen ihre Habe aufs sorgfältigste haben retten können, so daß nichts davon gefunden wurde. Aus diesem Grunde ist auch die Feststellung des Alters der Burg recht erschwert. Die wenigen Scherben aus den Burgschichten unterscheiden sich, soweit ich sehe, nicht von denen der älteren Siedelung. Sie könnten daher sämtlich aus den beim Burgenbau angeschnittenen Schichten der älteren Siedelung stammen und nur während der Errichtung der Burg umgelagert sein. Wahrscheinlicher ist aber wohl die Annahme, daß die Burg ziemlich bald nach dem Untergang der alten Siedlung gebaut wurde und daß der Hausrat der Burgenbauer sich nicht von dem der ersten Siedler unterschied. Ob die noch nicht besetzte Burg während oder kurz nach ihrer Errichtung von Feindeshand zerstört wurde oder ob sie nur einem Schadenfeuer zum Opfer fiel, muß dahingestellt bleiben. Soviel ist sicher, daß der Platz nach der zweiten Feuersbrunst nicht mehr für eine menschliche Siedlung irgendwelcher Art benutzt worden ist.

Vertreibung der Bevölkerung oder eine veränderte politiſche Lage hat die Verwendung der Höhe als Zufluchtsſtätte offenbar überflüſſig gemacht.

Bevor wir uns an Hand der Funde mit der Zeitſtellung des Fundplatzes beſchäftigen, ſei erſt eine Überſicht über die 1926 gehobenen Fundſtücke gegeben, ſoweit ſie aufbewahrt und im Breslauer Muſeum katalogiſiert ſind.

Schnitt 1. Ältere Siedlungsſchicht

Siedlungsgrube unter der Mauerrückfront:

Vierzehn meiſt handgemachte, bräunliche und graue Gefäßſcherben[6]), darunter drei Boden- und vier Randſtücke. Die Ränder der Gefäße laden mehr oder weniger ſcharf aus und ſind z. T. ſcharf abgeſtrichen. Zwei Gefäßteile mit wenig ausladendem Rand tragen auf der Schulter eine Verzierung von ſenkrechten, tief eingeſchnittenen Strichen (Taf. XIV 7). Auf einem anderen Bruchſtück betonen zwei horizontale, wenig gewellte Linien die Schulter. Inv. Nr. 1517 : 27.

Größerer Teil eines handgemachten, ſchwarzbraunen Topfes mit körniger, rauher Oberfläche. Der Ton iſt mit großen Glimmerteilchen durchſetzt. Rand fehlt. Schulter ſtark, faſt waagerecht ausladend. H. noch 11,5, Boden 7 cm. Auf der Sohle der Siedlungsgrube gefunden. Inv. Nr. 1521 : 27.

Sechs Scherben, teils handgemacht, teils gedreht, darunter drei Randſtücke. Ein grauer Randteil mit ſcharf abgeſtrichenem und innen mehrfach gefaſtem (facettiertem) Rande. Bei dem zweiten Randſtück iſt der Rand nicht nur abgeſtrichen, ſondern trägt außerdem eine Längsrinne. Der dritte Randteil ſtammt von einem gedrehten ſchwarzen Topf, deſſen Schulter ein dreizeiliges, horizontales Furchenband trägt und darunter mindeſtens zwei ſehr ungleichmäßig gezogene Wellen- oder Zickzackbänder, von denen nur das obere erhalten iſt. Sie ſind mit demſelben mehrzinkigen Gerät eingetieft (Taf. XIII 6). Meiſt von dem unteren Teil der Siedlungsgrube. Inv. Nr. 1522 : 27.

Acht Tierknochen und -zähne, darunter Wirbel- und Rippenteile. Inv. Nr. 1518 : 27.

In der hauptſächlich aus der Schuttmaſſe der älteren Siedlung ſtammenden Fundamentſchicht unter der Mauer, die beim Beginn des Mauerbaues aufgetragen und planiert wurde:

Unterteil eines größeren, graubraunen, handgemachten Gefäßes. Jetzt noch 26,5 cm hoch, jetzige Öffnung 38 cm, Bodendurchmeſſer 16 cm. Inv. Nr. 1523 : 27.

Sieben z. T. gedrehte Scherben, darunter ein halbes Bodenſtück mit Mittelloch und zwei Randſtücke. Drei Wandungsſcherben tragen auf den Schultern Verzierungen, der eine zwei Bänder ziemlich regelmäßiger, ſechszeiliger Wellenlinien zwiſchen umlaufenden Horizontallinien, der zweite eine Art horizontales Tannenzweigmuſter von Einſtichen, mit einem ſiebenzinkigen Gerät ausgeführt, der dritte ein unvollſtändig erhaltenes Strichgruppenmuſter von ſenkrechten oder ſchrägen Strichbündeln über einem dreizeiligen Horizontalfurchenbande. Inv. Nr. 1524 : 27.

Vier z. T. gedrehte Gefäßreſte, darunter drei Randſtücke mit ſcharf abgeſtrichenem Rande, einer ſogar mit etwas überhängender Lippe und gerauhtem Körper. Ein Gefäßteil mit viermal gefaſtem Rande iſt ganz ähnlich wie der unter 1524 : 27 erwähnte mit zwei Bändern von ſechszeiligen, ganz flachen Wellenlinien in Horizontallinien-Einrahmung verziert (Taf. XIII 1). Inv. Nr. 1527 : 27.

Eine ganze Anzahl von Tierknochen, wohl meiſt von Haustieren. Inv. Nr. 1525 : 27.

---

[6]) Sämtliche in Poppſchütz gefundenen Gefäße ſind hart gebrannt und unterſcheiden ſich dadurch von vorgeſchichtlicher Töpferware.

Fünf angebrannte Knochen, davon drei Rippenstücke. Besonders wichtig ist ein angekohlter Menschenknochen, der nach freundlicher Bestimmung des Anthropologischen Instituts der Universität Breslau die obere Hälfte des rechten Oberschenkels eines erwachsenen Menschen bildet. Inv. Nr. 1526 : 27.

Sechs Stücke Holzkohle. Inv. Nr. 1528 : 27.

Unmittelbar unter den Holzteilen des Fußes der Vorderfront der Burgmauer und zwischen den beiden Frontwänden des Mauerfußes:

Verkohlte Getreidereste, z. T. noch in zusammengebackenen Klumpen, wohl hauptsächlich Roggen und Gerste. Inv. Nr. 1519—1520 : 27.

Innenfläche 1 hinter der Mauer. Aus der Schicht unter der Steinsetzung:

Fünf verzierte, meist handgemachte Scherben. Die erhaltenen Ränder sind ausladend und scharf abgestrichen. Muster: sechszeilige flache Wellenlinienbänder wie unter 1524 : 27. Dreizeilige hängende Bogen unter Horizontalband (Taf. XIII 2). Zwei sich achtförmig verschlingende, sechszeilige Wellenlinien zwischen horizontaler Bandrahmung (Taf. XIII 5). Senkrechte oder schräge Strichgruppen zwischen horizontalen Strichgruppen bei einem größeren Randstück (Taf. XIV 6); der Unterteil desselben Gefäßes unter 1524 : 27. Die Scherben lagen 0,35—1,00 m tief. Inv. Nr. 1529 : 27.

Weitmündiger Schulternapf, Handarbeit, schwarz bis schwarzgrau (Taf. XIII 7). Über der deutlich heraustretenden Schulter eine umlaufende, steile, vierzeilige Wellenlinie, unregelmäßig eingeritzt. H. 13,5, Mündung 18, Bodendurchmesser 10 cm. Das Gefäß stand 0,50 m tief; an dieser Stelle lag auch verkohlte Hirse (1537 : 27). Inv. Nr. 1530 : 27.

Großer Topf von dem Charakter eines Vorratsgefäßes, handgemacht, schwärzlichgrau. Der ausladende, abgestrichene Rand ist innen mit unregelmäßigen Horizontallinien bedeckt. Die Schulter ist mit winkelförmigen, nebeneinanderstehenden Punktreihen verziert, die mit einem vierzinkigen Gerät eingestochen sind. H. 36, Mündung 32,5, Bodendurchmesser 17 cm. Das Gefäß lag zerdrückt 1,10 m tief und zwischen seinen Scherben verkohltes Getreide (1536 : 27), das ursprünglich in ihm aufbewahrt war. Inv. Nr. 1535 : 27 (Taf. XIII 8).

Schwarzes Gefäß, bei dem der rötliche Ton z. T. durchschimmert, mit ausladendem, abgestrichenem Rand. Der Hals ist über der abgesetzten Schulter mit fünf unregelmäßig umlaufenden Horizontalfurchen verziert. Im Boden eine kreisförmige, sehr tiefe Einstempelung. Mehrere größere Lücken in der Gefäßoberfläche stammen von ausgebrannten organischen Beimischungen des Tons. H. 13, Mündung 11, Bodendurchmesser 6,8 cm. Das Gefäß lag 1,30 m tief. Inv. Nr. 1532 : 27 (Taf. XIII 9).

Vollständiger Bodenteil, drei Randstücke und fünf Wandteile von Gefäßen. Drei Scherben von zwei Gefäßen, die auch unter Nr. 1524 : 27 vertreten sind. Verzierte Scherben mit Wellenlinienbändern (Taf. XIII 3), Horizontalliniengruppen und senkrechten Strichgruppen. Inv. Nr. 1533 : 27.

Eine größere Menge von verkohltem Getreide, wohl meist Gerste und Roggen, z. T. noch in Klumpen zusammengebacken. Inv. Nr. 1531 : 27.

Eine größere Menge von verkohltem Getreide, z. T. in Klumpen, wohl meist Gerste und Roggen, auch einige Haselnüsse darunter. Wohl hauptsächlich von der Lagerstelle des zerdrückten Gefäßes (1535 : 27). Inv. Nr. 1536 : 27.

Eine ganze Menge von verkohlter Hirse, in besonders großen Klumpen zusammengebacken. Von der Fundstelle des Gefäßes: 1530 : 27 und aus dessen Nähe, nur viel tiefer (bis 1,35 m tief). Inv. Nr. 1537 : 27.

Teil eines verkohlten starken Astes. Inv. Nr. 1534 : 27.

Schnitt 1. Im Steinkranz am Fuße des Burgwalls

Acht, meist handgemachte Gefäßscherben, darunter drei Bodenstücke und vier Randstücke. Der eine Gefäßteil hat ausladenden, scharf abgestrichenen, ja sogar etwas gehöhlten Rand mit Fasenbildung am inneren Ansatz des Randes. Seine Verzierung von zwei fünfzeiligen Wellenlinienbändern zwischen Horizontalfurchen entspricht den Mustern von 1524 : 27 und 1533 : 27. Zwei andere Gefäßstücke tragen unregelmäßiger eingetiefte Wellenlinien, Horizontalfurchen und schräggestellte, steile Strichbänder. Ein Bodenstück trägt auf der rauhen Außenfläche eine schwach eingetiefte, glatte, kreisförmige Vertiefung, deren erhöhte Ränder beweisen, daß sie erst nach Herstellung des Topfes angebracht ist und ebenso wie die anderen eingetieften Bodenmarken von Poppschütz nicht von dem Reitnagel einer Töpferscheibe herrührt (Taf. XIV 2). Inv. Nr. 1538 : 27.

Am einen Ende zerschlagener Röhrenknochen eines Tieres. Inv. Nr. 1539 : 27.

Schnitt 2. Ältere Siedelungsschicht

Siedelungsgrube unter der Vorderfront der Burgmauer:

Eiserne Axt mit großem Schaftloch am einen Ende, langgezogener Klinge und wenig verbreiterter Schneide. Der das Schaftloch umschließende Nackenteil der Axt ist nach oben und besonders nach unten verlängert. L. 21,5, Schneidenbreite 5 cm. Inv. Nr. 1540 : 27 (Abb. 6).

Kürzere Eisenaxt mit Knauf hinter dem Schaftloch, von dessen Umrahmung zipfelartige Stege nach oben und unten herauswachsen, um die Verbindung mit dem Schaft zu verstärken. Die Klinge verbreitert sich zur Schneide hin plötzlich stark nach unten. L. 16, Schneidenbreite 4,5, Schaftzipfellänge 6,5 cm. Original im Heimatmuseum Neusalz. Im Museum Breslau eine eiserne Nachbildung, hergestellt in der Paulinenhütte Neusalz. Inv. Nr. 1541 : 27 (Abb. 5).

Auf der Sohle der älteren Siedelungsschicht bei Punkt 17,0 m:

Unterteil eines handgemachten, bräunlichen, größeren Tongefäßes. Bodendurchmesser 11,2, H. noch 10 cm. Inv. Nr. 1542 : 27.

Stück Holzkohle, lag über dem eben aufgeführten Gefäß. Inv. Nr. 1543 : 27.

Von der Hausstelle hinter und unter der Rückfront der Mauer:

Sechs Scherben, darunter ein Bodenstück und zwei Randstücke. Letztere mit scharf abgestrichenem Rande und etwas überhängender Lippe. Der eine Rand auch gefast (Taf. XIV 5). Als Verzierungen sind schrägstehende Strichgruppen zwischen Wellenlinien- und Horizontalbändern (Taf. XIV 5), kurze Schrägstrichgruppen (Taf. XIV 10), Tupfen und an dem Oberteil eines grauen, doppelkonischen, weitmündigen Napfes Horizontalfurchen angebracht. Inv. Nr. 1544 : 27.

Vier Knochen und ein Zahn von Tieren. Inv. Nr. 1545 : 27.

Holzkohlestücke. Inv. Nr. 1546 : 27.

Von der Hausstelle im Innenraum mit Getreidelagern:

Halber Bodenteil eines handgemachten braunen großen Gefäßes mit tief eingedrehter kreisförmiger Delle in der Mitte der Standfläche. Bodendurchmesser 12,5 cm. Inv. Nr. 1552 : 27 (Taf. XIV 4).

Verkohlte Hirse und andere Früchte. Die Hirse zum großen Teil zusammengebacken. Bei Punkt 13,90 m im Profilschnitt 2 gefunden. Inv. Nr. 1547 : 27.

Verkohlte Hirse, meist zusammengebacken. Inv. Nr. 1550 : 27.

Verkohlter Roggen. Inv. Nr. 1548 : 27.

Verkohlter Roggen, Hafer und Holzkohle. Inv. Nr. 1551 : 27.

Verkohlte Gerste. Inv. Nr. 1549 : 27.

Von der Siedlungsgrube innerhalb derselben Hausstelle zwischen den Profilpunkten O und Q:

Dreizehn Gefäßscherben, darunter vier Randstücke mit abgestrichenem Rande. Muster: Horizontalfurchen, Wellenlinienbänder, weitgestellte Einzeltupfen wie Würfelaugen (Taf. XIV 11), eingestempelte Kreise (Taf. XIV 9). Inv. Nr. 1553 : 27.

Aus dem Grabungsloch der Ausgrabung 1875:

Randstücke zweier weitmündiger Gefäße mit ausladendem, abgestrichenem Rande; das eine schwarz, mit einem Mündungsdurchmesser von etwa 24 cm; das andere braun, mit Horizontalfurchen auf der Schulter. Inv. Nr. 1554 : 27. Von dem letzteren Gefäß wurde bereits 1875 ein Randstück gefunden und unter Nr. 7081 katalogisiert!

Beim Zuschütten des Schnittes 2 gefunden:

Sechs Gefäßscherben, darunter zwei mit Wellenlinienbändern zwischen Horizontalfurchen (Taf. XIII 4), einer mit drei tannenzweigartig übereinanderstehenden Reihen von schrägen Einstichen eines siebenzinkigen Gerätes, auch zwischen Horizontalfurchen (Taf. XIV 8). Einfaches Gefäß mit rundlichem Rand. Inv. Nr. 1555 : 27.

Aus verschiedenen Teilen beider Schnitte.

Zehn Bodenteile handgemachter Gefäße, darunter zwei mit eingedrehter Bodendelle (Taf. XIV 3) und einer mit schwach erhabener, einfacher Bodenmarke (Taf. XIV 1). Inv. Nr. 1556 : 27.

Bemaltes Gipsmodell des Burgwalls von Poppschütz, 46 × 50,5 cm groß, im Maßstab 1 : 500. Hergestellt von Vermessungsrat Hellmich. Geschenk von Hüttendirektor E. Glaeser-Neusalz. Inv. Nr. 175 : 25.

Die Auswertung der Fundstücke aus Poppschütz für die Zeitstellung der Anlage und die völkische Zugehörigkeit ihrer Bewohner soll hier ganz kurz gefaßt werden. Einmal ist die Poppschützer Irdenware der in den voraufgehenden Beiträgen von Boege, Petersen und Langenheim behandelten nahe verwandt, so daß über ihr Alter auf das dort Gesagte verwiesen werden kann. Andererseits erfordern die neuen Entdeckungen über den Zusammenhang der spätesten germanischen Töpferware in Schlesien mit der frühesten slawischen eine eingehende Untersuchung auf breiterer Grundlage, der hier nicht vorgegriffen werden soll. Nur soviel soll gesagt werden, daß die Gefäße und Scherben von Poppschütz der erst jetzt klar erkannten frühesten slawischen Gruppe zugehören. Dafür sprechen die Gefäßformen — insbesondere die weitmündigen doppelkonischen (Taf. XIII 7) — ebenso wie die Muster, mögen sie aus mehrzeiligen Wellenlinien-Bändern bestehen (Taf. XIII 1-6) oder aus Gruppen von Kammstichen (Taf. XIV 8), aus zickzackförmig gestellten Strichgruppen (Taf. XIV 5-6) oder aus einfachen Horizontalfurchen (Taf. XIII 9), um nur diese wichtigsten Arten zu nennen. Wenn auf den Böden der Gefäße von Poppschütz nach ihrer Herstellung und vor dem Brande außen kreisförmige Vertiefungen eingedrückt oder eingedreht sind (Taf. XIV 2-4) oder seltener an derselben Gefäßstelle ganz wenig erhabene, kaum auffallende, runde Tonscheiben aufliegen (Taf. XIV 1), so sind das technische Sonderheiten, auf die auch in den voraufgehenden Aufsätzen hingewiesen worden ist. Schließlich sind die rechtwinklig und scharfflächig abschneidenden Ränder, die z. T. innen gefast sind (Taf. XIV 5), besonders in dem

Burgwall von Kleinitz angetroffen worden. Früher hielt man diese Einzelheit bei slawischen Gefäßen für ein spätes Kennzeichen. Deshalb hatte ich in meinem kurzen Vorbericht über die Poppschützer Grabung[7]) geglaubt, die Funde ins 10.—11. Jahrhundert setzen zu sollen. Jetzt wissen wir, daß solche gerade und scharf abgestrichenen Ränder bei den Slawen sehr früh vorkommen, weil sie diese und die anderen eben erwähnten technischen Einzelheiten von der spätgermanischen Irdenware übernommen haben. Wir müssen daher die erste Siedlung und die Burganlage von Poppschütz, die offenbar zeitlich dicht aufeinander gefolgt sind, weiter in die Vergangenheit zurückverlegen. Wenn auch sichere und genaue Zeitangaben vor der eingehenden Bearbeitung des gesamten einschlägigen Fundstoffes noch nicht gegeben werden können, so möchte ich in Übereinstimmung mit den Ausführungen in den voraufgehenden Arbeiten die beiden Siedelungsschichten auf dem Poppschützer Burgwall für innerhalb des 7. und 8. Jahrhunderts entstanden ansehen.

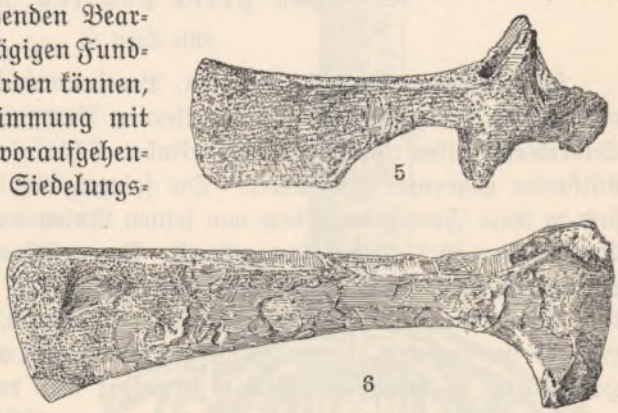


Abb. 5–6. Eiserne Äxte aus Poppschütz. 1/3
Nach Altschlesien III 102

Ob die Formen der beiden in der älteren Siedlungsschicht von Poppschütz zusammen gefundenen Eisenäxte (Abb. 5-6) nach ihrem bisherigen Auftreten innerhalb der slawischen Zeit einem genaueren Zeitabschnitt zugeschrieben werden können, entzieht sich meiner Kenntnis. Soviel ist sicher, daß insbesondere die Axtform Abb. 5 bei den Slawen gebräuchlich war[8]).

Wenn die Poppschützer Burg und die unter ihr liegende Siedelung nach der aufgefundenen Irdenware in die frühslawische Zeit fallen, dann gewinnen die mannigfachen Reste von Getreide aus der Poppschützer Siedlung erhöhte Bedeutung. Können doch die reichlichen Proben frühslawischen Erntegutes dem sie untersuchenden Fachmanne wichtige und sichere Aufschlüsse vermitteln über Art und Beschaffenheit der frühslawischen Getreidearten und darüber hinaus über die Bedeutung der Landwirtschaft innerhalb des frühslawischen Wirtschaftslebens. Wenn man früher nach dem damaligen Quellenstande mitunter geneigt war, dem Ackerbau bei den Slawen des 7. bis 9. Jahrhunderts keine so überragende Bedeutung zuzumessen wie bei den Bauernvölkern der voraufgehenden

[7]) Grünberger Hauskalender auf das Jahr 1928, S. 34.
[8]) Vgl. z. B. Schránil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, 1928, Taf. 70, 10. — Eisner, Slovensko v pravěku, 1933, Taf. 91, 11; 96, 6, 11, 15—16.

Epochen, so dürften die Getreidefunde von Poppschütz geeignet sein, diese Auffassung stark einzuschränken. Es wäre daher sehr zu begrüßen, wenn die erhaltenen Sämereien und Früchte von Poppschütz, die aus einer bisher wenig erforschten Zeitstufe stammen, einer fachmännischen Untersuchung unterzogen würden.

Prunkwaffen der Niederlausitz

Von Peter Paulsen, Kiel

Mit Tafel 15

Vor kurzem machte E. Petersen, Breslau, eine Prunkaxt aus der Gegend von Sagan[1]) bekannt. Auf einer eisernen Bartaxt, die mit ½—1 mm breiten Silberblechstreifen tauschiert ist, befindet sich auf beiden Breitseiten ein stark stilisierter gehörnter Vierfüßler. Die spiegelgleich widersehenden Tiergestalten sind in ihrer Formgebung dem von feinen Linien umrahmten Zierfeld angepaßt. Das Gehörn ist U-förmig langgestreckt. Das geöffnete Maul, das Kinn und die Ohren sind eckig, Hals, Rumpf und Gliedmaßen sind bandförmig gezeichnet. Das dem Beschauer zugekehrte Vorderbein ist gestreckt, das andere gebeugt. Die Hinterbeine sind frei in die Fläche gesetzt, doch ist an ihnen eine stark stilisierte Hufbildung zu erkennen. Dieser Prunkaxt aus der Gegend von Sagan sind zwei weitere ganz nahe verwandt, die eine von Schauenburg in Oberösterreich[2]) und die andere von Guben in der Niederlausitz[3]). Diese drei Äxte stehen sich so nahe, daß sie aus derselben Werkstatt, ja sogar aus der gleichen Hand stammen müssen. Über Zeit und Ort der Herstellung dieser Prunkäxte ist man verschiedener Meinung. v. Sacken spricht bei der Axt von Schauenburg vom 6.—9. Jahrh. Lindenschmit gibt als Zeit für die Axt von Guben das 7.—8. Jahrhundert an. J. Werner will beide genannten Äxte dem 10. Jahrhundert zuweisen. Dieser Auffassung schließt sich auch E. Petersen bei der Betrachtung der Axt von Sagan an. Über den Herstellungsort hat man sich bisher nicht bestimmter ausgelassen. Doch hat man die Vermutung ausgesprochen, daß diese Äxte irgendwie mit dem Kunstgewerbe der Wikinger in Verbindung stehen[4]).

Wenn man von der Form ausgeht, so ist zu sagen, daß die Axt von Guben wohl an Bart und Schneide durch starke Benutzung abgeschliffen ist. Diese Bartaxt ohne Schaftlochlappen mit Nackenlappen und Dornansatz am Bart gehört einem besonderen baltisch-nordischen Typ an. Die rein nordischen Bartäxte des 10. Jahrhunderts haben in den Wikingersiedlungen des Baltikums im 11. Jahr-

[1]) Altschlesien 6 (1936) S. 319 ff.

[2]) Mitteilungen der k. k. Central-Kommission N. F. V. Wien 1879. S. 49 f. (v. Sacken).

[3]) Lindenschmit, Altertümer IV Taf. 41. — Sudeta V (1929) S. 156 ff. (J. Werner).

[4]) W. Frenzel, Vorgeschichte der Lausitzen (1932) S. 98.

hundert eine Sonderentwicklung erfahren und zwar zu der Form hin, die uns in der Axt von Sagan entgegentritt. Der Zahl nach ist diese Axtart am häufigsten in Lettland, in Livland und Kurland vertreten. Man findet sie aber noch bis nach Ostpreußen, in der Umgebung von Wilna und um Krakau, jedoch seltener. Nach den Fundbeigaben zu urteilen, gehört der Typ zur Hauptsache dem 11. und 12., vielleicht sogar noch dem 13. Jahrhundert an. Die reine Form der Axt von Sagan mag etwa um 1100 und im 12. Jahrhundert Mode gewesen sein. Die Äxte, die in ihrer Flächenbehandlung auch mit gleichzeitigen südrussischen verwandt sind, sind nicht slawisch, sondern einer ganzen Anzahl von Prunkäxten zuzuordnen, die einer nordischen Herrenschicht gehörten. Diese Nordmänner wurden nach den Wikingerzügen in baltischen und slawischen Gebieten seßhaft und gingen allmählich in das fremde Volkstum auf[4a]). Die reich geschmückten Äxte sind nicht nur Prunkwaffen gewesen, sondern nach nordischer Auffassung waren sie vornehmlich ein Symbol der Würde und der Herrschaft.

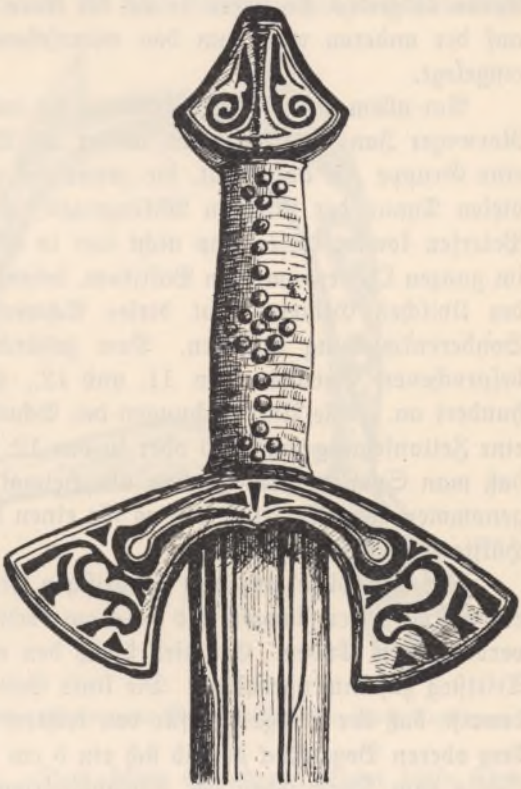


Abb. 1. Schwert aus dem Bargello-Museum in Florenz. Etwa 1/2. Nach Laking

Weitere Aufklärung über die damalige Kriegerausrüstung und deren Ausschmückung erhalten wir durch zwei andere Gegenstände, nämlich ein Schwert aus dem Bargello-Museum in Florenz[5]) und einen Steigbügel im Historischen Museum in Moskau[6]). Über die Herkunft dieser genannten beiden Stücke ist nichts Näheres bekannt.

Das Schwert (Abb. 1 u. Taf. 15) ist in Form und Silberverzierung besonders gut gearbeitet. Die silberne Parierstange ist nach unten gebogen. Ihre untere Kante ist durch eine in der Mitte herabgezogene Spitze in zwei stark gebogene

[4a]) P. Paulsen, Der Wikingerfund von Leckhus, 1937, S. 30, 46ff. – Derselbe, Mannus 1937, S. 394 u. 408.

[5]) Francis Laking, European Armour and Arms 1, London 1920, S. 102.

[6]) Trudy Gos. Ist. Muzeja 1926, S. 125ff. (Gorodzow.)

Linien aufgeteilt. In den durch Bogen abgegrenzten zwei Feldern der Parierstange sind dieselben widersehenden Tiere in Gelbmetall eingesetzt. Der Griff ist mit Leder umwickelt und mit Bronzeknöpfen geziert. Der Knauf ist verhältnismäßig klein. Seine fast dreieckige Schmuckfläche ist ebenfalls von gebogenen Linien umgrenzt. Es zieren sie auf der einen Seite zwei gegenständige Palmetten, auf der anderen wiederum das widersehende Tier aus Gelbmetall in Silber eingelegt.

Vor allem ist es die Parierstange, die auf nordische Vorläufer hinführt. Der Norweger Jan Petersen[7]) hat, als er die Wikingerschwerter nach Typen schied, eine Gruppe AE aufgestellt, die genau die gleiche Parierstange besitzt. Er weist diesen Typus der jüngsten Wikingerzeit, also dem 11. Jahrhundert, zu. Nach Petersen kommt dieser Typ nicht nur in Skandinavien vor, sondern findet sich im ganzen Ostseeraum. Im Baltikum, besonders in den Wikingerniederlassungen des livischen Gebietes, hat dieses Schwert, ähnlich wie die Prunkäxte, eine Sonderentwicklung erfahren. Dort gehören diese Schwerter ebenso wie die besprochenen Bartäxte dem 11. und 12., vielleicht sogar noch dem 13. Jahrhundert an. Alle Untersuchungen des Schwertes von Florenz sprechen auch für eine Zeitansetzung um 1100 oder in das 12. Jahrhundert. Fr. Laking führt an, daß man Spanien oder Italien als Heimat für das Schwert aus Florenz angenommen hat. Er selbst hält es für einen nordeuropäischen Typ aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Der Steigbügel aus dem Historischen Museum in Moskau (Abb. 2—3) besitzt einen etwa 42 cm langen und 3—4 cm breiten eisernen Bügel mit bis zu 5,5 cm verbreiterten Enden. Er wird durch den ebenfalls breiten und 11 cm langen Trittsteg zusammengehalten. Die linke Seite des Bügels ist etwas kürzer. Das beweist, daß der Steigbügel für den rechten Fuß des Reiters bestimmt war. In dem oberen Bogenstück befand sich ein 5 cm langer und 1 cm breiter rechteckiger Schlitz zum Durchziehen des Steigbügelriemens. Der schmale obere Steg des Steigbügels, der in dem Riemen hing, ist aber — vielleicht im Kampf — gebrochen.

Der Form nach schließt sich das Stück an die nordischen Steigbügel des 10. Jahrhunderts an, deren Bügelenden auch erweitert und besonders verziert sind. Auf dem Bügel des Moskauer Stückes befinden sich zu beiden Seiten je drei Palmetten von gleicher Ausführung wie auf dem Schwertknauf von Florenz. Dadurch allein schon ist die enge Verbindung, die zwischen beiden Werkstücken besteht, zu erkennen. Auf den durch gebogene Linien abgegrenzten Flächen der beiden erweiterten Bügelenden befinden sich wiederum die widersehenden, gehörnten Vierfüßler. Nach Gorodzow sollen Palmetten und Tierfiguren mit grüner Emaille ausgelegt sein. Wahrscheinlich wird es sich um grünes Blachmal (Niello) handeln.

[7]) Jan Petersen, De norske vikingesverd, Kristiania 1919, S. 178 ff.

Die Tiergestalten des Steigbügels unterscheiden sich jedoch von denen auf den Prunkäxten und dem Schwert von Florenz darin, daß sie mehr naturalistische Züge aufweisen. So sind die Hufe recht deutlich als die eines Rindes zu erkennen. Noch eindeutiger weist das Gehörn auf einen Stier hin. Bisher hat man meist angenommen, daß es sich bei den Darstellungen der Prunkäxte

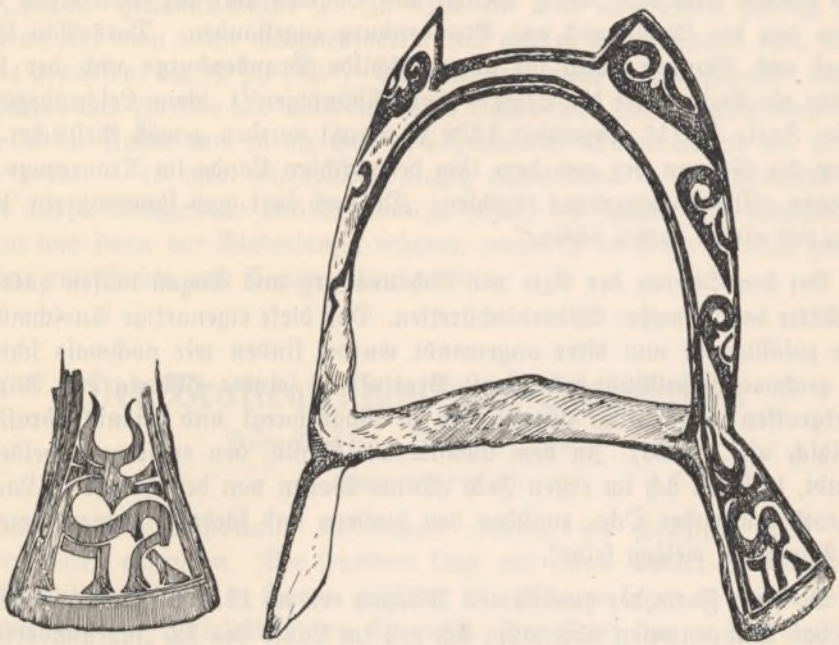


Abb. 2–3. Steigbügel aus dem Historischen Museum in Moskau. Etwa ½. Nach Gorodzow

um Hirsche mit Geweihen handele. Doch schon Gorodzow deutet diese Tiergestalten ohne Bedenken als die von Stieren und mißt ihnen eine heraldische Bedeutung zu, die nur in Bessarabien oder im Gebiet Lausitz-Sachsen ihre Erklärung finden könne.

Auch die Germanen führten wohl von alters her Tierbilder als Feldzeichen. So ist von den Kimbern und Teutonen bekannt, daß sie bei ihren Einfällen in Italien ein Götterbild in Gestalt eines ehernen Stieres mit sich trugen[8]). Im Norden gab es im 10. und 11. Jahrhundert Tierdarstellungen, die mit der hier behandelten jüngeren Form viel Verwandtes haben. Letztere zeugt für das Vorhandensein starker nordischer stilistischer Nachklänge, die von den einstigen Wikingerniederlassungen in Rußland und besonders im Baltikum ausgingen, noch im 12. Jahrhundert.

[8]) Christian Ulr. Frhr. v. Ulmenstein, Über Ursprung und Entstehung des Wappenwesens, 1935, S. 17f.

Nikolaus von Mecklenburg führte bereits 1219 den Stierkopf im Siegel, der später auch im Wappen der Wieniawer und Preſten in Polen und Mähren[9]) auftritt. Der ſtehende und ſchreitende Stier in Seitenanſicht kommt ſpäter wohl nur im Wappen der Niederlauſitz vor. Wann dieſes Wappen mit dem Stier zum erſten Mal aufkam, iſt noch nicht feſtgeſtellt[10]). Einer Urkunde vom 18. März 1363 zufolge wird dem König Wenzel von Böhmen auch der Titel eines Markgrafen von der Lauſitz und von Brandenburg zugeſtanden. Daraufhin läßt er Siegel und Wappen durch die Wappenſchilde Brandenburgs und der Lauſitz — hier als Wappentier der Stier — vervollſtändigen[11]). Beim Leichenbegängnis Kaiſer Karls IV (11. Dezember 1378 zu Prag) wurden gemäß fürſtlicher Sitte dieſem die Fahnen der von dem ihm beherrſchten Lande im Trauerzuge nachgetragen. Die Augenzeugen erzählen: „Darnach furt man Lawsnitz ein Panier weizz mit ainem rotten ochſen."

Bei den Stieren der Axte von Schauenburg und Sagan laufen quer über die Mitte des Rumpfes Silberblechſtreifen. Daß dieſe eigenartige Ausſchmückung keine zufällige iſt und öfter angewandt wurde, finden wir nochmals ſchriftlich und zeichneriſch beſtätigt von Ernſt Brottuff in ſeiner: Hiſtoria von Wiprecht, Markgraffen zu Lausnitz, Burggraffen zu Magdeburgk vnd Leisnick, Graffen zu Groitzſch uſw. (1556). In dem quadrierten Schild, den er ſeinem Helden zuſchreibt, befindet ſich im erſten Feld „Seine Wopen von der Margk zu Lausnitz, ein roth lauffender Ochs, zwiſchen den hindern vnd fördern Beinen weis vmb den Bauch, im weißen felde".

Da dieſe Form der quadrierten Wappen erſt im 15. Jahrhundert aufkommt und das Wappenweſen überhaupt ſich erſt im Laufe des 12. Jahrhunderts entwickelt, kann dieſes beſchriebene und gezeichnete Wappen ſo nicht dem Wiprecht von Groitzſch zu eigen geweſen ſein, doch müſſen Brottuff entſprechend ältere Darſtellungen von einem „ſtriemichten" Stier vorgelegen haben. Sonſt hätte er dieſe bemerkenswerte Beſchreibung und Zeichnung nicht ins Wappen um 1556 hineinkombinieren[12]) können, zumal dieſe Ausführung ſpäter gar nicht im

---

[9]) Schleſ. Vorzeit IV (1886) S. 519f. Taf. 2.

[10]) Der Stier mit langen Hörnern kommt auch im Siegel vor (vgl. Anm. 13) — Stier auf einem Bracteaten des 12. (?) Jahrh's. Deſtinata I (1738) S. 1093. — Berthold Schmidt und Carl Knab, Reußiſche Münzgeſchichte, 1907, S. 12. Solche Bracteaten von Münzſtätte Schleiz (1200–1230); S. 107ff. Wappen der Stadt.

[11]) J. Siebmacher's großes und allgemeines Wappenbuch: Wappen der deutſchen Souveraine und Lande. N. F. bearbeitet v. Guſt. Seyler, 1916, S. 3f. — O. Poſſe, Deutſche Kaiſerſiegel II, 1910, Taf. 7.

[12]) Auch in den Scriptores rerum Lusaticarum, Lib. II von Chriſt. Hoffmannus (1719) wird Seite 171 Anm. 1 berichtet: „In alten Wappen-Büchern habe gefunden, daß man dieſem Ochßen über den mitlern Leib von den Rücken an bis auf den Bauch einen weißen breiten Strich oder Decke gemahlet." – vgl. auch Destinata Literaria et Fragmenta Lusatica I, 1738, S. 59.

Wappen der Niederlausitz erscheint. Und dargestellt ist in der Zeichnung wohl der jagdbare Büffelstier[13]).

Wir dürfen daher annehmen, daß die Prunkäxte von Schauenburg, Guben und Sagan, wie das Schwert von Florenz und der Steigbügel von Moskau das persönliche Abzeichen eines Fürsten trugen. Es war das „zeichen", das später bald „wâpen" genannt wurde[14]). In einer um 1150 abgefaßten Predigt heißt es: „wan also man einen wolgewafneten riter anders nit erchennen mac, niwan bi sime gewaefen, daz ist sin scilt". Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Heerführer und Fürsten als Vertreter ihres Volkes und Landes, auch diese Tierbilder in die Fahne und in die Schilde aufnahmen. Somit haben wir in dem Stier[15]) der — in ihrer Gesamtheit einzig dastehenden — Prunkwaffen das bisher älteste Besitzzeichen und Symbol zu sehen, das später zum Wappen der Lusatia und dann der Niederlausitz erhoben wurde[16]), in deren Bereich ja auch die Äxte von Guben und Sagan gefunden sind.

Der Brakteatenfund von Schönbrunn

Von Arthur Suhle, Berlin

Mit Tafel 16

Im Dorfe Schönbrunn Kr. Sagan wurden im Frühjahr 1934 etwa 47 Brakteaten gefunden. Der Fundort liegt auf einem Gebiet, das früher zu dem Augustiner-Kloster in Sagan gehörte. Die Münzen lagen in einem bauchigen, dickwandigen mittelalterlichen Tongefäß. Der Fund kam in den Besitz des Saganer Heimatmuseums, dessen Leiter, Herr Konrektor Michael, mir ihn zur Bestimmung und Veröffentlichung übergab.

Die Münzen (Taf. 16) gehören der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an; ihre Art ist eine ähnliche wie sie die Funde der Niederlausitz aus dieser Zeit

---

[13]) J. Siebmacher a. a. O., Taf. XVI 32. – Christ. Hoffmannus, Scriptores rerum Lusaticarum, Lib. II, 1719, S. 172 Anm. (b.) „Anno 1564, es würde dieser Ochse in Verträgen mit denen Marggraffen zu Brandenburg aufgerichtet ein Bison genennet". — Ein „bunter striemichter Ochse" wird noch bei den Wenden der Nieder-Lausitz Bisanc (= Bison) genannt (Neues Lausitzisches Magazin 40 (1863) S. 274). Destinata I (1738) S. 1108. In dem Siegel des Henricus de Baruth, Propst zu Breslau 1321 (Paul Pfotenhauer, Die Schlesischen Siegel von 1250 bis 1300, Breslau 1879, S. 28, Taf. III 25) befindet sich auch ein „Stier von ungarischer Rasse mit (ähnlichen) langen Hörnern." vgl. ferner Taf. II 16; III 22, 25; IV 31.

[14]) Christian Ulr. Frhr. v. Ulmenstein, Über Ursprung und Entstehung des Wappenwesens, 1935, S. 66ff.

[15]) Vielleicht lassen sich Verbindungen zu den Ausführungen von v. Heydebrand über das Zeichen für den Stier (Altschlesien VI 352ff.) finden.

[16]) Daß diese Prunkwaffen so verstreut gefunden sind, beleuchtet die unruhige Zeit, in der sich die Ostmark befand. Der Träger dieser Waffen muß eine Gestalt wie die des Zeitgenossen Wiprecht von Groitzsch gewesen sein, der in der Lausitz, in Polen, Böhmen und Italien gekämpft hat. — Kötzschke-Kretzschmar, Sächsische Geschichte I, 1935, S. 64ff.

zeigen, so z. B. die von Spremberg, Fürstenwalde, Starzeddel, Mochow, Groß Briesen, Wolkenberg und Lübben.

Die Niederlausitz war damals von 1136—1303 Eigentum des Hauses Wettin—Meißen. 1303 verkaufte sie Dietrich III von Meißen an Hermann den Langen, Markgrafen von Brandenburg, von dem sie dessen Tochter Mathilde, Gemahlin Herzog Heinrichs IV von Sagan, 1308 ererbte, die sie aber bald danach an Meißen verpfändete.

Die Niederlausitz wurde im Nordwesten durch das Gebiet von Jüterbog begrenzt, das zum Erzbistum Magdeburg gehörte und wo die Erzbischöfe eine Münzstätte hatten. Von hier aus werden die geistlichen Pfennige ausgegangen sein, die in den niederlausitzischen Funden dieser Zeit und auch in einem Stück in unserem Funde vorkommen. Im Westen lag die Grafschaft Brena, an die sich nördlich Anhalt und das Herzogtum Sachsen-Wittenberg anschloß, das 1290 in den Besitz von Brena kam. Aus dieser Nachbarschaft erklären sich die anhaltinischen bzw. Sachsen-wittenbergischen Hohlpfennige, die in der Niederlausitz und auch in Schönbrunn gefunden worden sind. Ob die Stücke, die ich als niederschlesische bezeichnet habe, in Sagan geprägt sind, läßt sich nicht sagen. Auf jeden Fall befand sich hier, wie eine Urkunde von 1310 beweist, eine Münzstätte.

Nach Art anhaltinischer bzw. herzoglich-sächsischer Pfennige

1. Auf Bogen Sitzender mit 2 Lanzen zwischen 2 Schilden (?)	13 Stück, 9 = 3,12 g.
2. Auf Bogen Sitzender mit Schwert und Lilienzepter	5 Stück, 2 = 0,675 g.
3. Brustbild mit 2 Türmchen, auf denen ein Kreuz, über Bogen, in dem ein Stern	1½ Stück.
4. Brustbild mit 2 Türmchen, auf denen Kugeln über Bogen, in dem ein Kreuz	ausgebrochenes Stück.
5. Auf Bogen Sitzender mit 2 Türmchen, über denen eine Kugel; ein Türmchen ist quer über die Stirn des Sitzenden noch einmal geprägt	ausgebrochenes Stück.
6. Stehender zwischen 2 Stäben mit halber Lilie zwischen 2 Kugeln und 2 Winkeln	1 = 0,36 g.
7. Stehender mit Lanze und Lilie	1 = 0,25 g.
Wittenberg?	
8. Stehender mit Pfeilspitze, WI II	Hälfte 0,25 g.
Erzbistum Magdeburg	
9. Stehender Bischof mit Mitra mit Fahne und Buch zwischen 2 dicken Kugeln (nicht abgebildet)	zerbrochenes Stück.
Niederschlesien?	
10. Über Leiste Brustbild mit Schwert und Fahne zwischen 2 Kugeln	2½ Stücke, 1 = 0,66 g, also doppelt so schweres Gewicht wie die anhaltinischen Pfennige.
Niederlausitz	
11. Größeres Türmchen zwischen 2 kleineren über Bogen, in dem ein Kreuz. Bahrfeldt, Niederlausitz II. Taf. XIV 269	ausgebrochenes Stück.

12.	Bruſtbild mit Schwert und Fahne	Hälfte.
13.	Torbogen, auf dieſem ein Kreuz zwiſchen 2 Zinnen (?) im Tor etwas Unerkennbares (Lilie?)	0,18 g.
14.	Kopf	0,185 g.
15.	Kopf Vgl. Bahrfeldt, Niederlauſitz Taf. XVII 335	Bruchſtück.
16.	6ſtrahliger Stern	zerbrochenes Stück.
17.	Kreuz, von dem 2 gegenüberliegende Balken aus 2 Lilien gebildet ſind	0,19 g.
	Acht unbeſtimmte Stücke	

Bücheranzeigen

Das Werden der Menſchheit und die Anfänge der Kultur, von Prof. Dr. Hermann Klaatſch †, fortgeführt und ergänzt von Prof. Dr. Julius Andree, Univerſität Münſter i. W., Prof. Dr. Hans Weinert, Univerſität Kiel, Dr. Jörg Lechler, Berlin. Mit 348 Textbildern und 2 Beilagen. Deutſches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, Leipzig (1936). 404 S. Ganzleinen 13,50 *RM*.

Hermann Klaatſch († 5. 1. 1916), der als Inhaber des Lehrſtuhls für Anthropologie an unſerer Univerſität auch dem Schleſiſchen Altertumsverein nahegeſtanden hat, war zweifellos eine der glänzendſten Erſcheinungen im wiſſenſchaftlichen Leben der Vorkriegszeit. Seine umſtürzenden Anſichten über die Entſtehung des Menſchen wurden von der Fachwelt im allgemeinen zwar ziemlich kühl, mit um ſo größerer Begeiſterung aber von der breiten Öffentlichkeit aufgenommen. Auf dieſe wirkte er, außer durch ſeine hinreißende Vortragskunſt, durch eine Reihe volkstümlicher Schriften, unter denen ſein Anteil an dem Kraemerſchen Sammelwerke „Weltall und Menſchheit" wohl am bekannteſten geworden iſt. Eine letzte Zuſammenfaſſung dieſer Art wurde unter obigem Titel 1920 von Adolf Heilborn aus ſeinem Nachlaß herausgegeben und 1922 zum zweiten Mal aufgelegt. Ihr buchhändleriſcher Erfolg hat den Verlag bewogen, jetzt eine dritte Ausgabe zu veranſtalten und ſie unter Weglaſſung der Heilbornſchen Zuſätze durch zwei anerkannte Gelehrte, den Geologen und Urgeſchichtsforſcher Andree und den Anthropologen Weinert, dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft anzupaſſen. Die Darſtellung des Verfaſſers iſt jedoch, was von dem Mitherausgeber Lechler in ſeiner Einführung treffend begründet wird, bis auf Äußerlichkeiten unverändert gelaſſen worden. Sie iſt beſonders, wo der vergleichende Anatom zu uns ſpricht, ein Werk aus einem Guſſe, ausgezeichnet durch unumſchränkte Beherrſchung des Stoffes, Scharfſinnigkeit der Beobachtung, Reichtum, Schwung und Kühnheit der Gedanken. Der Grundgedanke iſt: nicht auf dem Wege über die Affenſtufe iſt der Vormenſch zum Menſchen geworden, ſondern dadurch, daß er ſeine urſprünglichen Merkmale aus der Wurzel des Säugetierſtammes bewahrt und ſich ſo den Aufſtieg zum „Gehirntiere" freigehalten hatte, anſtatt ihn durch einſeitige Ausbildung körperlicher, für den Kampf ums Daſein wichtiger Organe zu verſperren. Dieſe Lehre darf wohl auch heute noch nicht als gänzlich abgetan gelten, indeſſen haben neuere Entdeckungen doch die Anſicht verſtärkt, daß der Menſch nur aus einer aufrechtgehenden Primatenart hervorgegangen ſein könne. Sie wird auch von Weinert in ſeinem ergänzenden Beitrage vertreten, worin die paläontologiſchen Zeugniſſe für die menſchliche Stammesgeſchichte, namentlich die Neufunde, eingehend behandelt ſind. Ganz unabhängig von Klaatſch ſteht auch das von Andree beigeſteuerte Kapitel über die Entwicklung der mitteleuropäiſchen Kulturen in der älteren und mittleren Steinzeit für ſich da. Die dreifältige Behandlung desſelben Stoffes durch verſchiedene Verfaſſer hat natürlich Überſchneidungen und z. T. auch Widerſprüche zur Folge gehabt, mit denen ſich der Leſer, ſo gut er kann, abfinden muß.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, der Bilderschmuck beinahe überreich. Der als Titelbild verwendete alte Farbendruck eines Querschnitts durch die Abfolge der Kulturen vom Eiszeitalter bis zur Gegenwart wäre besser weggeblieben. Er bezieht sich für die ältere Steinzeit nur auf die französischen Verhältnisse und ist in wesentlichen Punkten durch die neuere Forschung überholt. H. Seger

H. Lindner: Die Eiszeiten und der eiszeitliche Mensch im südlichen Oberschlesien. Jahresberichte der der geologischen Vereinigung Oberschlesiens. Gleiwitz 1937. 64 S. m. 33 Taf. u. 5 Bild. im Text

Seit der Bekanntgabe der ersten, wenig kennzeichnenden altsteinzeitlichen Feuersteingeräte aus Oberschlesien ist dort eifrig weitergeforscht und weitergesammelt worden. Man darf die Heimat- und Altsteinzeitforschung beglückwünschen, daß sie in Herbert Lindner einen Mann fand, der sich seiner Aufgabe mit soviel Eifer und Hingabe unterzog. Auch eine weitere, bei keiner Forschung zu entbehrende Eigenschaft, nämlich kritische Einstellung sich selbst und den Dingen gegenüber, kennzeichnet den über ein gediegenes Wissen verfügenden Verfasser.

Lindner beschreibt aus dem von ihm behandelten Fundgebiet, über das er einen guten landschaftlichen und erdgeschichtlichen Überblick vermittelt, nicht nur Feuersteingeräte sämtlicher spätaltsteinzeitlicher Stufen, sondern gibt überraschenderweise eine frühaltsteinzeitliche Klingenkultur bekannt. In Makau Kr. Leobschütz liegen die Geräte unter einer saaleeiszeitlichen Grundmoräne und können deshalb zeitlich gut eingeordnet werden, während über die kulturellen Beziehungen dieser Acheuléenbegleitindustrie noch manches zu sagen sein wird. Als kulturellen Niederschlag der letzten Zwischeneiszeit und beginnenden Eiszeit lernen wir die Zinnatalgruppe kennen. Die einzelnen Fundplätze zeigen Beziehungen zum westlichen Moustérien wie zum mährischen Uraurignacien und ungarischen Protosolutréen. Der Verfasser hat sich eifrig bemüht, durch formenkundliche Überlegungen diese Verhältnisse zu klären und vermochte so zu einer Synthese zu gelangen, die uns weit mehr bietet, als die gerade bei Lokalforschern sonst so beliebte Prägung neuer und gewöhnlich nichtssagender Stufenbezeichnungen. Würden die Ausführungen über das oberschlesische Aurignacien durch brauchbare Abbildungen unterbaut, so könnte man sie als meisterhaft bezeichnen. Die enge Verwandtschaft zu Mähren wird auf jede mögliche Weise, u. a. durch Aufrollung der so wenig beachteten Rohstofffrage überzeugend dargetan. Das wichtigste, möglicherweise zu weittragenden Folgerungen führende Ergebnis, ist das erstmalig von Lindner erkannte Weiterleben des quarzitischen Aurignacien und der mit ihm eng verzahnten Riesensteingeräte in den jüngeren Kulturen. Es wird möglicherweise gelingen, auf dem hier eingeschlagenen Wege zu einer ganz neuen Zeitansetzung der schlesischen grobgerätigen Mittelsteinzeitkulturen zu gelangen und es scheinen in der Tat, wie der Verfasser richtig vermutet, in Oberschlesien, dieser so wichtigen Achse altsteinzeitlicher Kulturentfaltung, Beziehungen von europäischer Bedeutung faßbar zu werden. Wir bedauern, daß die Arbeit in der Beschreibung der einzelnen Gerätformen nicht mehr in die Breite geht. Nichtsdestoweniger möchten wir Lindners Schrift als das Musterbeispiel einer von wohltuend sachlicher Bescheidenheit getragenen, wissenschaftlich wertvollen Leistung eines Heimatforschers ansprechen.

Rein methodisch gehört es zu den schwersten Aufgaben, eine derartige, an neuen Ergebnissen wahrlich nicht arme Niederschrift zugleich allgemeinverständlich zu gestalten. Es wurde von Lindner nicht zum Vorteil des Ganzen versucht. So befriedigend der Text ist, so wenig brauchbar sind die Zeichnungen. Daß der Verfasser dies offenbar selbst nicht erkannte, ist um so erstaunlicher, als er völlig mit Recht die schlechten Wiedergaben oberschlesischer Altsteinzeitgeräte in früheren Arbeiten kritisiert. Lindner könnte sich mit der Veröffentlichung des Gesamtmaterials von einzelnen wichtigen Fundplätzen weitere Verdienste erwerben. Dann aber — hoffen wir — wird sich auch die Möglichkeit finden, ihm die Mittel zu beschaffen, einwandfreie Zeichnungen in guter, der Wichtigkeit der Funde entsprechender Ausstattung zu veröffentlichen. Lothar F. Zotz

Lothar Zotz: Die schlesischen Höhlen und ihre eiszeitlichen Bewohner. Wilh. Gottl. Korn, Breslau (1937). 38 S. und 16 Bildtafeln. St. brosch. 2 *RM*.

Die überraschenden Erfolge der schlesischen Höhlenforschung im letzten Jahrzehnt waren bisher nur aus kurzen, in Zeitschriften verstreuten Berichten bekannt. Jetzt hat uns der Leiter der Grabungen mit einem die Ergebnisse zusammenfassenden eignen Büchlein darüber beschenkt. Die Höhlenfunde aus dem Bober-Katzbachgebirge und dem Glatzer Berglande werden darin beschrieben und durch Vergleiche mit ähnlichen Beobachtungen in anderen Ländern gedeutet. Sie geben uns Kunde von einer zu Beginn der letzten Eiszeit, vor mehr als 50 000 Jahren, herrschenden Bärenjägerkultur mit urtümlichen Werkzeugen aus Stein und Knochen und seltsamen zauberischen Bräuchen, eingeführt wahrscheinlich von Menschen der sogenannten Brünnrasse, die aus Mähren über die Glatzer Pässe herübergekommen waren. Dieser Kern der Darstellung wird eingerahmt von naturkundlichen Ausblicken auf die Entstehung der schlesischen Höhlen und auf Landschaft und Tierwelt zur Zeit der Höhlenbärenjäger. Fesselnd und anschaulich geschrieben und vom Verlage vornehm ausgestattet, verdient das Buch einen weiten Leserkreis, es füllt aber auch eine Lücke im vorgeschichtlichen Schrifttum aus. H. Seger

Liebetraut Rothert: Die Mittlere Steinzeit in Schlesien. Die Feuersteingeräte und ihre Einordnung. Mannus-Bücherei 55, Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1936. 101 S. mit 25 Taf. und 1 Karte. Geh. 9,— *RM*, gebd. 10,40 *RM*.

Es ist ein eindrucksvoller Beweis für den Fortschritt der schlesischen Vor- und Frühgeschichtsforschung, daß fast genau zehn Jahre, seitdem E. Vogt (Zürich) die ersten mittelsteinzeitlichen Feuersteingeräte auf einer schlesischen Düne auffammelte, schon Stoff genug vorhanden ist, um ein Handbuch über die Formen dieser Geräte zu schreiben. Ein Blick auf das reichhaltige Schriftenverzeichnis der Arbeit lehrt überdies, wie planmäßig sich seit dem Ende des Krieges auch sonst die Forschung des In- und Auslandes um die Aufhellung des früher ganz unbekannten Zeitabschnittes bemüht hat. Und daß es sich lohnt, die dem Außenstehenden zunächst so unansehnlich erscheinenden Feuersteingeräte zu bearbeiten und nach Kultur- und Zeitstufen zu ordnen, beweist bereits die gründliche und klar geschriebene Arbeit der Verf. Die Reihe der grundlegenden Handbücher zur Vor- und Frühgeschichte Schlesiens ist damit um ein weiteres Glied vermehrt worden.

Die Verf. hat sich zunächst nur mit den Geräten aus Feuerstein und verwandten Gesteinsarten beschäftigt, die die Hauptmasse des einschlägigen Fundstoffes bilden, und scheidet diese in zwei Hauptgruppen, nämlich die feinen und die groben Geräte. Beide schließen in Verbreitung und Herkunft einander aus und erweisen sich zudem als Hinterlassenschaft zweier verschiedener Menschengruppen. Auch sind sie im wesentlichen nicht gleichzeitig. Die Gruppe der feinen Geräte läßt sich ihrerseits in eine ältere Entwicklung des Swiderio-Tardenoisien, geologisch gesprochen der jüngeren Ancyluszeit, und eine jüngere des Spättardenoisien, in die Litorinazeit gehörig, aufteilen. Allerdings reicht die jüngere Formenwelt beträchtlich in die Jungsteinzeit hinein, mit der sie sich erwiesenermaßen überschneidet. Die grobgerätige Kultur ist dagegen allem Anschein nach als Ausfluß einer Neueinwanderung aus dem Norden zu erklären und dürfte etwa zur Mitte der Litorinazeit in Schlesien geblüht haben.

Vornehmlich mit der Einordnung dieser letzteren Kultur hat die Verf. Neuland betreten, und es ist ihr zu danken, daß sie dem geringen bisher hiervon bekannten Fundstoff sehr viel neuen hinzugefügt hat, der den Formenkreis der Grobgeräte nicht unbeträchtlich erweitert und z. T. einer planmäßigen Grabung entstammt, während sonst nur Oberflächenfunde vorlagen. Gediegener Inhalt, klare Art der Darstellung und zahlreiche Abbildungen verleihen der Arbeit dauernden Wert und dürften ihr eine gute Aufnahme sichern. E. Petersen

Rudolf Glaser: Die bemalte Keramik der frühen Eisenzeit in Schlesien. Quellenschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte (Herausgeber: Hans Seger u. Martin Jahn), Band 3. Kurt Kabitzsch Verlag, Leipzig 1937. 8°, 161 S. mit 1 Bildnis, 16 z. T. mehrfarb. Taf., 4 Karten. 12,90, Vorzugspreis 11 *RM*.

Das Erscheinen der Dissertation Rudolf Glasers, des zu früh Dahingegangenen, bedeutet nicht nur eine selbstverständliche Ehrenpflicht für Lehrer und Freunde des Verstorbenen, sondern auch einen wesentlichen Fortschritt der schlesischen Vor- und Frühgeschichtsforschung, der damit ein neues wichtiges Handbuch geschenkt worden ist. In klaren, überzeugenden Ausführungen behandelt Verf. die schon äußerlich so bemerkenswerte Gruppe der bemalten Urnenfelderkeramik, deren Bestand und Reichhaltigkeit seit Zimmers zusammenfassender Behandlung außerordentlich angewachsen ist. Die eingehende formenkundliche und zeitliche Gliederung des Stoffes führt zu dem Ergebnis, daß die bemalte schlesische Irdenware schon gegen Ende der späten Bronzezeit (Per. V Montelius) aufkommt, dann zu Beginn der frühen Eisenzeit ihre reichste Entwicklung erfährt, die vor allem an vielfarbiger Bemalung und der Vorliebe für kultische Sinnbilder deutlich wird, um dann wieder abzuklingen und etwa gegen Ende der Hallstattstufe C nach Reinecke wieder zu verschwinden. Obwohl Glaser überzeugend die südöstliche Herkunft der Sitte der Gefäßbemalung nachweist, stellt er ebenso deutlich heraus, wie gerade Mittelschlesien auf diesem Gebiet schnell die Führung übernimmt und nun seinerseits zum Kerngebiet eines hallstättisch gefärbten Sonderkreises wird, dessen Ausstrahlungen, wie gerade am Vorkommen schlesischen bemalten Geschirrs zu erkennen, über die Grenzen unserer Provinz hinwegreichen. Mit Recht beschränkt sich Glaser nicht auf die Vorlage der bemalten Irdenware, sondern stellt diese Gruppe in die gleichzeitige Kultur insgesamt hinein, wobei er sein Hauptaugenmerk auf die unbemalte gleichzeitige Keramik richtet, während er die Beigaben nur in ihren wichtigsten Formen streift. Daß auch diese Arbeit wieder überzeugende Bestätigungen dafür liefert, daß die Urnenfelderkultur Schlesiens und der Nachbarländer zur Völkergruppe der Illyrier gehört, sei besonders hervorgehoben. Neben diesen Ergebnissen verleihen die eingehenden Fundberichte der fleißigen und sorgfältigen Arbeit bleibenden Wert, desgleichen die großenteils mehrfarbigen Abbildungen, die vom Verf. stammen und einen guten Einblick in den Reichtum des bearbeiteten Fundstoffes gewähren. Die beigegebenen Karten veranschaulichen und stützen die Ergebnisse der Arbeit bestens.

Förderern, Herausgebern und dem Verlag gebührt Dank dafür, daß sie mit der vorliegenden Arbeit dem zu schönen Hoffnungen berechtigenden Verf. ein bleibendes Denkmal gesetzt haben! E. Petersen

Germanische Vorzeit Schlesiens, von der Kameradschaft studierender Vorgeschichtler der Universität Breslau: Siegfried Gollub, Walter Klammt, Heinz Löffler, Johannes Pätzold, Christian Pescheck, Reinhard Schindler, Friedrich Wilhelm Schlette und Günter Teichmann. Junge Wissenschaft im Osten, Heft 1, herausgegeben im Auftrage der Gaustudentenführung von Hermann Uhtenwoldt. Priebatsch' Buchhandlung, Breslau (1937). Fol. VII + 48 S. Mit 11 Karten, 2 Tafeln und 24 Textabb. 2,40 *RM*.

Diese Gemeinschaftsarbeit ist im Rahmen des Reichsberufswettkampfes der Deutschen Jugend 1936 angefertigt und in der Reichssparte „Vorgeschichte" mit dem 2. Preise ausgezeichnet worden. Sie soll Zeugnis ablegen von dem wissenschaftlichen Streben und der Einsatzbereitschaft des nationalsozialistischen Studenten für deutsche Art und deutsches Volkstum. Ihren Inhalt bildet die germanische Geschichte unserer Heimat auf Grund der Bodenfunde, die aus den landesamtlichen Archiven festgestellt, in Tabellenform nach Zeitstufen und völkischer Zugehörigkeit geordnet und auf 11 Karten eingetragen, den Besiedlungsgang in den beiden Jahrtausenden vor und nach der Zeitwende getreu widerspiegeln. Diese Aufgabe mit der notwendigen Vollständigkeit und in verhältnismäßig kurzer Zeit zu lösen, war nur durch Arbeitsteilung mög-

lich. Die Arbeit war daher für eine Kameradschaft besonders gut geeignet. Sie hält den gegenwärtigen Stand der Forschung in einem Bilde fest, das durch künftige Funde wohl vertieft, aber kaum wesentlich verändert werden wird, und zeigt, daß Schlesien seit seiner ersten Einbeziehung in den germanischen Raum um 600 v. Chr. fortdauernd, wenngleich nicht ausschließlich germanisch besiedelt war. Zur Erläuterung dient eine gemeinverständlich geschriebene und reichlich bebilderte Darstellung des geschichtlichen Verlaufs und der ihn begleitenden Kulturen. Auch für den Fachmann wertvoll ist die 179 Nummern umfassende Übersicht des einschlägigen Schrifttums. H. Seger

Wandatlas des deutschen Volkstums, herausgeg. von Universitätsdozent Dr. W. Czajka. Farbige Wandkarten mit Erläuterungsheften. Karte 1: W. Czajka und Th. Mann, Lebensraum und Reiche der Germanen. (1000 v. bis 800 n. Chr.). 2. Aufl. — Karte 2: H. Schlenger, Deutsche Stämme und Volksinseln. Priebatsch, Breslau 1936.

Auf die erste Auflage der ersten Wandkarte ist bereits in Altschlesien VI 409 lobend hingewiesen worden. Daß schon nach wenigen Monaten eine neue Auflage nötig wurde, zeigt, eine wie wertvolle Hilfe diese Karte im Schulunterricht bietet. Die zweite Auflage hat wichtige Verbesserungen erfahren, um das fast unmögliche Unterfangen, die gesamte Vor- und Frühgeschichte der Germanen auf einer einzigen Tafel verständlich wiederzugeben, klarer durchzuführen. Freilich, wegen der Überfülle des Gebotenen kann der Schüler auch den Inhalt dieses Blattes nur unter Anleitung des Lehrers erarbeiten und das auf den ersten Blick verwirrende Bild entziffern. Aber zugunsten der erforderlichen Niedrighaltung des Anschaffungspreises war diese Form der Wiedergabe geboten.

Übersichtlicher ist die Karte der deutschen Stämme und Volksinseln, obwohl auch sie sehr viele Einzelheiten vermittelt. Schlenger hat auf ihr mit großem Geschick und guter Beherrschung der so verschiedenartigen verwendeten Quellenarten ein ungemein anschauliches und einprägsames Kartenbild geschaffen, das sich an den in der ersten Karte gebotenen Wissensstoff anschließt und die Entwicklung der deutschen Stammesgeschichte bis zur Jetztzeit bringt. In einer Neuauflage, welche diese ausgezeichnete Darstellung wohl bald erleben wird, ist die Gleichsetzung der drei herausgearbeiteten Stammesgruppen mit den germanischen Ingwäonen, Istwäonen und Herminonen besser auszumerzen. M. Jahn

H. Kurtz: Slawische Bodenfunde in Schlesien. Schriften des Osteuropa-Institutes in Breslau. Neue Reihe, Heft 5. Breslau 1936. 67 S. mit 13 Abb. und 4 Taf. Preis 3,60 *RM*.

Schon lange ist es innerhalb der schlesischen Bodenforschung als schmerzliche Lücke empfunden worden, daß die zahlreichen Bodenfunde der Provinz aus der slawischen Epoche noch keine Bearbeitung gefunden hatten. Und — um es gleich vorwegzunehmen — auch die überaus knappe und kurze Arbeit von K. ist nicht geeignet, diese Lücke zu schließen. Die Schrift gibt kaum einen Einblick in das zahlreich vorliegende Fundmaterial. Im wesentlichen hat der Verf. seine Dissertation von 1931 fast unverändert vorgelegt; es sind daher viele wichtige Neufunde unberücksichtigt, auch das Schrifttum seit 1931 ist nur unvollkommen verarbeitet. So vermißt man mehrfach einen Hinweis auf die wichtige und fleißige Arbeit von Lęga über Pommeranien.

Der Hauptteil der Schrift ist der slawischen Irdenware gewidmet. Die aufgestellten formenkundlichen Reihen können jedoch nicht überzeugen. So werden die Gefäße von Seichwitz, die mit umlaufender Spirale und Querkerben verziert sind (Taf. I 1), doch jünger sein und nicht an den Anfang der Reihe gehören. Der Verf. behält die alte Einteilung Götze's bei und unterscheidet früh-, mittel- und spätslawischen Stil. Im Beginn des 10. Jahrhunderts glaubt Verf. zu Unrecht durch Auftauchen der Töpferscheibe einen Bruch innerhalb der Entwicklung feststellen zu können. Er hält sich zu stark an Einzelheiten der Formgebung der Gefäße. Trotz mancher sehr guten Bemerkungen über Beziehungen Schlesiens zum

awarisch-slawischen Kreis des 6.—8. Jahrhunderts im Donaugebiet (z. B. S. 33) erkennt Verf. nicht, daß dadurch ausgezeichnete Festpunkte zur zeitlichen Ansetzung der frühslawischen Keramik in Schlesien zu erhalten sind. Bei Behandlung der Schläfenringe wird wohl auf den einzigen schlesischen Ring mit mehrfacher Schleife von Königsbruch (S. 43) und auf die wichtigen Vergleichsstücke in Böhmen und Ungarn hingewiesen, aber nichts über das hohe Alter gerade dieser Schläfenringform gesagt. Richtig und gut beobachtet sind dagegen die engen Beziehungen zwischen völkerwanderungszeitlicher, provinzial-römischer und slawischer Keramik im Donaugebiet. Hier haben wir sicher die Herkunft der Töpferscheibe zu suchen, deren Anwendung bereits in spätgermanischer Zeit für Schlesien feststeht und dann nur kurze Zeit aufgegeben wird. Wenn so der Hauptabschnitt der Arbeit über die Keramik wenig befriedigt — der Verf. bringt kaum Neues und legt den reichen Fundstoff nur in Auswahl vor, ohne den Versuch eine Siedlungskarte zu geben —, so sind die kurzen Abschnitte über die sonstigen Funde noch unbefriedigender. Nicht erkannt und entsprechend gewürdigt ist die Rolle der Wikinger und Waräger für Schlesien. Zum Teil werden Funde, wie der Schwertknauf aus Oberschlesien, unrichtig mit dem wikingischen Norden, statt mit dem warägischen Südosten und mit Byzanz verbunden (S. 26).

Mehrfach stören Irrtümer und Flüchtigkeiten. So werden bei Besprechung der Nimptscher Gefäße (S. 3 ff.) die beiden verschiedenen Fundplätze nicht deutlich geschieden, und das S. 2 unten bis S. 3 oben beschriebene Gefäß wird nicht auf Taf. I 2 abgebildet, sondern ein anderes aus Nimptsch. Die Arbeit von Kurtz bringt die lange erwartete grundlegende Behandlung der slawischen Bodenfunde nicht. Diese dringende Arbeit muß noch durchgeführt werden. K. Langenheim

Beiträge zur Geschichte der Stadt Breslau, im Auftrage des Oberbürgermeisters herausgegeben vom Städtischen Kulturamt. Neue Folge der Mitteilungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek. Heft 2, 1936; Heft 3, 1937. Priebatsch' Buchhandlung, Breslau. Brosch. je 3 und 4 *RM*.

Noch mehr als im 1. Heft (vgl. Altschlesien VI 425) wird unser eignes Arbeitsgebiet durch die stadtgeschichtlichen Beiträge des 2. Hefts berührt. Fritz Geschwendt behandelt darin die ältesten Oderübergänge bei Breslau im Lichte der Vorgeschichtsforschung.

Die Funde lassen keinen Zweifel darüber, daß der Umkreis von Groß Breslau seit jeher stärkste Anziehung auf den Verkehr ausgeübt hat, und daß der Oderübergang in der Vorzeit fast ausschließlich von der Gegend der späteren Altstadt in der von der Natur vorgezeichneten Richtung Breslau—Hundsfeld erfolgt ist. Sehr bemerkenswert ist der Aufsatz Hermann Uhtenwolds über Peter Wlast, den Siling und Breslau. Er führt die von unserem Georg Lustig eingeleiteten Forschungen überraschend weiter. Lustig war es auch, der schon vor 30 Jahren im Schlesischen Altertumsverein angeregt hatte, an der Stätte des von Peter Wlast gegründeten und 1529 niedergerissenen Vincenzklosters auf dem Elbing Nachgrabungen vorzunehmen. Die damals erzielten Ergebnisse (vgl. Schles. Vorzeit N. F. V 276, 283; VI 249) sind durch neuerliche Feststellungen der Städtischen Bauverwaltung, über die Magistratsbaurat Zinkler berichtet, weit übertroffen worden. Seine Forderung einer planmäßigen Untersuchung des nunmehr eng umrissenen Raumes erscheint nach den gemachten Funden romanischer Baureste voll berechtigt. Es wäre ein schöner Erfolg, wenn bis zur 700-Jahrfeier der Deutschen Stadt im Jahr 1941 der Grundriß der Stiftskirche und die Grabstätte Peter Wlasts und seiner Gemahlin aufgefunden werden könnten. — Heft 3 enthält eine verwaltungsgeschichtliche Abhandlung von Fritz Türk über die Entstehung und Entwicklung des Bürgermeisteramtes in Breslau sowie zwei Aufsätze von Theodor Goerlitz über das Breslauer Wallonenviertel und eine bisher unbekannte Urkunde von 1301 über die Breslauer Juden. — Die Hefte sind mit Plänen und Lichtbildern vorzüglich ausgestattet. H. Seger

Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. Herausgeber: Hans Uebersberger, Priebatsch' Buchhandlung, Breslau. Jahrgang 1, Heft 1, 1936.

Das erste Heft dieser neuen Zeitschrift bringt unter anderem eine eingehende Würdigung von Band I des großen, durch die Akademie der Wissenschaften in Krakau herausgegebenen Werkes über die Geschichte Schlesiens (Historja Šląska). Unter den besprochenen Abschnitten berühren zwei unser engeres Arbeitsgebiet: der von W. Semkowicz verfaßte über die historisch-geographischen Grundlagen Schlesiens, und die Vorgeschichte Schlesiens von J. Kostrzewski. Die nationale Voreingenommenheit der Verfasser tritt in beiden stark hervor und erfordert in vielen Punkten eine Richtigstellung. So will Semkowicz den Namen Schlesien und den Volksstamm der Silingen für slawisch erklären. In seiner Kritik weist der Prager Sprachforscher Ernst Schwarz diese Ansicht nicht nur als haltlos zurück, sondern er gibt selbst eine wertvolle Zusammenstellung der geschichtlichen und namenkundlichen Belege für das germanische Volkstum der vorslawischen Schlesier und seiner Fortdauer über die Zeit der slawischen Einwanderung hinaus. Kostrzewskis Vorgeschichte erfährt durch Ernst Petersen eine nicht ungünstige, aber die bekannten Irrtümer des Posener Gelehrten natürlich ablehnende Beurteilung. Auch die übrigen Besprechungen enthalten manches wichtige Material aus dem Grenzgebiete zwischen Geschichte und Vorgeschichte. H. Seger

Heimatkarte des Kreises Bunzlau im Maßstabe 1:100 000. 2. verbesserte Auflage. Verlag Kurt Ressel in Bunzlau.

Die das Bodenrelief, die Bewässerung, die Siedlungen und die Verkehrslinien vortrefflich zur Darstellung bringende Karte ist durch Wilhelm Hoffmann vom Landesamt Breslau mit den vorgeschichtlichen Fundorten versehen worden, ohne daß die Deutlichkeit der Karte beeinträchtigt worden ist. Heimatfreunde und Schulen können an Hand der Karte die vorgeschichtlichen Fundstellen des Kreises leicht aufsuchen.

Fritz Geschwendt

Konrad Olbricht: Breslau, das Werden einer ostdeutschen Großstadt. Text von K. Olbricht, Görlitz. Bilder von Gerhardt Beuthner-Breslau. Flemmings Verlag, Breslau-Dtsch. Lissa. 1936.

Das stattliche Tafelwerk verfolgt die Absicht, als rückschauende Landschaftsbetrachtung dem Gegenwartsmenschen einen gut gegliederten Überblick über den Werdegang eines bestimmten Teiles deutscher Landschaft zu geben. Die außerordentlich gelungene Darstellung beginnt schon während des Höhepunktes der letzten Eiszeit, geht über die vor der Jungsteinzeit gelegene Waldsteppenzeit und die Zeit der Urnenfelderkultur zur wandalischen Epoche über. Damit schließt die Vorgeschichte ab. Über den Mongolensturm und über die Jahre um 1500, 1600, 1800, 1850, 1890, 1900 werden wir bis zum Dritten Reich geführt. Die neuartige Form der Darstellung, vorzüglich Landschafts- und Stadtbilder aus den verschiedensten wichtigsten Zeitabschnitten, werden gerade bei der rückschauenden Betrachtung der Entwicklung eines so schwierigen Gebildes wie einer Großstadt, bestimmt für Schule und Haus von allerhöchstem Wert sein.

Fritz Geschwendt

Konrad Olbricht: Unser schönes Görlitz. Bilder aus der Geschichte der Stadt und der Heimatlandschaft. 39 S. mit 16 Bildern und 9 Kartenskizzen. Verlag Bokämper, o. J.

Da seit dem Erscheinen der letzten Görlitzer Heimatkunde 30 Jahre vergangen sind, wurde der bekannte Geograph von der Görlitzer Lehrerschaft angeregt, seine zahlreichen Untersuchungen zusammenfassend zu veröffentlichen. Die stattliche Reihe von Aufsätzen wird zur vertieften Betrachtung der Heimat anregen. Für den Vorgeschichtler sind u. a. folgende Arbeiten von größerem Interesse: Das Landschaftsbild der Heimat in vorgeschichtlicher Zeit. Unsere Landeskrone. Von der Urlandschaft zur Kulturlandschaft.

Fritz Geschwendt

J. Żurowski, R. Jakimowicz, J. Kostrzewski; Badania prehistoryczne w województwie śląskiem w latach 1934–1935. Verlag der Poln. Akademie der

Wissenschaften, Krakau 1936. 63 S. mit 6 Taf. und Abb.

Die Veröffentlichung (mit französischer Inhaltsangabe) bildet die Fortsetzung der in Altschlesien VI 419 f. angezeigten Berichte über planmäßige Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte Ost-Oberschlesiens. Żurowski (†) berichtet über den Fortgang der Burgwallaufnahme und den Fortgang der begonnenen Forschungen im allgemeinen. Von Jakimowicz wird ein Grabungsbericht über seine weiteren Untersuchungen auf dem Burgwall von Lubom Kr. Rybnik vorgelegt; er setzt die Anlage jetzt mit Vorbehalt in das 7.—8. Jahrhundert, bildet aber leider Kleinfunde, die diese Zeitbestimmung stützen könnten, nicht ab. Kostrzewski beschreibt die Fortsetzung seiner Grabungen auf der spätwandalischen, dem 4. Jahrhundert angehörenden Ansiedlung von Kolonie Rybna Kr. Tarnowitz, die neuerdings Belege für Eisenschmelzstätten geliefert hat, deren man auch sonst aus Schlesien aus der gleichen Zeit mehrere kennt. Die Kleinfunde sind einwandfrei spätwandalisch, wenn sie auch wieder als „spätrömisch" bezeichnet werden. Außerdem begann er mit der Untersuchung von Ansiedlungen verschiedener Kulturen und Zeitstufen, wobei er nordeurasische und Trichterbecher-Kultur der Jungsteinzeit (Kolonie Pilka Kr. Lublinitz), Schnurkeramik (Kolonie Piaseczna und Repetzko Kr. Tarnowitz), jüngere Lausitzer Kultur (Repetzko) und spätwandalische Kultur z. T. mit Töpferwerkstatt (Repetzko und Lesnica Kr. Lublinitz) feststellen, sowie Oberflächenfunde von zahlreichen Fundplätzen sammeln konnte.

Der Fortgang der planmäßigen Arbeit der polnischen Vorgeschichtsforscher ist dringend zu wünschen. E. Petersen

L. Franz: Die älteste Kultur der Tschechoslowakei. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik in Prag. N. F. Heft 2, 1936.

Als älteste Kultur der Tschechoslowakei darf man heute verschiedene Untergruppen unter dem Begriff des „Uraurignacien" zusammenfassen. Eine dieser Kulturgruppen, die im Hinblick auf die schlesischen Gebirgsfunde aus der Altsteinzeit unsere besondere Anteilnahme findet, ist die urtümliche „Knochenkultur". Bisher nur aus Höhlen bekannt, konnte sie Franz jetzt auch als Freilandwohnplatz, freilich am Fuße einer schützenden Felswand bei Krummau in Böhmen nachweisen. Dieser Ausgrabung bei Krummau und der Beschreibung der dabei geborgenen Funde gilt die vorliegende Arbeit. Neben wenigen, klingenartigen Quarzgeräten konnte dort die Anwesenheit des Menschen durch eine Feuerstelle nachgewiesen werden. Man fand sehr viel zerschlagene und aufgespaltene Knochen der von den Eiszeitjägern erlegten Tiere, unter denen der sonst in dieser Kultur so häufige Höhlenbär fast gar nicht in Erscheinung tritt. Desto häufiger ist die Höhlenhyäne, der neben dem Wildpferd und dem Nashorn die Jagd vor allem gegolten zu haben scheint.

Den angeblichen Knochenwerkzeugen steht der Verfasser mit Recht sehr skeptisch gegenüber, wenn er auch nicht zu jenen Forschern gehört, die in Umkehr der bisherigen weitgehenden Bejahung solcher Geräte deren Vorhandensein nun grundsätzlich leugnet. Durch seine, auf praktischen Versuchen gegründete Stellungnahme trägt Franz wesentlich zur Klärung der die Altsteinzeitforscher seit Jahren beschäftigenden Frage der „Knochenkultur" bei. Darüber hinaus gibt er eine wertvolle Übersicht über ähnliche, z. T. bisher fast unbekannte andere Fundplätze.

Die Zeitstellung der Krummauer Funde kann an Hand der reichen Tierreste, die Liebus in dem vorliegenden Buch in einem gesonderten Beitrag bearbeitet hat, festgelegt werden. Auch dort liegt, wie in unseren schlesischen Höhlen eine ausgesprochene „Mischfauna" vor. Neben Waldtieren, wie dem Hirsch und dem Wildschwein, konnten ausgesprochene Steppentiere, wie verschiedene Pferdearten und endlich die Bewohner der Tundra, wie auch das Renntier und der Eisfuchs nachgewiesen werden. Daraus darf man wohl schließen, daß der Wohnplatz in die letzte Eiszeit zu stellen ist, daß aber andererseits die Periode, in der noch wärmeliebende Tiere lebten, nicht allzufern zurückliegen kann. Lothar F. Zotz

Georg Wilke: Die Heilkunde in der europäischen Vorzeit. C. Kabitzsch, Leipzig 1936. 418 S. mit 270 Abb. 30 *RM*.

Der unermüdlich schaffende Verfasser ist zu einer Darstellung der Heilkunde in der europäischen Vergangenheit ganz besonders befähigt. Als hervorragender Arzt, der die höchsten Stufen der militärärztlichen Laufbahn erreichte, widmete er sich seit Jahrzehnten in seiner Freizeit mit ganzer Liebe der Vorgeschichte und Volkskunde. Sein vielseitiges Interesse und sein ungeheurer Sammeleifer häuften in seinem Arbeitszimmer ein schier unerschöpfliches wissenschaftliches Material auf. Ebenso wie bei seinen früheren Schriften liegt in diesem stattlichen Werke der Hauptwert in dem riesigen Quellenstoff, den er vor dem Leser ausbreitet und der das Buch zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk werden läßt. Hier ist die Ernte eines langen, emsig zusammentragenden und gesegneten Lebens niedergelegt. Alles, was Vorgeschichte, Geschichte, Volkskunde und Medizin zum Thema: Krankheiten des Menschen und ihre Heilbehandlungen auszusagen haben, ist verwertet worden. Dabei hat sich der Verf. nicht auf die rein ärztlichen Verfahren beschränkt, sondern die Zauber- und magischen Handlungen, welche in der Vergangenheit eine viel größere Rolle spielten, ausführlich herangezogen. Zu einer Darstellung der Geschichte der Heilkunde von ihren Uranfängen an reicht freilich, wie der Verfasser betont, der Quellenstoff trotz seiner Reichhaltigkeit nicht aus. Er bietet aber eine wichtige Grundlage für alle späteren Forschungen in diesem Wissenszweige. M. Jahn

Waldtraut Bohm: Die Vorgeschichte des Kreises Westprignitz. Herausgegeben vom Kreisausschuß des Kreises Westprignitz. Leipzig, Verlag Curt Kabitzsch, 1937. VIII, 200 S. mit 85 Abb., 93 Taf. und 9 Karten.

Erst acht Jahre ist es her, seit W. Matthes in seiner „Urgeschichte des Kreises Ostprignitz" die erste mustergültige Darstellung der Ergebnisse einer archäologischen Landesaufnahme des Kreises Ostprignitz vorgelegt hat, und schon liegt in gleicher reichhaltiger Ausstattung ein Werk über die Vorgeschichte des Nachbarkreises vor, das ebenfalls aus einer mehrjährigen Landesaufnahme erwachsen ist. Damit erfährt das heimatkundliche Schrifttum über den Nordwesten der Mark Brandenburg eine wertvolle Bereicherung, die in der starken Belebung der Anteilnahme an der heimischen Vorgeschichte ihre Früchte tragen wird. Aber auch der deutschen Vorgeschichtsforschung wird hier ein Weg gezeigt, den wir in allen deutschen Landesteilen nach und nach beschritten sehen wollen, damit wir über die älteste Vergangenheit Deutschlands überall so klaren Bescheid erhalten wie über die Prignitz, die heute besonders bevorzugt erscheint.

W. Bohm hat das angezeigte Buch im großen und ganzen ähnlich angelegt wie seinerzeit Matthes, wenn sie auch in der Darstellung zuweilen ausführlicher geworden ist und den Überblick über den von ihr festgestellten Fundstoff ihres Arbeitsgebiets im Gegensatz zu Matthes in Listenform geboten hat. Indessen trägt daran in erster Linie der sehr viel größere Denkmälerbestand die Schuld, den sie verarbeiten mußte, zumal sie ihn während ihrer jahrelangen Tätigkeit in der Prignitz durch mehrere glückliche Grabungen noch erheblich bereichern konnte. Besonders dankenswert ist die reiche Ausstattung des Werkes mit Abbildungen und mehrfarbigen Karten, die den Fortschritt in der äußeren Form deutlich macht, dem Arbeiten auf dem Gebiet der Vorgeschichte in den letzten Jahren unterliegen.

Im einzelnen zeigt die Arbeit, wie planmäßige Sammelarbeit und fleißiges Suchen Denkmäler von einer Reichhaltigkeit in einer begrenzten Landschaft nachzuweisen vermögen, von der man sich früher keinen Begriff gemacht hat. Fast alle Stufen der Vor- und Frühgeschichte des Landes sind gut vertreten, namentlich die Bronzezeit, in der die Westprignitz zum germanischen Kerngebiet gehört hat. Aus dieser Zeit liegen nicht nur das weitberühmte Seddiner Königsgrab und die nicht minder wichtigen Hügelgräber von Seddin und Wolfshagen vor, sondern neuerdings sehr bedeutsame gleichzeitige Siedlungsfunde von Lenzerfilge und Perleberg, die uns über Siedlungsweise und Hausbau der germanischen

Jungbronzezeit unterrichten und die Irrlehre von dem angeblich nur in der Lausitzer Kultur vorhandenen „Vorhallenhaus" endgültig widerlegen. Auch die Beobachtungen auf den Flachgräberfeldern der Westprignitz besitzen große Bedeutung, zeigen sie doch wieder einmal, daß urnenlose Bestattungen auch bei den norddeutschen Germanen der Bronzezeit ebenso vorkommen wie weiter östlich, und daher keinesfalls allein von der Lausitzer Kultur abgeleitet werden dürfen. Feststellungen von ähnlichem wissenschaftlichem Wert begegnen wir in dem Werke auf Schritt und Tritt, ohne daß hier auf sie alle eingegangen werden könnte. Auch die germanische Frühgeschichte, die slawische Zeit und die deutsche Siedelzeit sind durch zahlreiche Funde belegt und klar herausgearbeitet. Hier bietet das Werk der landesgeschichtlichen Forschung zahlreiche wertvolle Stützen und ergänzt die schriftlichen Quellen durch siedlungs- und kulturgeschichtliche Erkenntnisse.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Anzeige, zu allen Anschauungen der Verf. Stellung zu nehmen, deren stammesgeschichtliche Ausführungen, z. B. hinsichtlich der Langobardenfrage, der Unterbauung und Begründung bedürfen, oder Ausstellungen hinsichtlich einiger zweifelhafter Zeitbestimmungen vorzubringen. Als Ganzes genommen steht eine reife und wertvolle Arbeit vor uns, die allerseits warm begrüßt werden wird und deren Fortsetzung für andere Teile der Mark Brandenburg dringend zu wünschen wäre.

E. Petersen

Carl Engel: Aus ostpreußischer Vorzeit. Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. 1935. 156 S. mit 76 Abb., darunter 17 Karten.

Ostpreußen gehört heute, vorwiegend auch dank der mehrjährigen Arbeit des Verf. zu den hinsichtlich seiner Vor- und Frühgeschichte besterforschten deutschen Landesteilen. Nach der mehr wissenschaftlich gehaltenen, heute z. T. bereits überholten „Urgeschichte" W. Gaertes und der umfangreichen „Vorgeschichte der altpreußischen Stämme", die Engel erst unlängst erscheinen ließ, verfügt es nunmehr auch über ein mitreißend geschriebenes, handliches Volksbuch über seine Vorzeit, das verdientermaßen weite Verbreitung finden dürfte und in Schule und Haus Begeisterung für die älteste Geschichte des Landes wecken und erhalten wird. Mit voller Absicht und gutem Grunde hat der Verf. das Schwergewicht auf die Darstellung des geschichtlichen Ablaufs der ostpreußischen Vorzeit gelegt; sein kulturgeschichtlicher Hintergrund bleibt einem weiteren Bande vorbehalten. In sich geschlossene Abschnitte, durch meist treffliche Karten erläutert, führen den Leser von den Anfängen menschlicher Besiedlung über den Werdegang und das Ende der altpreußischen Stämme bis in die glanzvolle Ordenszeit und geben auch Antwort auf rassenkundliche und -geschichtliche Fragen, die heute besondere Anteilnahme finden. Die jahrtausendelange Durchdringung und Beeinflussung Ostpreußens durch germanische Kulturen und Stämme wird klar herausgearbeitet und die Bedeutung des Landes als „germanischer Brückenkopf" mit Recht mehrfach unterstrichen. Slawische und litauische Ansprüche auf Ostpreußen werden treffend durch das Zeugnis der Bodenfunde und geschichtliche Nachrichten widerlegt, ebenso wird das angeblich „urslawische" Gepräge der Lausitzer Kultur glatt abgelehnt.

Das Buch ist von Anfang bis Ende aus einem Guß und verdient daher auch nicht, daß Einzelheiten seines Inhalts und hier und da vorhandene Widersprüche herausgegriffen und kritisch beleuchtet werden, zumal sie nur dem Fachmann auffallen dürften. Überdies wird es dieser, gerade wenn er bisweilen manchen Anschauungen Engels nicht zugestimmt hat, dankbar begrüßen, daß der Verf. mehrfach früher stark Betontes und Zugespitztes abgemildert oder fallen gelassen hat. Auch wenn der Fortschritt der Wissenschaft in manchen noch zweifelhaften Punkten dem Verf. Unrecht geben sollte, wird sein neues Buch dennoch seinen erzieherischen und klärenden Wert behalten und durch seine warmen und verantwortungsbewußten Mahnungen zur Ehrfurcht vor den Denkmälern der Vorzeit ein Förderer der ostpreußischen Denkmalpflege sein.

Dem Verlag gebührt Anerkennung für die gediegene Ausstattung des Buches, dem eine Reihe vorzüglicher Abbildungen beigegeben ist.

E. Petersen

F. Birkner: Ur- und Vorzeit Bayerns. 216 S. Über 200 Bilder im Text und 24 Kunstdrucktafeln. (Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München 1936). Geh. 5,80 *RM*, Leinen 6,90 *RM*.

Wäre das Buch in den Zeiten erschienen, wo die Vorgeschichtskunde noch keine volkstumsbewußte, geschichtliche Wissenschaft war, es wäre gewiß als vorbildlich begrüßt worden. Heute freilich, wo wir der Meinung sind, es sei der Sinn einer solchen zusammenfassenden Darstellung, die Funde nur als Mittler des vergangenen Lebens zu betrachten und aus den „Kulturen" die Völker zu erkennen, die sie trugen, können wir Birkners Werk allenfalls als eine wertvolle Altertumskunde eines deutschen Landesteils bezeichnen. Der Verfasser steht den Lehren Kossinnas fern und wo er kann, vermeidet er es geradezu ängstlich, völkische Schlußfolgerungen zu ziehen. Dagegen schießen neue Kulturstufen bei ihm wie Pilze aus dem Text. Nicht nur für die Altsteinzeit wird dadurch Bayerns Sonderentwicklung betont, sondern wir hören, daß der doch immerhin eingeführte Begriff der jungsteinzeitlichen Hinkelsteinkeramik für Bayern zugunsten der „Munzingener Keramik", der der bekannten Rössener zugunsten der „Oberlauterbacher" aufzugeben ist. Auch der nicht fachmännisch gebildete Leser, an den sich das Buch nach der Verlagsankündigung richtet, wird mit „Hügelgräberschnurkeramikern" und „Flachgräberschnurkeramikern", ja selbst noch mit einer „Hockerbevölkerung" vorlieb nehmen, obgleich er doch an dieser Stelle einmal lieber ein Wort über die Indogermanen gehört hätte. Muß er sich aber nicht mit Grausen von einer Wissenschaft wenden, die sich so verschrobene Wortbildungen wie „Hügelgräberlatènekultur" zu eigen macht? Ist es ihm möglich, Verständnis aufzubringen für die „Flachskelettgräberlatènekultur mit TB-Leuten" oder überhaupt für die TB-Leute, die da mehrfach genannt werden? Muß er nicht ein Buch ablehnen, dessen Text mit vielen unverstandenen und unerklärten Fremdwörtern, Fachbezeichnungen und seltsamsten Wortprägungen gespickt ist?

Zu einer tiefergreifenden Beurteilung der bayrischen Altsteinzeit vermag man nicht durch die Neuprägung immer neuer lokaler Kulturstufen zu gelangen, worauf schon oft hingewiesen wurde, sondern nur durch eine vergleichsweise Betrachtung der neuen mährischen Funde. Hier liegen Beziehungen, auf die abzuheben gewesen wäre, während es doch völlig belanglos ist, ob die (zudem gar nicht in Bayern gelegene) unter diesem Namen aber doch längst in der gesamten, wissenschaftlichen Welt bekannte Vogelherdhöhle richtig Zwangberghöhle heißen müßte, worauf verschiedentlich hingewiesen wird. Außerordentlich stiefmütterlich wird die Mittelsteinzeit behandelt, zu der der Verfasser nur die Kleinsteingeräte zu rechnen scheint. Aber selbst, wenn er die grobgerätigen Kulturen überhaupt nicht oder nicht als mittelsteinzeitlich anerkennt, so hätte er u. E. die Meinung anderer Forscher nicht einfach totschweigen dürfen. Birkner glaubt, die Schnurkeramiker hätten weniger dauerhafte Hütten gehabt als die Bandkeramiker, die nach seiner Meinung dem Nordvolk erst die Anregung zur entwickelten bäuerlichen Wirtschaft gegeben haben sollen. Demgegenüber ist nur auf die neuesten Forschungen in Mittel- und Ostdeutschland (Succase) hinzuweisen. Zu der so brennenden Frage der Bevölkerung Bayerns während der Bronze- und Hallstattzeit wird in sehr vorsichtig abwägender Weise Stellung genommen, „wie weit die Verschiedenheit der Hallstattelemente völkisch bedingt sind, läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit feststellen."

Es würde zu weit führen, alle die Stellen des Buches zu nennen, wo die Anschauungen des Verfassers sich mit den Anschauungen der neueren Forschung nicht in Einklang bringen lassen. Nicht haltbar sind die urlandschaftlichen Grundlagen, bei deren Darstellung man die Anlehnung an die doch inzwischen durch die neueren Arbeiten der Pflanzensoziologen stark berichtigte Steppenheidetheorie Gradmanns spürt. Der Endabschnitt des Buches trägt die Überschrift „Rasse und Volk". Hier findet man stets wiederkehrend betont, es habe seit der vorgeschichtlichen Zeit keine rassereine und

rassisch unvermengte Bevölkerung mehr gegeben. Den Satz, daß slawische Sprachstämme Wesentliches zur Entstehung der deutschen Sprache beigetragen haben, wird man dem Verfasser in gewissen Wissenschaftskreisen Polens hoch anrechnen. In Ostdeutschland haben wir freilich für solche Anschauungen um so weniger Verständnis. Wenn man vom Geist eines Buches sprechen kann, so kann er nicht besser verdeutlicht werden als durch des Verfassers folgende Worte: „Da die vorgeschichtliche Bevölkerung Bayerns als Acker- und Weidebauern ein seßhaftes Volk war, das in seiner Hauptmasse keinen Drang nach Auswanderung und Abenteuern hatte, so ist es nicht ausgeschlossen, daß vor allem das An-die-Scholle-Gebundensein die Breitschädelichkeit bedingte und alle Zumischungen von Schmalschädeln unwirksam machte"!! Die guten bayrischen Rundschädel! Möge ihnen bald eine Vorgeschichte beschert werden, in der auch die Frühgeschichte ihrer abenteuerlustigen, doch unleugbar germanischen, bajuwarischen Vorfahren, berücksichtigt wird.

Lothar F. Zotz

Eduard Šturms: Die ältere Bronzezeit im Ostbaltikum. Mit 28 Tafeln und 6 Karten. Vorgeschichtliche Forschungen, Heft 10. Berlin u. Leipzig 1936. W. de Gruyter & Co. 8°. 158 S. Br. 18 *RM*.

Die Arbeit des lettischen Vorgeschichtsforschers, eines Schülers von Max Ebert, ist in der Ebert-Sprockhoffschen Schriftenreihe die dritte, die sich mit der älteren Bronzezeit im ostdeutschen Raume befaßt. Vorangegangen sind Heft 3 von B. v. Richthofen und Heft 10 von W. Bohm über die ältere Bronzezeit in Schlesien und in Brandenburg (Altschlesien I 278, VI 413). Šturms behandelt das Ostbaltikum, worunter er die Länder um das südöstliche Gestade der Ostsee, nämlich Lettland, Litauen, Ostpreußen, den Umkreis der freien Stadt Danzig und die ehemalige Provinz Westpreußen versteht. Die östlich und südlich angrenzenden polnischen und russischen Landesteile werden, wo es zweckdienlich schien, in die Betrachtung einbezogen. Es ist für die Besiedlungsgeschichte dieses Raumes kennzeichnend und zeugt zugleich für den Vorsprung der deutschen Bodenforschung, daß das von Šturms gesammelte Material mit fast verschwindenden Ausnahmen aus den preußischen oder früher preußischen Provinzen stammt.

Die Einteilung weicht insofern von den genannten Arbeiten ab, als nicht von den Fundverhältnissen, sondern von den nach Ländern und Perioden geordneten Einzelformen der Geräte, Schmucksachen und Tonwaren ausgegangen wird. Es folgt der kleingedruckte Materialteil mit der üblichen knappen Aufzählung der Funde und gleich darauf die kulturgeschichtliche Zusammenfassung, in die auch das wenige, was über Siedlungs- und Bestattungswesen zu sagen war, hineingearbeitet ist. Die Seltenheit größerer Fundzusammenhänge aus den betreffenden Zeiten und Ländern rechtfertigt diese Umgruppierung. Man erhält auch so ein ziemlich klares Bild von der Eigenart des behandelten Gebiets und den Kräften, die auf seine Entwicklung wirkten. Als wichtigstes Ergebnis betrachtet der Verfasser die Tatsache, daß während der älteren Bronzezeit im Ostbaltikum zwei grundverschiedene Kulturen nebeneinander herrschten, wovon die eine von Westen her durch Kolonisten hereingebracht, allmählich bis zum Samland und Memelgebiet vordrang, die andre als alteinheimisch anzusehen ist. Sie hat ihre eignen Gerätformen geprägt und fortdauernd weitergebildet, was in der lückenlosen Abfolge der ostbaltischen Randäxte zum Ausdruck kommt. Handelsbeziehungen verbanden die beiden Elemente miteinander wie mit nahen und fernen Ländern, doch haben weder die Kolonisten noch die Urbewohner nennenswerte Einwirkungen durch die südlich benachbarte lausitzische Kultur erfahren. „Durch diese Feststellungen fallen sowohl die Thesen von der ethnischen Einheitlichkeit Ostpreußens in der älteren Bronzezeit, als auch diejenigen von der großen Rolle der vorlausitzischen und lausitzischen Kultur in der älterbronzezeitlichen Kulturentwicklung des Ostbaltikums und die damit verbundenen ethnischen Theorien." Die von anderer Seite (Kozłowski, Gaerte) geäußerte Ansicht, daß die bronzezeitliche ostbaltische Kultur den baltischen Völkern der geschichtlichen Überlieferung zuzuweisen sei, scheint dem Ver-

fasser viel für sich zu haben, wennschon die dafür angeführten Gründe hypothetisch seien und auf nicht-archäologische Erwägungen zurückgingen. Die vielfach neuen und zum Teil stark abweichenden Ergebnisse in dem Werke Carl Engels: Vorgeschichte der altpreußischen Stämme (I. Band 1935), hat Šturms nicht mehr berücksichtigen können.

Die beigefügten Verzeichnisse und Verbreitungskarten erhöhen die Brauchbarkeit der Arbeit. Die Tafeln sind von der bei diesem Verlage gewohnten Güte. Schade, daß dadurch der Preis auf einen für die große Zahl der Interessenten kaum erschwinglichen Satz bemessen werden mußte. H. Seger

Ernst Sprockhoff: Jungbronzezeitliche Hortfunde Norddeutschlands (Periode IV). Kataloge des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz Nr. 12. Verlag des Röm.-German. Zentralmuseums, Mainz 1937. VIII, 139 S. mit 21 Abb., 30 Taf. und 39 Karten.

In der Erkenntnis, daß die zahlreichen Bronzegegenstände aus Hortfunden Norddeutschlands in einer leicht überschaubaren Übersicht zusammengefaßt werden müssen, hat der Verf. im vorliegenden Bande die Hortfunde der IV. Periode bearbeitet und damit ein treffliches Quellenwerk und Nachschlagewerk geschaffen, das im übrigen mehr enthält als der Titel ausdrückt. Alle wesentlichen Formen an Bronzen aus dem Gebiet der norddeutschen Tiefebene — auch solche aus Grabfunden — werden knapp, aber erschöpfend behandelt, in ihrer Entwicklung und ihren Beziehungen gekennzeichnet und zu einem erheblichen Teil im Bilde vorgeführt. Verbreitungskarten in einer geradezu erstaunlichen Fülle veranschaulichen die Ausdehnung einzelner Formen, ganzer Kulturprovinzen und Zeitstufen und führen zwangsläufig zu völkergeschichtlichen Ausblicken, die — im Text kurz angedeutet — eine Menge treffender Beobachtungen enthalten und einen weiteren Ausbau ermöglichen. Wenn Verf. einleitend darauf hinweist, wie nötig eine saubere formenkundliche Durchdringung des Denkmälerbestandes als Grundlage für geschichtliche Folgerungen ist, so muß man ihm darin voll zustimmen und darf seine neue, wertvolle Arbeit als Beweis für die Richtigkeit seines Satzes ansehen. Zu begrüßen ist, daß Sprockhoff seine Schrift an die Stufenfolge der nordischen Bronzezeit angelehnt und früher vorhandene Unklarheiten in seiner zeitlichen Beurteilung der jungbronzezeitlichen germanischen Hortfunde beseitigt hat. Das führt zu einer Fülle wertvoller Erkenntnisse und Ausblicke, die zum Teil neu sind, teilweise auch schon früher geäußerte Ansichten bestätigen. Für den deutschen Osten ergibt die Arbeit sehr deutlich, daß schon in der IV. Periode die Eingliederung Nordostdeutschlands in den germanischen Volksboden begonnen hat und somit die Wurzeln der frühgermanischen Gesichtsurnen- und Steinkistenkultur bis in die jüngere Bronzezeit reichen. Das gleiche Ergebnis erzielte erst unlängst Eggers in den Balt. Studien 1936, S. 1 ff. Bemerkenswert ist die Rolle, die bei diesem Vorgang die germanische Kulturprovinz an der mittleren Elbe spielt; sie ist offenbar in viel stärkerem Umfange Trägerin der Germanisierung des Nordostens, als früher vermutet wurde, und wird in Zukunft entsprechend zu beachten sein; daneben scheinen auch die dänischen Inseln als Ausgangspunkte der gekennzeichneten, geschichtlich bedeutsamen Bewegung in Betracht zu kommen.

So erfüllt die Arbeit nicht nur ihren Zweck als Nachschlagewerk für Fachmann und Liebhaber, sondern regt auch zur Weiterarbeit und Auswertung an. Ihr gediegener Inhalt mit den reichen Fundlisten und Nachweisen machen sie für den Kenner der germanischen Bronzezeit unentbehrlich. E. Petersen

Kurt Tackenberg: Die Kultur der frühen Eisenzeit (750 vor Christi Geburt bis Christi Geburt) in Mittel- und Westhannover. „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen", herausg. von C. Schuchhardt, Bd. I Heft 3—4. August Lax, Hildesheim und Leipzig, 1934. 182 S. mit 39 Taf. und 11 Abb.

Der aus der Breslauer Schule hervorgegangene, jetzt den Leipziger Lehrstuhl innehabende Verfasser hat seine mehrjährige Tätigkeit am Landesmuseum Hannover dazu benützt,

den umfangreichen früheiſenzeitlichen Fundſtoff des Weſer-Emsgebietes gewiſſenhaft zuſammenzuſtellen und zu bearbeiten. Es war eine entſagungsvolle, mühſelige und wenig Erfolg verſprechende Sammeltätigkeit. Waren doch die wenigſten der ſo zahlreichen Fundſtücke ſachgemäß gegraben und fehlen doch bei ihnen faſt ſtets die für die Forſchung ſo notwendigen näheren Fundangaben. Und doch mußte einmal dieſe Kärrnerarbeit geleiſtet werden, wollte man — anſchließend an die wertvollen Unterſuchungen von Schwantes über Oſthannover — die germaniſchen Beſiedlungsverhältniſſe Nordweſtdeutſchlands durch die Bodenurkunden klären. Bei dem Fehlen von ausreichenden Fundberichten ſah ſich der Verfaſſer genötigt, allein durch Formenanalyſe den geſammelten Fundſtoff — hauptſächlich Keramik — zu gliedern und zeitlich zu ordnen. Wenn unter dieſen erſchwerenden Umſtänden auch in vielen Fragen noch nicht das letzte Wort geſprochen werden konnte, ſo muß die Forſchung dem Verfaſſer für die geleiſtete umfangreiche und ſorgfältige Arbeit großen Dank wiſſen. Iſt es doch auf Grund ſeiner Quellenſchrift überhaupt erſt möglich, ſich in das bis dahin faſt brachliegende Arbeitsgebiet einen näheren Einblick zu verſchaffen. Es kann hier nicht auf die vielen Ergebniſſe hingewieſen werden, die aus dieſer planmäßig durchgeführten Forſchungsarbeit erwachſen ſind. Genauere zeitliche und formenkundliche Erfaſſung des Harpſtedter und Nienburger Stils führt in der nordweſtgermaniſchen Beſiedlungsgeſchichte ein gutes Stück weiter, räumt manche Fehlurteile früherer Forſcher aus dem Wege und läßt die früher ſo ſchwer faßbare Kultur des in der Befreiung Germaniens vom römiſchen Joch führenden Volksſtammes der Cherusker als iſtwäoniſch erkennen. Daß die wertvolle Schrift unſerem Vereinsvorſitzer zum 70. Geburtstag gewidmet iſt, ſoll hier nicht unerwähnt bleiben.

M. Jahn

Rudolf Much: Die Germania des Tacitus. Mit einer Karte und 26 Abbildungen auf 12 Tafeln. Heidelberg, Carl Winter. 1937. 8°. XVI + 464 S. 12,—, geb. 14 *RM*.

Die Germania des Tacitus iſt ſo oft und mit ſolchem Aufwand von Scharfſinn und Gelehrſamkeit erläutert worden, daß man meinen ſollte, es könne darüber kaum noch etwas Neues und Zweckdienliches geſagt werden. Für die klaſſiſche Philologie mag dies zutreffen, obwohl ſelbſt da noch ein Buch wie das von Ed. Norden (Die germaniſche Urgeſchichte in Tacitus Germania, 1920) die Kritik auf eine neue Grundlage geſtellt hat. Vor allem fehlte aber bisher eine zeitgemäße Bearbeitung vom Standpunkt der deutſchen Philologie; denn die von Karl Müllenhoff, ſo verdienſtlich ſie für ſeine Zeit war, muß heute in vielen Punkten als überholt angeſehen werden. Niemand war für eine ſolche Aufgabe mehr berufen als der kürzlich verſtorbene Wiener Germaniſt Rudolf Much, deſſen Lebenswerk in der Erforſchung der germaniſchen Frühzeit beſtanden, und der darüber rund 200 Arbeiten veröffentlicht hat. Sein Tacitus-Kommentar war von Hauſe aus ein Kollegienheft. Das Manuſkript lag ſeit Jahren druckfertig vor, doch hat er daran bis in ſeine letzte Krankheit gefeilt und gebeſſert. So kann man das nun vollendete Werk als ſein Vermächtnis an das deutſche Volk bezeichnen.

Im Vorwort betont der Verf., daß ſeine Ausgabe ſich anderen an die Seite ſtellen, nicht ſie erſetzen oder verdrängen ſolle. Ergänzen will er ſie aus ſeiner Kenntnis der einheimiſchen Quellen des germaniſchen Altertums, ſowohl der ſchriftlichen Überlieferung, wie des Sachgutes und der Volkskunde. Er zieht an paſſenden Stellen auch die Bodenfunde zur Erklärung heran, meint jedoch, daß es wenig Sinn habe, Einzelheiten herauszugreifen, die mit dem Gegenſtande nicht unmittelbar verknüpft ſeien. Mit Recht hält er es für ganz verfehlt, etwa die Erwähnung germaniſcher Speere, Schwerter und Gewandnadeln, wie öfters geſchieht, zum Anlaß zu nehmen, Waffen aus dem Bronzealter oder Spangen aus der Völkerwanderungszeit im Bilde vorzuführen, als wären ſie kennzeichnend für die von Tacitus erwähnten. Was Much an Abbildungen bringt, entſpricht durchweg den in der Germania geſchilderten Zuſtänden. Natürlich könnte es um vieles vermehrt und auch im Text manch-

mal noch ſtärker auf die Bodenfunde zurückgegriffen werden. Aber man darf nicht vergeſſen, daß Much ſich in erſter Linie auf die ſprachlichen Quellen und Zeugniſſe ſtützt. Nach dieſer Seite hat er ſeine Darſtellung mit größter Liebe und Vollſtändigkeit ausgebaut und zu einem wahren Handbuch der germaniſchen Altertumskunde geſtaltet. Es ſei, um nur einige Beiſpiele zu nennen, auf die glänzenden Abſchnitte über die Gefolgſchaften im Krieg und im Frieden, über die Hauptgötter der Germanen, den Nerthusdienſt, den Kult der lugiſchen Oſtſtämme verwieſen, die neben Bekanntem auch manche neuere Feſtſtellungen bringen. Für die Vorgeſchichtsforſchung bedeutet die Muchſche Erläuterung der Germania ein unentbehrliches Rüſtzeug zu tieferem Eindringen in die Zuſammenhänge zwiſchen dinglicher und geiſtiger Kultur, die in den Berichten der Alten nur loſe angedeutet werden.

H. Seger

Chriſtoph Albrecht: Frühgeſchichtliche Funde aus Weſtfalen im Städtiſchen Kunſt- und Gewerbemuſeum Dortmund. Veröffentlichungen aus dem Städtiſchen Kunſt- und Gewerbemuſeum Dortmund, Band I. Dortmund, Verlag W. Ruhfus, 1936. IV, 63 S. mit 39 Abb. und 14 Taf.

Daß ſeit geraumer Zeit ſich die Veröffentlichungen germaniſcher Bodenfunde aus Weſtdeutſchland zu mehren beginnen, iſt im Sinne einer gründlichen Erforſchung des germaniſchen Altertums ſehr zu begrüßen. Auch die angezeigte Arbeit, die vorwiegend dem nur teilweiſe bekannten frühgeſchichtlich-germaniſchen Fundſtoff aus dem Dortmunder Muſeum gewidmet iſt, füllt eine bisher ſchmerzlich empfunde Lücke aus; enthält ſie doch Funde, die nach verſchiedenen Richtungen für die Stammes- und Kulturgeſchichte der Weſtgermanen auszuwerten ſind. Es handelt ſich größtenteils um Grabfunde, die aus gemiſchten Friedhöfen (mit Urnen-, Brandſchüttungs- und Brandgrubengräbern!) ſtammen und wieder einmal zeigen, daß auf Grund der Grabformen allein keine ſtammesgeſchichtlichen Schlüſſe zu ziehen ſind. Am reichſten ausgeſtattet iſt der Friedhof von Veltheim, der zahlreiche Meſſingeimer der bekannten „Hemmoorer" Art geliefert hat. Die leider ſpärlichen Beigaben geſtatten nur zum Teil eine ſichere Zeitbeſtimmung, und auch der ziemlich eintönige Formenkreis der Irdenware läßt ſich nur ſchwer gliedern. Immerhin zeigt ſich, daß die vorgelegten Funde im weſentlichen dem 1.—4. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung zugehören, wenngleich auch einige Gefäßformen erſcheinen, die auf den erſten Blick älter ſein könnten. Unter den Münz- und Schatzfunden kommt den goldenen Halsringen aus Dortmund, die mit hunderten von Goldmünzen zuſammen gefunden ſind, bekanntlich beſondere Bedeutung zu. Die Fundberichte und zahlreichen Abbildungen verleihen der Arbeit bleibenden Quellenwert.

Die Zurückhaltung des Verf. in der ſiedlungsgeſchichtlichen Auswertung rechtfertigt das größtenteils unplanmäßig gehobene Fundgut, das durch planmäßige Grabungen unbedingt ergänzt werden müßte. Für die germaniſche Stammesgeſchichte wichtig iſt die Feſtſtellung, daß die von Albrecht vorgelegten Funde noch nicht für eine Beſiedlung Weſtfalens durch die Sachſen ſprechen. In der weiteren Klärung dieſer Frage liegen für die Zukunft noch lohnende Aufgaben für die weſtfäliſche Vor- und Frühgeſchichtsforſchung.

E. Peterſen

Joachim Werner: Münzdatierte auſtraſiſche Grabfunde, Germaniſche Denkmäler der Völkerwanderungszeit (herausgegeben von Hans Zeiß), Band III. Berlin und Leipzig (W. de Gruyter & Co.) 1935. IX u. 159 S. mit 43 Taf. und 2 Abb. Gebd. 30 *RM*.

Die Anzeige des auf weſt- und ſüddeutſchem Fundſtoff fußenden Werkes an dieſer Stelle liegt in ſeiner weit über Weſt- und Süddeutſchland hinausgehenden Bedeutung begründet. Liefert die Arbeit doch eine ſichere Grundlage für die bisher oftmals umſtrittene zeitliche Stellung der ſog. „Reihengräber" der merowingiſchen Zeit, ſowie auch Anhaltspunkte zur Beurteilung von Fundſtücken aus anderen Gegenden, die bisher zeitlich in der Luft zu hängen ſchienen. Das gilt, wie K. Langenheim bereits in Altſchleſien VI 309 deutlich machte,

auch für eine bisher nicht erkannte schlesische Fundgruppe. Auf Grund der aus Gräbern stammenden Münzen des 5.—7. Jahrhunderts, deren Prägungsorte, Umlaufszeit, handelspolitische und geschichtliche Bedeutung gewürdigt werden, gelangt Werner zu einer Gliederung der „Reihengräber" in fünf Gruppen: Ia und b = etwa 450—480 und 480—520; II = 520 bis 550; III = etwa 550—600; IV = etwa 600 bis 650; V = etwa 650—700. Zeigt die Anfangsstufe noch starke Einflüsse des pontischen und Donaugebietes, so tritt in Gruppe IV und V der große Einfluß des Langobardenreiches in Oberitalien auf das Land nördlich der Alpen in Erscheinung. Mit geschichtlich durchaus einleuchtenden Gründen läßt Werner diese Einwirkung nicht schon um 568, d. h. mit dem Zeitpunkt des Einrückens der Langobarden in Oberitalien, beginnen, wie bisher meist angenommen wurde, sondern zeigt, daß langobardischer Einfluß erst gegen 590 nördlich der Alpen spürbar werden konnte; es fragt sich freilich, wie sich die langobardischen Funde Österreichs hiermit vereinigen lassen. Auf jeden Fall ändern sich durch Werners Untersuchung nicht wenige Ansetzungen bekannter süddeutscher Funde der Merowingerzeit recht beträchtlich im Sinne eines jüngeren Alters, als man es ihnen bisher zubilligte.

Es dürfte schwerfallen, gegenüber den fest unterbauten Darlegungen Werners triftige Gründe zur Aufrechterhaltung früherer Zeitangaben ins Feld zu führen, obwohl die neuen Ergebnisse manche Strömungen in der Erforschung der frühmittelalterlichen Funde zu gewichtigen Folgerungen zwingen werden. So wird man zu einer Überprüfung der einschlägigen Funde der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit auf ihre Zeitstellung weit über Werners Arbeitsgebiet hinaus gelangen.

Schon diese kurzen Hinweise zeigen, wie sehr die Forschung durch Werners gründliche und vielseitige Untersuchung — auch in den Beilagen und Fundlisten steckt eine erstaunliche Arbeit! — vorwärtsgebracht ist. Wir wünschen uns, daß der Verf. sich bald auch den Funden Nord-, Mittel- und Ostdeutschlands, und darüber hinaus Nord- und Osteuropas zuwenden möge, die z. T. auch Münzen enthalten, mit denen ihre Zeitstellung klarer als sonst möglich herausgearbeitet werden könnte; allerdings liegen weiter im Osten die Dinge ja bisweilen anders als in Süd- und Westdeutschland. Man wird in Einzelheiten, so z. B. hinsichtlich der Entstehung der Tierornamentik, anderer Ansicht sein als Werner; das ändert nichts daran, daß die Arbeit wärmstens begrüßt werden kann, weil sie überdies nun den Weg zu einer stammeskundlichen Durcharbeitung der Reihengräber eröffnet, für die eine sichere Grundlage der Zeitbestimmung Vorbedingung war. E. Petersen

P. Paulsen: Der Goldschatz von Hiddensee. Führer zur Urgeschichte, Bd. 13. C. Kabitzsch, Leipzig 1936. 94 S. mit 104 Abb. im Text und auf 32 Tafeln. 4,80 *RM*.

Im neuesten Band der bekannten Führerreihe unterzieht P. Paulsen den einzigartigen Goldschatz von Hiddensee einer eingehenden Betrachtung. Nach kurzer Erwähnung der dunklen und leider unsicheren Fundgeschichte bespricht P. die einzelnen Teile des Fundes, den goldenen Halsreifen, die große goldene Schmuckscheibe, das Prachtstück des Schatzes, und die verschiedenen Hängestücke des einzigartigen goldenen Halsgeschmeides. P. versteht es ausgezeichnet, im Lauf seiner Ausführungen den Leser in die Glaubens- und Vorstellungswelt der bewegten Wikingerzeit einzuführen.

Besonders wichtig und aufschlußreich sind die Ausführungen über das Edelschmiedehandwerk der Wikingerzeit, über die verschiedenen, heute z. T. verlorengegangenen Arbeitsweisen in Filigran, Granulations- und Niellotechnik. Ebenso bringt P. Einzelheiten über die Kleidung der damaligen Zeit zur Sprache, die das Verständnis der Tragweise der Schmuckstücke vermitteln. Es wird klar nachgewiesen, daß der Mittelpunkt des Kunstschaffens, dem die Hiddenseer Schmuckstücke zu verdanken sind, in Jütland, in Jellinge, dem alten dänischen Königssitz zur Wikingerzeit, zu suchen ist. P. führt den wohl schlüssigen Beweis, daß der Schmuck nur zum Schatz eines Königs gehört haben kann.

Methodisch wichtig ist das Ergebnis der kunstgeschichtlichen und historischen Unter-

suchungen; auf beiden Wegen gelangt P. zu einer höchst ansprechenden Schlußfolgerung: der Hiddenseer Goldschatz gehörte dem dänischen König Harald Blauzahn, der ihn auf der Flucht vor seinem Sohn Sven Gabelbart auf der Insel verbarg. K. Langenheim

Joh. Jos. Kenffenheuer: Alphabetisches Namenregister bürgerlicher deutscher Wappenvorkommen. Verlag Emil Pilgram, Hoffnungsthal-Köln 1937. 8°. 267 S. Kart. 8,75 *RM*.

In einer Zeit, wo die Ahnen- und Sippenforschung einen nie geahnten Aufschwung genommen und weiteste Verbreitung gefunden hat, kommt dieses Verzeichnis einem allgemein gefühlten Wunsche entgegen. Wie der Titel besagt, beschränkt es sich auf die bürgerlichen Familien. Weil aber auch in diesen seit dem 16. Jahrhundert, z. T. auch schon viel früher, die Wappenführung üblich war, ist der so gewählte Umkreis groß genug, und was die Hauptsache ist: es gab für bürgerliche Wappen bisher keine leicht erreichbaren und genügend vollständige Nachschlagewerke, wie sie für die adeligen überreichlich zu Gebote standen. Das Kenffenheuersche Register umfaßt über 17 000 Namen, und man wird darin selten einen alten Familiennamen vermissen. Eine kurze Einführung unterrichtet über das Geschichtliche und Grundsätzliche. Ein Abkürzungs- und Quellenverzeichnis verbürgt ein rasches Zurechtfinden. Der Verfasser bittet die Benutzer, ihm für die weitere Bearbeitung etwa von ihnen geführte Wappen und vorhandene Stammbäume mitzuteilen. Für Sippenforscher, Heraldiker und Bibliotheken ist das Buch unentbehrlich. H. Seger

Nils Åberg: Vorgeschichtliche Kulturkreise in Europa. Bilderatlas mit erläuterndem Text. Kopenhagen, Levin & Munksgaard (1936). Querfolio, 79 S., 55 Tafeln. Brosch. 29,— Kr., geb. 35,— Kr.

Der Belehrung dienende Bilderwerke mit kurzer Erläuterung entsprechen offenbar einem Bedürfnis unserer raschlebigen Zeit. Aus dem vorgeschichtlichen Schrifttum gehören hierher z. B. Jörg Lechlers 5000 Jahre Deutschland (1936) und Carl Schuchhardts Deutsche Vorgeschichte in Bildern (2. Aufl. 1936). Mit diesen volkstümlichen und prächtig ausgestatteten Veröffentlichungen darf der oben angekündigte Atlas des bekannten schwedischen Archäologen nicht verglichen werden. Aus dessen Lehrtätigkeit an der Stockholmer Universität hervorgegangen, wendet er sich in erster Linie an die Studierenden und andere wissenschaftliche Kreise, um ihnen eine Anschauung des reichen und vielgestaltigen Altertümermaterials zu verschaffen, das die Forschung zu deuten hat. Es kam daher weniger auf schöne und wirkungsvolle Einzelbilder an, als auf möglichste Reichhaltigkeit und übersichtliche Zusammenfassung der Abbildungen bei verhältnismäßig niedrigen Vervielfältigungskosten. An 3000 Figuren sind so, zwar dicht gedrängt und in kleinem Maßstab, doch mit genügender Deutlichkeit wiedergegeben. Ihre Auswahl ruht auf typologischer Grundlage. Die Kulturzusammenhänge und die Altersfolge sollen an den dazu geeignetsten Leitformen aufgezeigt werden. Das sind jeweils besonders Steingeräte und Töpfereien oder Gegenstände der Tracht und des Schmuckes oder Handelswaren und Kunsterzeugnisse. Andere, für die Kulturgeschichte an sich nicht minder wichtige Denkmälergruppen, wie das Siedlungs- und Bestattungswesen, bleiben dagegen unberücksichtigt.

Die Entstehung des Werkes aus einer stofflich begrenzten Vorlesungstätigkeit hat es ferner mit sich gebracht, daß die Tafelreihe erst mit der jüngeren Steinzeit beginnt, dafür aber noch Zeiten umfaßt, die im allgemeinen nicht mehr als vorgeschichtlich angesehen werden. Sie erklärt auch die starke Bevorzugung Nord- und Mitteleuropas vor dem Osten, Westen und Süden. Von den 55 Tafeln sind 9 der jüngeren Steinzeit, 13 der Bronze- und Hallstattzeit, 5 der Latènekultur und 28 den germanischen Kulturkreisen von der Zeitwende bis zur Wikingerzeit zugemessen. Dem aufmerksamen Leser werden auch innerhalb dieses Rahmens manche Lücken und Ungleichmäßigkeiten auffallen. Dem Vorwort ist zu entnehmen, daß sich der Verfasser ihrer wohl bewußt gewesen ist und sie in einer künftigen Bearbeitung auszufüllen gedenkt.

Der Text bietet einen auf die Abbildungen gestützten, leicht und flüssig geschriebenen Abriß der nord- und mitteleuropäischen Vor- und Frühgeschichte. Åberg hat auf den behandelten Gebieten unter allen lebenden Prähistorikern wohl die umfänglichste schriftstellerische Tätigkeit entfaltet und darin durchweg selbsterarbeitete Ansichten vertreten, die hier auf knappe Leitsätze gebracht zu sehen, vielen Lesern willkommen sein wird. Ein Eingehen auf strittige Fragen, denen man ja auf Schritt und Tritt begegnet, wäre in dieser Anzeige nicht am Platz. Nur auf zwei das schlesische Material berührende Punkte möge hingewiesen sein. Das für das ganze Problem der neolithischen Entwicklung so überaus wichtige Verhältnis zwischen Jordansmühler und Roßwitzer Kultur wird von nordischen Archäologen trotz allem, was darüber in den einschlägigen schlesischen Arbeiten erst kürzlich wieder (in der Hirt-Festschrift) dargelegt worden ist, noch immer mißverständlich aufgefaßt. Die nordische Keramik in Jordansmühl dürfte nicht „möglicherweise in einem Zusammenhang mit der megalithisch gefärbten schlesischen Kultur gebracht werden können, die nach dem Gräberfeld bei Roßwitz benannt worden ist", sondern sie ist mit ihr identisch. Die fragliche Fundstätte ist übrigens kein Gräberfeld, sondern eine Siedlung. Die Beziehungen des spätneolithischen Marschwitzer Typs zu Jütland und zur Aunjetitzer Kultur hat der Verfasser mit Recht betont. Um so befremdlicher erscheint es, daß diese schlankweg aus der bandkeramischen hervorgegangen sein soll. Sie ist vielmehr, wie gleichfalls schon oft gezeigt wurde, aus Vorstufen wie der Marschwitzer entstanden und letzten Endes das Ergebnis einer Verschmelzung der nordischen und der bandkeramischen Elemente.

Wohl die gelungensten Abschnitte sind den spätgermanischen Kulturkreisen gewidmet. Der Verfasser war bei ihnen in der Lage, teils an das Werk seines Landsmanns Salin über die altgermanische Tierornamentik, teils an seine eignen Sonderveröffentlichungen über germanische Stämme in der Völkerwandrungszeit anzuknüpfen. Er hat jedoch diese älteren Forschungen in vielen Punkten vertieft und sie zu einem schönen Abschluß gebracht. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß auch hier die Betrachtung rein formenkundlich, und zwar überwiegend stilgeschichtlich ist. Das wesentliche ist aber, daß die großen richtungweisenden Kulturströmungen und ihre in Zeit und Raum verschiedenen Auswirkungen nicht nur entstehungsmäßig erklärt, sondern auch in das politische Geschehen eingefügt und dadurch als historisch bedeutsame Erscheinungen gewürdigt werden. — Ein nach den Einzelabschnitten geordnetes Schrifttumsverzeichnis von 8 Seiten soll dazu beitragen, den Leser zu selbständiger Weiterarbeit anzuregen. H. Seger

Geschichte Schleswig-Holsteins, im Auftrage der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte herausgegeben von Volquart Pauls und Otto Scheel. Carl Wachholtz Verlag, Neumünster i. Holst. Bd. I, Lief. 4. Vorgeschichte, von Gustav Schwantes. Lief. 4. 80 S. 4 *RM*.

Die 4. Lieferung des bereits in Altschlesien (VI 411) angekündigten großen Werkes von G. Schwantes setzt die Darstellung der Schleswig-Holsteinischen Vorgeschichte bis zum „Schönen Stil" der älteren Bronzezeit fort. Wiederum muß man mit einem gewissen Neide anerkennen, welch breiten Raum der Vorgeschichte innerhalb der Gesamtgeschichte einer einzelnen Provinz zugebilligt worden ist, wie liebevoll sich der Verfasser in die Schilderung seines Stoffes versenken, in welch reichem Maße er sie mit schönen, fast durchweg neuen Abbildungen versehen durfte. Der Abschluß der Steinzeit und der Anbruch der Bronzezeit gab ihm Gelegenheit, sich auch mit einigen Fragen von allgemeiner Bedeutung zu beschäftigen, so mit dem Verhältnis der Einzelgräber- zur Großsteingräberkultur, mit den Menschenformen und der Religion der jüngeren Steinzeit, mit dem Indogermanenproblem und der Entstehung der Germanen, der Entdeckung der Bronze und der ältesten Bronzezeit in Süd- und Mitteleuropa. Es finden sich auch da viele die Sache fördernde Gedanken eingestreut. Nur sei der Zweifel erlaubt, ob es in einer Landesgeschichte und vor einer fachkundlich nicht vorgebildeten Leser-

ſchaft angebracht war, auf ſo verwickelte Streitfragen, wie die indogermaniſche und auf ſo gänzlich ungeklärte ſprachwiſſenſchaftliche Hypotheſen wie die von den Prä-Indogermanen ausführlich einzugehen. H. Seger

Werner Buttler und Waldemar Haberey: Die bandkeramiſche Anſiedlung bei Köln-Lindenthal. Mit 1 Tafel und 20 Abbildungen im Text ſowie 83 Tafeln und 2 Planbeilagen in beſonderer Mappe. Römiſch-germaniſche Forſchungen Band 11. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1936. Broſch. 28 *RM*.

In dieſem Werke wird über eine Ausgrabung berichtet, die an Großzügigkeit und Gründlichkeit ihresgleichen ſucht. Sie begann 1929 als Rettungsgrabung im ſüdweſtlichen Viertel des ehemaligen Kölner Feſtungsgürtels, der dort in eine Grünanlage umgewandelt werden ſollte, und wurde dank der zielbewußten Leitung des Wallraf-Richartz-Muſeums und der Opferwilligkeit der Stadtgemeinde als planmäßige Unterſuchung 1930 bis 1934 ununterbrochen über eine Fläche von rund 30 000 qm bis zur reſtloſen Aufdeckung des altbeſiedelten Geländes durchgeführt. Den gewaltigen Aufwand an Mühe und Geldmitteln lohnte der wiſſenſchaftliche Ertrag. Der nahezu vollſtändige Plan eines Dorfes der jüngeren Steinzeit mit Hüttenplätzen, auf Pfählen ſtehenden Speichern und bis zu 36 m langen rechteckigen Ernteſcheunen wurde freigelegt, der ganz auf ſeßhaftes Bauerntum gegründete Wirtſchaftsbetrieb und die Geſellſchaftsordnung der Bewohner bis ins einzelne geklärt. Vier Siedlungsſtufen, verbunden mit ebenſovielen Bevölkerungswellen waren zu unterſcheiden. In der vierten wurde das Dorf mit Paliſade, Wall und Graben befeſtigt. Kennzeichnend für den Beſiedlungsverlauf war die Tonware, die zwar durchweg der weſtlichen Bandkeramik angehörte, aber mit jedem Wechſel der Bewohnerſchaft auch eine neue Stilwandlung aufwies, ſo daß ſich daraus eine lückenloſe Entwicklung und geſicherte Chronologie der bandkeramiſchen Kultur erkennen ließ. Sie ſtimmt mit den Forſchungsergebniſſen anderer Gebiete, beſonders Mittel- und Oſtdeutſchlands, Böhmens und Ungarns, aufs beſte überein.

Muſterhaft wie das ganze Unternehmen iſt auch die nun vorliegende Veröffentlichung. Vor allem tritt darin die ungemeine Sorgfalt der Unterſuchung ins hellſte Licht. Man kann ſich kein lehrreicheres Beiſpiel für eine methodiſche Siedlungsgrabung denken, als es uns hier in Wort und Bild geboten wird. Nach einem Vorwort des Muſeumsdirektors Fremersdorf berichten zunächſt W. Haberey über Gang und Methode der Ausgrabung, über die morphologiſchen und geologiſchen Verhältniſſe des Geländes, über Wehranlagen und Waſſerverſorgung, W. Buttler über die Siedlung, ihre Wohn- und Wirtſchaftsgebäude, die verſchiedenen Arten von Vorrats-, Abfall- und Herdgruben, Gräben uſw., alles das mit faſt peinlich genauen Angaben und begleitet von teilweiſe farbigen Karten und Plänen, Grundriſſen, Schnitten, Rekonſtruktionen und photographiſchen Anſichten. In drei weiteren Kapiteln behandelt Buttler die beweglichen Funde, vorweg die ſteinzeitliche Keramik, ihre Formen, Tonbeſchaffenheit und Verzierung, Stilgruppen und Altersfolge, dann auch die Steingeräte und Funde ſpäterer Perioden. Die naturkundlichen Beiträge über petrographiſche Unterſuchung der Tonware und der Steingeräte und über die pflanzlichen, tieriſchen und menſchlichen Reſte rühren von mehreren Bearbeitern her. Zuletzt werden von Buttler Geſamtanlage, Beſiedlungsgang und Soziologie beſprochen und in einem Schlußwort die Bedeutung der Lindenthaler Grabung hervorgehoben, die er mit Recht in ihrer Vollſtändigkeit erblickt: „Wenn es gelingt, nach und nach aus allen Kulturkreiſen und Zeitſtufen wenigſtens eine oder zwei ganze Siedlungen auszugraben (ſo wie man ſchon eine Menge vollſtändiger Gräberfelder kennt), dann bekommen wir allmählich das Material in die Hand, mit dem wir uns ein geſichertes Bild zunächſt von der materiellen und dann auch von der geiſtigen Kultur der Vorzeit machen können".

Fünf ſorgfältige Verzeichniſſe erleichtern die Benutzung des Werkes. Die Abbildungen im Text und auf den Tafeln ſind von unübertreffbarer Deutlichkeit. H. Seger

Zantoch, eine Burg im deutschen Osten, herausgegeben von A. Brackmann und W. Unverzagt, 1. Teil: Zantoch in der schriftlichen Überlieferung und die Ausgrabungen 1932/33 von J. Baas, A. Brackmann, O. Doppelfeld, H. Lüpke, W. Unverzagt. Bd. 1 von: Deutschland und der Osten. Quellen und Forschungen zur Geschichte ihrer Beziehungen. S. Hirzel, Leipzig 1936, 140 Seiten, 13 Pläne, 39 Abb., geh. 7 *RM*, geb. 9 *RM*.

Es ist ein guter Auftakt, wenn der erste Band der Veröffentlichungsreihe „Deutschland und der Osten" eine Untersuchung bringt, die eine vorbildliche Zusammenarbeit von Vorgeschichte und Geschichte zeigt. Zantoch ist die Sperrfeste des besten Überganges über das noch vor 200 Jahren größtenteils versumpfte Warthe-Netzetal, einer alten strategischen Linie erster Ordnung. Daß die Vorzeit nicht mit Grenzlinien, sondern mit Grenzzonen zu rechnen hat, wird gerade bei der Zantochfrage deutlich. Die Nordgrenze der illyrischen Burgen und die burgundisch-wandalische Grenze verliefen südlich der Talzone, ebenso war die älteste Zantocher Burg und ihr zu beiden Ufern sich ausdehnender Machtbereich allem Anschein nach pomoranisch. Auffällige germanische Einflüsse in Befestigungsart (Pfahlzaun) und Hausbau (Flechtwerkbau) sind eher auf wikingische als auf restgermanische Einflüsse zurückzuführen, da Burg 1 auf Grund ihrer „mittelslawischen" Irdenware nicht vor 800 entstanden sein dürfte und da der frühe Einfluß der Wikinger auf die Pomoranen vielfach zu belegen ist.

Wie für Schlesien bringt auch für Zantoch die piastische Reichsgründung einen entscheidenden Einschnitt. Vor 1000 wird Pommern dem Piastenreich eingegliedert, auch nach dem Verlust dieses Außenpostens bleibt Burg und Bezirk Zantoch im Besitz der Piasten. Bezeichnenderweise zeigen sich die nordgermanischen Einflüsse dieser Epoche (Burg 2—5) in Waffen und Knochengerät, beides bietet auffällige Parallelen zu Schlesien, in dem eben die gleiche nordgermanische Kriegerkaste auf den Burgen sitzt wie an der pomoranischen Grenze. Merkwürdigerweise kennt noch nicht die Burg Boleslaw Chrobrys (Burg 2), sondern erst die ebenfalls dem 11. Jahrhundert angehörende Burg 3 die Gliederung in große Burg und Kopfburg; sollte die Einfügung der Kopfburg mit dem Einsetzen der Kastellaneiverfassung am Ende des 11. Jahrhunderts in Verbindung zu bringen sein? Leider berichtet der vorliegende Band nur über Grabungen im Raume der Kopfburg; ob eine soziale Absetzung zwischen „Kopf" und großer Burg zu erkennen ist, läßt sich somit an dem vorliegenden Material noch nicht nachprüfen. Die für das 13. Jahrhundert als die Anbruchszeit der Wiedereindeutschung auch in Schlesien bezeichnende Verkleinerung der Burgen vollzieht in Zantoch der schlesische Herzog Heinrich I., der Bärtige, und der Übergang vom „sächsisch-germanischen Stil" der frühgeschichtlichen wie deutsch-mittelalterlichen Landesburgen zum Turmhügel des fränkisch-normannischen Stils vollzieht sich auch in Zantoch in dem Augenblick, wo die Burg ritterlicher Lehnsbesitz wird. Wie im ganzen Osten ist auch in Zantoch die große Zeit trotz mancher Kämpfe zwischen Brandenburg, Polen und Deutschem Orden im 13. Jahrhundert vorbei, wo als neues Wehr- und Wohnprinzip durch die deutschen Rückwanderer die Stadt in den Osten getragen wird. — Diese knappen Angaben mögen zeigen, daß das Buch für die schlesische Frühgeschichte und Burgenkunde eine Fülle wichtiger Parallelen bietet. Daß Heinrich der Bärtige es ist, der auch in Zantoch dem deutsch-mittelalterlichen Burgenbau den Weg bereitet, ist eine wertvolle Nebenfrucht des Buches, ein Ergebnis, das die schlesischen und kleinpolnischen Zeugnisse über diesen großen Piasten aufs beste ergänzt.

H. Uhtenwoldt

Schlesischer Altertumsverein

Bericht über das Vereinsjahr 1936/37

Die Hauptversammlung wurde am 27. April 1936 abgehalten. Außer dem Jahresbericht wurde eine den Zeitverhältnissen gemäße neue Satzung vorgelegt und angenommen. Nach dem geschäftlichen Teil hielt Kustos Dr. Kurt Langenheim einen Vortrag über die frühmittelalterliche Geschichte Schlesiens im Lichte der Bodenfunde.

Im Anschluß an die Hirschberger Tagung der Ostdeutschen Arbeitsgemeinschaft im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte fand am 24. Mai die Wanderversammlung des Vereins in Kauffung statt. Vorträge hielten Kustos Dr. Geschwendt über die Vorgeschichtsfunde des Bober-Katzbachgebirges und Kustos Dr. Zotz über die altsteinzeitlichen Fundstätten von Kauffung. Die Teilnahme zahlreicher Altertumsforscher aus Ost- und Mitteldeutschland, die Besichtigung der friderizianischen Steinbrüche, der Kitzelhöhle und der dortigen Ausgrabung, die Eindrücke der großartigen Landschaft, nicht zuletzt die vom Kalkwerk Tschirnhaus, vertreten durch Prof. Dr. Thilenius und Direktor Witschel, gebotene Gastfreundschaft und das herrliche Wetter, verliehen der Versammlung besonderen Glanz. Vgl. Altschlesische Blätter 1936, S. 148 ff.

Im Winterhalbjahr hielten Vorträge:

am 20. Oktober (in gemeinsamer Sitzung mit dem Schlesischen Geschichtsverein), 1. Landesamtskustos Dr. Fritz Geschwendt: Die vorgeschichtlichen Oderübergänge in Groß Breslau; 2. Oberbürgermeister i. R. Dr. Theodor Goerlitz: Breslau zur Zeit des Mongoleneinfalls (1241);

am 9. November, Provinzialkonservator Dr. Günther Grundmann: Der mittelalterliche Wohnturm in Boberröhrsdorf als Beispiel denkmalpflegerischer Arbeit in Schlesien;

am 7. Dezember, Univ.-Prof. Dr. Leonhard Franz aus Prag: Neu entdeckte Keltenstädte in der Tschechoslowakei;

am 11. Januar 1937, Univ.-Prof. Dr. Dagobert Frey: Die mittelalterlichen Zisterzienserklöster in Schlesien und Polen;

am 8. Februar, Dr. Walter von Stokar aus Berlin: Spinnen und Weben bei den Germanen;

am 8. März, Prof. Dr. S. Brodar aus Cilli (Celje) Jugoslawien: Neue Forschungen über die Altsteinzeit in den Ostalpen (Potockahöhle).

Am 16. Februar folgte der Verein einer Einladung der Universität zu dem Vortrage des Univ.-Prof. Dr. Andreas Alföldi aus Budapest über Bärenkult und Matriarchat in Eurasien.

Herr Prof. Alföldi erfreute uns außerdem durch einen Vortrag in der Prähistorischen Fachsitzung vom 15. Februar über die Figur der Germania als Sinnbild römischer Soldatentugend. Insgesamt fanden fünf Fachsitzungen statt.

An Veröffentlichungen wurden den Mitgliedern für die Vereinsjahre 1935 und 1936 zwei starke Hefte von Altschlesien geliefert, die mit dem Register zusammen den VI. Band bilden, den an Umfang stärksten, der bisher erschienen ist. Ferner erhielten die Mitglieder Jahrgang 11 der Altschlesischen Blätter und ein vom Schriftleiter verfaßtes und auf Kosten des Vereins gedrucktes Gesamtverzeichnis für die Jahrgänge 1—10 (1926—1935).

Während des Geschäftsjahres stellte sich die Notwendigkeit heraus, eine Neuordnung der Verwaltung des Vereins vorzunehmen und die Geschäftsstelle ab 1. Januar 1937 nach dem Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege zu verlegen. Irgendwelche Änderungen in den Grundsätzen und Zielen des Vereins waren damit nicht verbunden und nicht beabsichtigt. Der Verein sieht es nach wie vor als seine Aufgabe an, die schlesische Altertumskunde in ihrem vollen Umfang, also mit Einschluß der Kunst- und Kulturgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit, zu pflegen,

wobei Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit Hand in Hand gehen sollen. Dem bisherigen Geschäftsführer des Vereins, Oberstadtsekretär i. R. Albert Christoph, wurde bei seinem Ausscheiden aus dem Amt der Dank des Vorstandes für seine 30jährige Mühewaltung zuteil. An seine Stelle trat Anstaltsinspektor beim Landesamt Walter Neumann. — Der Mitgliederbestand blieb im wesentlichen unverändert. Genaue Zahlen lassen sich erst nach Beendigung der vollständigen Neu-Aufnahme des Verzeichnisses angeben.

Durch den Tod wurde uns am 14. Mai 1936 unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Masner entrissen (Altschles. Blätter 1936 S. 133 ff.). Neu ernannt wurden zu Ehrenmitgliedern: Prof. Dr. Alfred Götze in Römhild, Vermessungsrat Max Hellmich und Sanitätsrat Dr. Georg Lustig in Breslau; zu beratenden Mitgliedern: Univ.-Professor Dr. Andreas Alföldi in Budapest, Dozent Dr. Nils Åberg in Stockholm, Univ.-Prof. Dr. Max Vasmer in Berlin, Dr. F. von Tompa in Budapest und die Museumsdirektoren Dr. Otto Kunkel in Stettin und Prof. Dr. Wolfgang La Baume in Danzig.

Die Zusammensetzung des Beirats erfuhr bis zur Ausgabe dieses Berichts folgende Veränderungen: Es schieden aus: Direktor Dr. Kohlhaußen infolge seiner Ernennung zum Ersten Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, Vermessungsrat Hellmich und Sanitätsrat Dr. Lustig durch ihre Ernennung zu Ehrenmitgliedern. Es traten ein: Landeshauptmann Adamczyk, Museumsdirektor Dr. Barthel, Provinzialkonservator Dr. Grundmann und Prof. Dr. Olbricht.

Vorsitzer:

Prof. Dr. Hans Seger

Beirat:

Josef Adamczyk
Landeshauptmann von Ober- und Niederschlesien

Dr. Walter von Boeckmann
Kurator der Universität und der Techn. Hochschule

Dr. Hans Fridrich
Oberbürgermeister der Hauptstadt Breslau

Dr. Günther Grundmann
Provinzialkonservator der Kunstdenkmäler

Dr. Konrad Olbricht
Professor

Dr. Gustav Barthel
Direktor der Städtischen Kunstsammlungen

Alexander Dasler
Lehrer in Lorzendorf Kr. Ohlau

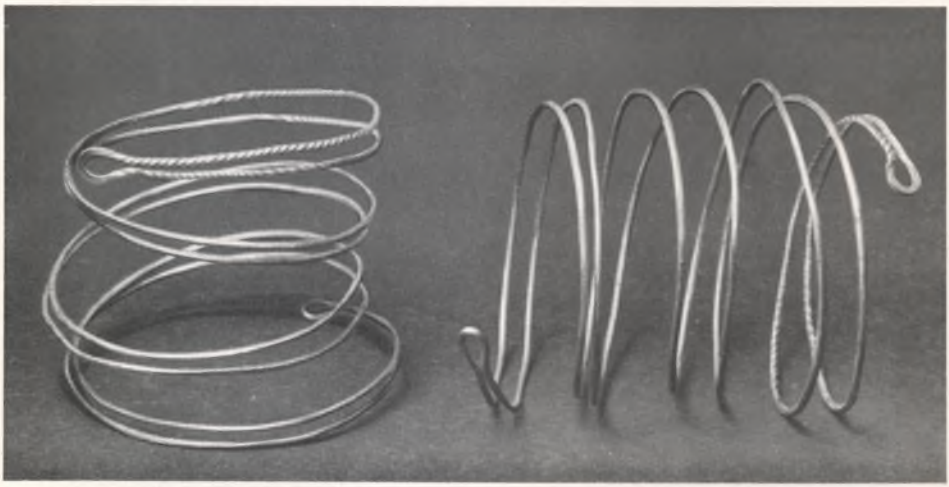
Dr. Fritz Geschwendt
1. Kustos am Landesamt

Dr. Martin Jahn
Universitätsprofessor

Dr. Ernst Petersen
Direktor des Landesamts
für vorgeschichtliche Denkmalpflege

Dr. Georg Raschke
Leiter des Landesamts
für Vorgeschichte Oberschlesiens

1



2 3

Gefäß und Goldspiralen von Alteichen Kr. Glogau

1 in $^1/_3$, 2–3 etwa $^1/_1$ nat. Gr.

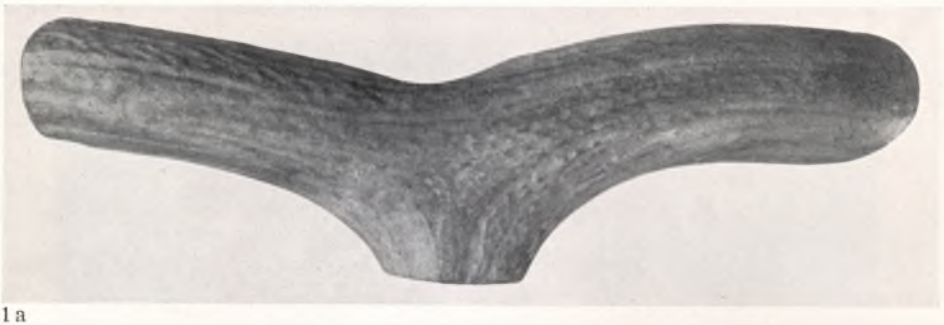
1. Zwei Grabgruben in Hügel 18

2. Bronzenadel in Holzumhüllung aus Hügel 4

BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA OPOLE

3. Bronzenadel, Schädeldecke und Stein aus Grab 18

Hügelgräber von Lampersdorf Kr. Oels



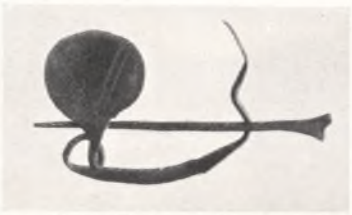
1a

1b Hirschgeweihhacke aus Gramschütz Kr. Glogau. Etwa 1/2

2. Steinbeil aus Schlesien. Etwa 1/2

3–4. Schere und Messer aus Glogau. Etwa 1/2

5. Steinbeil aus Neumarkt. Etwa 1/2



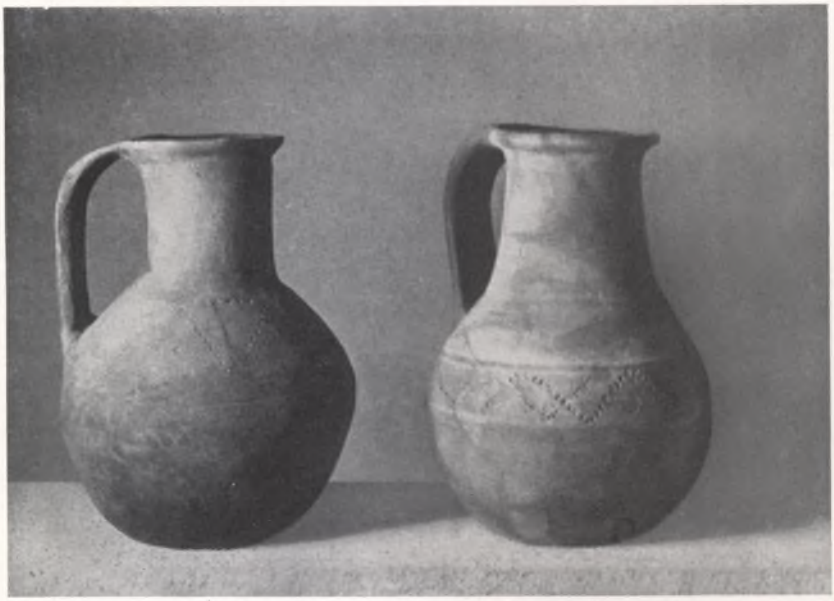
1. Bronzefibel von Glogau. $^2/_5$

2–3. Bronzebeile aus Schlesien. $^2/_5$

4. Bronzebeil von Tschopitz? $^2/_5$

5 6 7 8

5–6 u. 8. Bronzenadel u. Bronzebeile von Glogau. $^2/_5$. 7. Bronzebeil von Bischofswalde Kr. Neiße. $^2/_5$



1 2

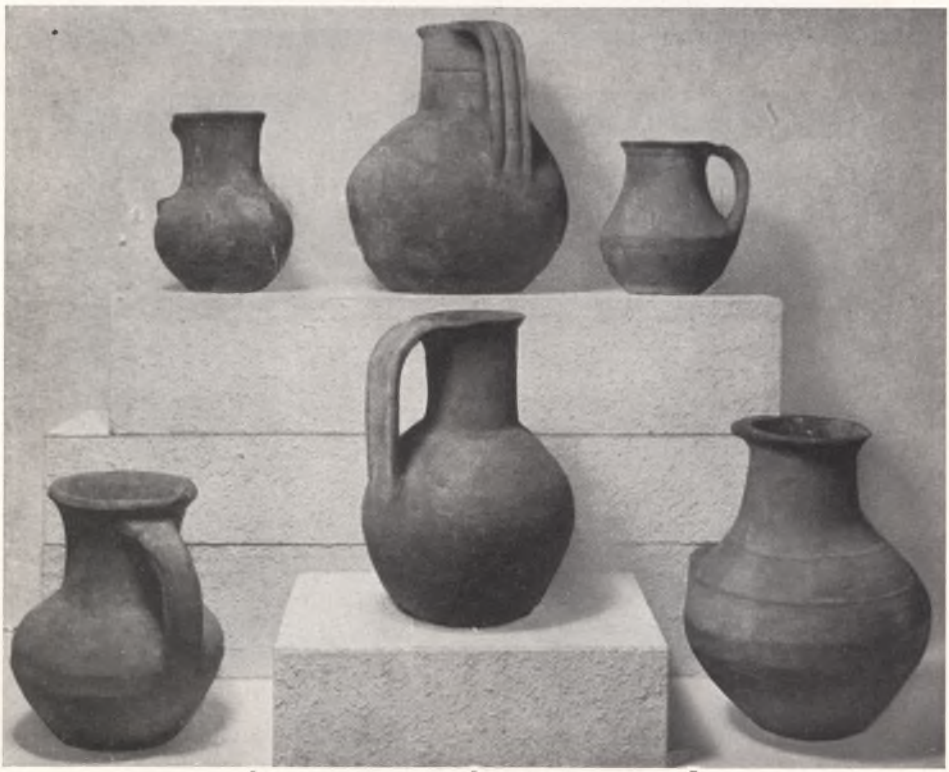
3 3a

Verzierte Henkelkannen und Tonbecher aus Guttentag

1–2 in 1/4, 3–3a in 1/2 nat. Gr.

BIBLIOTEKA PRAHISTORYCZNA OPOLE

2 1 3 4



8 5 6 9 7 10

Toneimer und Henkelkannen aus Guttentag
1–4 in 1/5, 5–10 in 1/6 nat. Gr.

4 1 5 2 6 3 7

10 8 11 9 12

15 13 16 14 17

Schüsseln und Näpfe aus Guttentag
1–12 in 1/5, 13–17 in 1/4 nat. Gr.

BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA W OPOLU

1. Verzierte Gefäßteile

2. Glasnachahmung aus Ton

3. Doppelgefäß

4 5 6 7 8

9 10 11 12 13

14 15 16 17 18

Kleinere Tongefäße aus Guttentag

1–2 in $^1/_2$, 3 in $^1/_4$, 4–18 in $^1/_5$ nat. Gr.

1

2

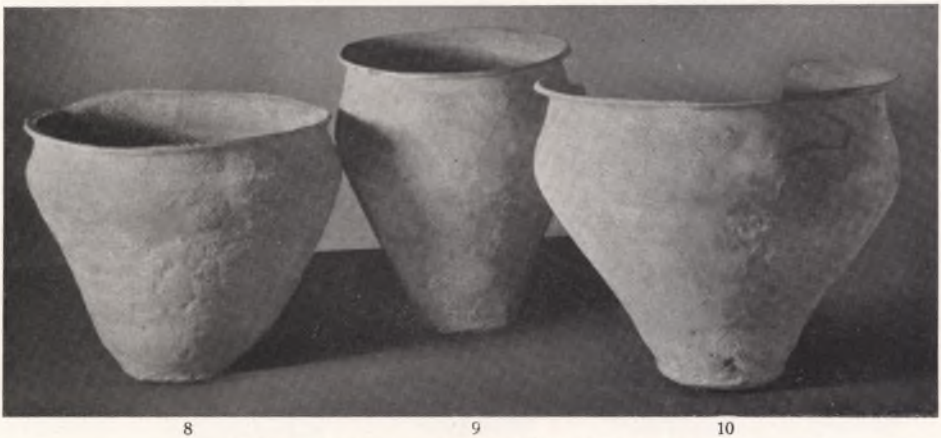
3

4

5

1–4. Gefäßteile. $^1/_4$ nat. Gr.; 5. Eisenwaffen aus Guttentag. $^1/_6$ nat. Gr.

Awariſch beeinflußte frühſlawiſche Töpfe. 1 und 4 Jungfernſee (Kottwitz); 2, 3, 5, 6 Nimptſch, am neuen Bahnhof; 7 Nimptſch, Grundſtück Plümecke. Alles etwa $^1/_3$



Toneimer vom Burgwall in Kleinitz. Etwa $^1/_5$

1 2 3 4a, b

Eisenschälchen vom „Schmiedeberg" bei Gustau Kr. Glogau. 1–3 in $^1/_2$, 4 in $^3/_4$ nat. Gr.

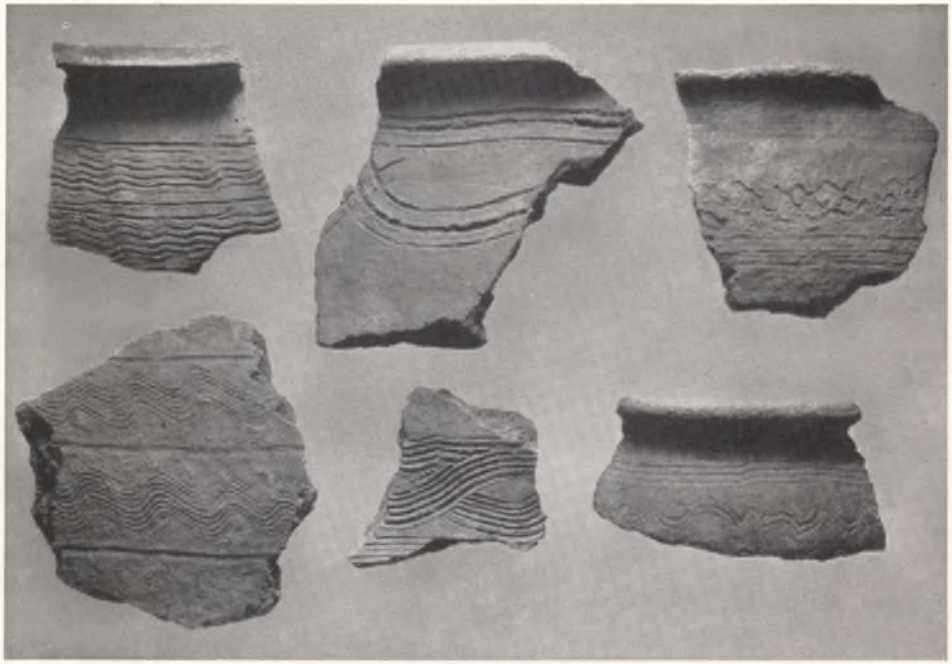
5 6

Toneimer vom „Schmiedeberg" bei Gustau Kr. Glogau. Etwa $^1/_4$

1. Außenböſchung und Graben des Poppſchützer Burgwalls von Norden

2. Schnitt 1 durch den Poppſchützer Burgwall von Oſten. Im Vordergrund das Steinpflaſter des Innenraums, dahinter die verkohlten Mauerfronten

1 2 3



4 5 6

1–6. Mit Wellenlinien verzierte Gefäßreste von Poppschütz. $^1/_2$

7 8 9

7–9. Vorratsgefäß und Töpfe von Poppschütz. Etwa $^1/_5$

1 2 3

4

1–4. Plastisches und eingetiefte Bodenzeichen von Poppschütz. Etwa 1/3

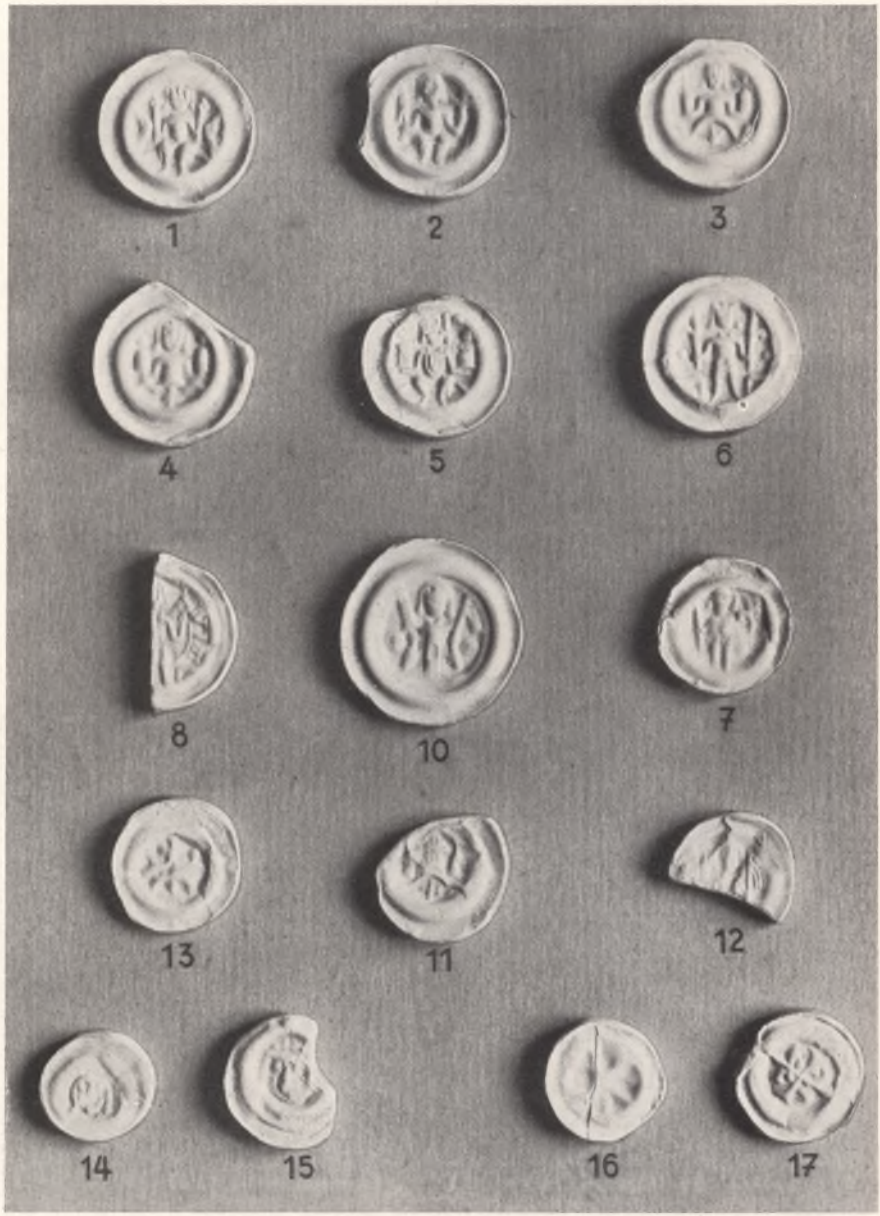
BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA W OPOLU

5 6 7

8 9 10 11

5–11. Verzierte Tongefäßreste von Poppschütz. 2/5

Schwert aus dem Bargello-Museum in Florenz. $^3/_4$
Nach einem Lichtbild des Bargello-Museums



Der Brakteatenfund von Schönbrunn Kr. Sagan. 1/1

Wojewódzka Biblioteka Publiczna Czytelnia w Opolu

Veröffentlichungen des Schlesischen Altertumsvereins

Die Mitglieder des Schles. Altertumsvereins erhalten 33⅓% Ermäßigung.

1. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Alte Folge
   Band I und II: vergriffen, Band III: M. 12.—, Band IV und V: vergriffen, Band VI: M. 12.—, Band VII: M. 12.—. Einzelne Hefte M. 0.50 bis M. 2.—.
2. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Neue Folge. (Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer.)
   Band I und II: vergriffen, Band III, IV, V, VI: je M. 12.—, Band VII, VIII: je M. 15.—, Band IX, X: je M. 24.—. Register für Bd. I–X M. 1.50.
3. Altschlesien. Mitteilungen des Schles. Altertumsvereins. Band I: vergriffen, Band II: M. 12.–, Band III: M. 12.–, Band IV: M. 12.–, Band V (Festschrift für Hans Seger): M. 15.–, Band VI mit Register: M. 15.–.
4. Altschlesische Blätter. Jahrgang 1926–1934 vergriffen.
5. M. Zimmer: Die bemalten Tongefäße Schlesiens aus vorgeschichtlicher Zeit. Mit 7 Farbentafeln und 1 Karte. Preis M. 3.–.
6. F. Friedensburg: Die schlesischen Münzen des Mittelalters. Mit 15 Lichtdrucktafeln. Preis M. 12.–.
7. G. Bersu: Der Breite Berg bei Striegau. Teil I: Die Grabungen. Preis M. 24.—.

   Sonderabdrucke, Preise herabgesetzt:
8. Vorgeschichtliche Abhandlungen aus Schlesiens Vorzeit. Neue Folge, Band VIII: M. 4.50, Band IX: M. 3.–.
9. K. Masner: Die schlesischen Stammbücher und ihre künstlerische Ausschmückung (Schles. Vorzeit, Neue Folge IV). Preis M. 3.–.
10. E. Hintze: Schlesische Zinngießerwerkstätten (Schles. Vorzeit, N.F. V). M. 3.–.
11. E. Hintze: Schlesische Goldschmiede (Schles. Vorzeit, Neue Folge VI und VII). Preis: 1. Teil M. 3.–, 2. Teil M. 2.–.
12. F. Friedensburg: Neue schlesische Münzfunde (Brakteatenfund von Salesche usw. Altschlesien I). Preis M. 1.–.

Ferner kann durch den Verein bezogen werden:

C. Buchwald: Einige Hauptwerke der kirchlichen Malerei und Bildhauerei des Mittelalters. Preis M. 0.50.

H. Seger: Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung und das Antikenkabinett. Preis M. 0.80.

E. Hintze: Führer durch das Schloßmuseum. Mit 64 Tafeln. Preis M. 2.–.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
D 1174/VII/1
013-001184-00-0

Quellenschriften zur ostdeutschen
von Hans Seger, Verlag von
Band 1: **Die Kelten in Schle**
mit 76 Textabbildungen und 1
für Mitglieder des Schlesischen

Band 2: **Die spätgermanische Kultur Schlesiens im Gräberfeld von Groß Sürding** von Lothar F. Zotz mit einem menschenkundlichen Beitrag von Rudolf Glaser. IV, 116 S. mit 74 Abb. i. T., 1 mehrfarb., 24 schwarze Tafeln. Leipzig 1935. Ladenpreis M. 8.60, Vorzugspreis für Mitglieder M. 7.30.

Band 3: **Die bemalte Keramik der frühen Eisenzeit in Schlesien** von Rudolf Glaser. VI, 164 S. mit 17 teils mehrfarb. Tafeln und 4 Karten. Leipzig 1937. Ladenpreis M. 12.90, Vorzugspreis für Mitglieder M. 11.–.

Die Schlesischen Münzen des Mittelalters von Ferdinand Friedensburg. Folio, 16 Seiten und 15 Lichtdrucktafeln. Selbstverlag des Schlesischen Altertumsvereins. Vertreten durch Ferdinand Hirt in Breslau. Ladenpreis M. 12.–, Vorzugspreis für Mitglieder M. 9.–.

Der Breite Berg bei Striegau. Eine Burgwalluntersuchung, herausgegeben vom Schlesischen Altertumsverein mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. Bearbeitet von G. Bersu, H. Kurtz, E. Petersen und H. Seger.

Teil 1: **Die Grabungen** von G. Bersu. Groß-Folio, 46 Seiten Text mit 38 Abbildungen und 4 Tafeln in Farbendruck. Preis kartoniert M. 24.–, Vorzugspreis für Mitglieder M. 18.–.

Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Fraustadt von Franz Pfützenreiter mit 27 Tafeln. M. 4.50.

Menschen der vorgeschichtlichen Zeit, aus denen der Schlesier wurde von Lothar F. Zotz mit 12 Abbildungen. M. 0.50.

Wer in den Schlesischen Altertumsverein eintritt, fördert die heimische Altertumsforschung und somit die schlesische Heimatkunde und -pflege

---

Jährlicher Beitrag 6 Mark (auch in zwei Raten zahlbar); Anmeldungen im Büro des Landesamtes für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau 1, Schloß (Westflügel), Fernruf: 26673
Postscheckkonto des Schlesischen Altertumsvereins: Breslau 62420

Druck: Schlesische Druckerei A.-G., Breslau 2, Tauentzienstraße 49